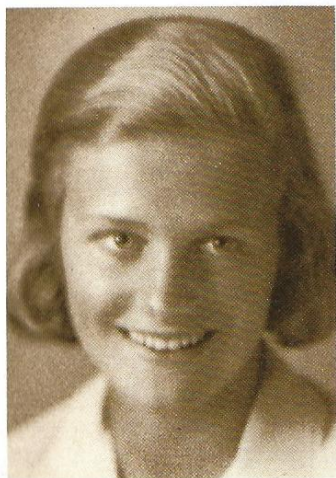


# Fey von Hassell Niemals sich



## beugen Erinnerungen einer Sonder- gefangenen der SS

### Piper

»Die überaus bewegenden Erinnerungen einer Frau, die als Tochter eines der wichtigsten Männer des 20. Juli von den Nazis verhaftet wurde und während der letzten Monate des ›Dritten Reiches‹ von einem Konzentrationslager zum anderen verschleppt wurde . . . Die Porträts ihrer Mitgefangenen sind überaus anrührend; ihr Mut und die Geschichte ihrer Rettung und der Suche nach ihren Kindern lassen niemanden kalt.«

Kirkus Review

»Die Erzählung verbindet Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit (oder kurz danach) mit Erinnerungen, eine Fundgrube für Informationen. Ein wunderbares Buch.«

Il Messagero

»Ein Buch, das uns nachdenklich machen wird.«

Il Messagero Veneto

»Fey von Hassells Buch öffnet ein Fenster zu einer Vergangenheit, die nicht vergessen werden darf.«

L'Umanità

»Kaum waren wir eingetroffen, stellte mich der SS-Obersturmbannführer zwei Stauffenbergs vor. Nach einigen Tagen trafen noch andere Häftlinge ein. Bald bestand unsere Gruppe aus acht Stauffenbergs, sechs Goerdelers, drei Hofackers und mir. Als ich diese Namen hörte, war mir sofort klar, daß ich bis zum Kriegsende in Gefangenschaft bleiben würde...«

Ort und Zeit der Handlung: August 1944, Reinerz in Schlesien. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 verhaften die Nazis nicht nur alle direkt Beteiligten, sondern auch deren Familienmitglieder und bringen sie als »Sondergefangene« in Lager. Mit dabei: Fey von Hassell, Tochter des Widerständlers Ulrich von Hassell. Als eine der wenigen heute noch Lebenden erzählt sie in diesem Buch ihre Geschichte: Jugend in Rom als Tochter des deutschen Botschafters, Heirat mit einem jungen Italiener, der sich im Widerstand gegen Faschisten und Nationalsozialisten betätigt, Verhaftung. Im Gefängnis werden ihr ihre beiden Kinder weggenommen: Sie sollen in einem nationalsozialistischen Kinderheim, ohne die »schädlichen Einflüsse« der Eltern, zu »guten Deutschen« erzogen werden. Die Suche nach ihren Kindern – sie wird sie erst nach Kriegsende wie durch ein Wunder wiederfinden – zählt zu den bewegendsten Kapiteln dieses Buches.

*Niemals sich beugen* ist aber vor allem auch der sehr persönliche Bericht einer Zeitzeugin. Fey von Hassell beschreibt – anhand ihres Tagebuches – den qualvollen Konflikt ihres Vaters, der als Botschafter seinem Land, aber nicht einem verbrecherischen Regime dienen will. Sie erzählt die weitgehend unbekannte Geschichte

der »Sondergefangenen«, die mit dem Näherrücken der Front von KZ zu KZ geschickt werden: Als Träger prominenter Namen – so Leon Blum, Stauffenberg, Schuschnigg und andere – sind sie Geiseln, die sich das Regime als letzte Trumpfkarten vorbehält.

Ein ebenso menschlich bewegender wie spannend geschriebener Erlebnisbericht.



Fey von Hassell, geboren 1918 als Tochter des späteren Botschafters in Rom und Widerstandskämpfers Ulrich von Hassell. Ab 1932 in Italien, 1940 Heirat mit Detalmo Pirzio-Biroli, 1944 Verhaftung, bis zum Kriegsende in verschiedenen Konzentrationslagern wie Stutthof, Buchenwald und anderen. Seit 1945 lebt Fey von Hassell-Pirzio-Biroli mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Rom und auf dem Castello di Brazzà bei Udine. Ihr Bericht, 1987 in Italien erschienen, wurde dort ein großer Erfolg; er wird, gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe, auch in Großbritannien und den USA erscheinen.



Piper  
München Zürich

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *«La Storia incredibile»*  
bei Editrice Morcelliana, Brescia 1987

ISBN 3-492-03352-0

© Editrice Morcelliana, Brescia 1987

Deutsche Ausgabe:

© R. Piper GmbH & Co. KG, München 1990

Satz: Uhl 4-Massopust, Aalen

Druck und Bindung: May & Co., Darmstadt

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## *Inhalt*

Vorwort zur deutschen Ausgabe .....	7
<i>Erster Teil: In Italien 1932-43</i> .....	11
Rom 1932 .....	13
Ich wachse heran 1933-37 .....	17
Das Ende einer Epoche 1938-39 .....	51
Kriegshochzeit 1939-40 .....	55
Zeiten der Unsicherheit 1941-43 .....	67
<i>Zweiter Teil: Als Himmlers Geiseln</i> .....	75
Waffenstillstand in Italien – die Deutschen besetzen Brazzà .....	77
In Brazzà unter deutscher Besatzung .....	82
Reise nach Rom – Weihnachten in Brazzà – letzte Monate in Freiheit.....	91
Das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 und meine Verhaftung .....	99
In Udine im Gefängnis – Rückkehr nach Brazzà – Verschleppung nach Deutschland .....	104
Im Gefängnis in Innsbruck .....	113
Im Hotel Hindenburg-Baude bei Reinerz.....	131
Von Reinerz nach Stutthof .....	141
Das Konzentrationslager Stutthof und das Durchgangslager Matzkau.....	146
Aufenthalt in Lauenburg – im Konzentrationslager Buchenwald.....	161
Von Buchenwald nach Dachau .....	175
Der Freiheit entgegen! Reichenau, Villabassa, Anacapri .....	187
Auf der Suche nach den Kindern .....	200
Epilog .....	222
Faksimiles .....	227
Namensverzeichnis.....	233
Bildnachweis .....	240

## *Vorwort zur deutschen Ausgabe*

Als ich im Mai 1945 nach meiner Befreiung durch die Amerikaner nach Rom zurückgekehrt war, begann ich sogleich mit der Aufzeichnung meiner Erlebnisse vor und während der Haft. Hierfür waren vornehmlich drei Gründe massgebend. Es war mir klar, dass nur eine alsbaldige Niederschrift meiner Erinnerungen zahlreiche Einzelheiten, besonders die tragischen, vor dem Vergessen bewahren würde. Des weiteren war es mein Wille, das Erlebte meinen Kindern zu übermitteln, die mir von den Nazis entrissen worden waren und deren Schicksal für mich den Mittelpunkt jener Zeit gebildet hatte. Dank dem Optimismus meiner Jugend hoffte ich immer noch, sie wiederzufinden – wie es dann auch geschah. – Schliesslich aber wollte ich auch etwas tun, das das unentwegte Kreisen meiner Gedanken um den Verbleib meiner verschollenen Kinder überdecken und mir helfen könnte, der inneren Angst wenigstens während der Tagesstunden Herr zu werden.

Eine Anzahl erhaltener Notizen über die jeweiligen Daten unserer Aufenthalte und die Namen von Orten und der Leidensgefährten waren mir dabei von Nutzen. Ich begann mit dem Aufruf Badoglios am 8. September 1943, dem darauffolgenden Waffenstillstand zwischen Italien und den Alliierten und der Besetzung von Brazzà durch die deutsche Wehrmacht. Meine kleinen Buben, mit denen ich diese Zeit gemeinsam erlebte, waren stets bei mir. Ende Juni 1945, mit Detalmo, meinem Mann, nach Brazzà zurückgekehrt, bat ich meine Freundin in Udine um Rückgabe jener kleinen Notizbücher, die ich am Tage meiner Verhaftung heimlich in ihrer Tasche hatte verschwinden lassen. Leider hatte sie aber diese Notizen in ihrem Garten verbrannt aus Sorge, die über unsere enge Freundschaft informierte Gestapo hätte bei ihr eine Haussuchung vornehmen können. Ich verbarg

vor ihr meinen Ärger und meine Enttäuschung über diesen Verlust; glücklicherweise hatte ich eine bedeutende Anzahl von Briefen aufbewahrt, die mir nun von Nutzen waren. Auch waren da noch Nonino, unser Diener, Cilla und Ernesta, unsere Dienstmädchen, und Alvisè und Anna, unsere Verwandten in Brazzà. Sie alle halfen mir mit Erinnerungen aus jener Zeit, die mir entfallen waren und es nun erlaubten, einige Gedächtnislücken zu schliessen.

Im November 1945 konnten wir unsere Kinder endlich wieder nach Brazzà zurückbringen. Haus und Hof nahmen mich voll in Anspruch. So gesellten sich meine Aufzeichnungen zu sonstigen Dokumenten und Briefen, wo sie ihre erste Warteperiode durchliefen. – Nur einige Male wurden sie auf Drängen von Verwandten oder Freunden hervorgeholt, die davon gehört hatten und sie lesen wollten. 1950 war es ein alter neapolitanischer Freund unserer Familie, Andrea Giovane di Girasole, dessen massgebliches Urteil bereits damals das Interesse eines weiteren Leserkreises voraussagte. Dennoch verschwand dann das Manuskript zum zweiten Male für Jahre in meinem Schreibtisch.

1966 kam dann Mario Schettini, Schriftsteller und Freund der Familie, mit seiner Frau zu einem kurzen Besuch nach Brazzà. Er zeigte sich begeistert von dem Manuskript, empfahl jedoch als Vervollständigung einen ersten Teil, der meine Erinnerungen an die Jahre vom September 1932 bis Februar 1938, also die römische Zeit, umfassen sollte, während der mein Vater Botschafter am Quirinal gewesen war. Zunächst fiel es mir schwer, seinem Rat zu folgen; dann aber erinnerte ich mich der Tagebücher, die ich als junges Mädchen in Rom wenigstens seit 1936 geführt hatte.

Um meine Arbeit beginnen zu können, bedurfte es nun aber noch der Erschliessung der Quellen für die Zeit von Ende 1932 bis Anfang 1936, wofür ich keine Tagebücher, aber meine Schulkladden voller Aufzeichnungen, zur Verfügung hatte. Wieder half ich mir mit der Auswertung zahlreicher Briefe, vor allem aber mit ergänzenden Erklärungen meiner Mutter, die ich nun mit tausend Fragen bestürmte. Ihre Erzählungen riefen wiederum viele eigene Erinnerun-

gen in mir wach, so dass ich ohne grosse Mühe den Zeitraum bis 1936 wieder einfangen konnte. Auch hütete ich mich, die zeitlich danach gelegenen Tagebücher voller bedeutungsloser Jungmädchenbagatellen nun etwa wörtlich zu übernehmen. Wohl aber entnahm ich ihnen, was von bleibendem Interesse war. Bei dieser Auswahl entdeckte ich, dass ich, wenngleich jung an Jahren, grösstenteils über politische Begebenheiten geschrieben hatte, insoweit nicht Detalmo, mein zukünftiger Mann, den ich 1936 gerade kennengelernt hatte, das Hauptthema bildete...

Auch diese Aufzeichnungen wurden sodann durch Berichte meiner Mutter und meiner Erzieherin Lotti vervollständigt.

Ich habe mich bemüht, alle meine Aufzeichnungen authentisch, ohne nachträgliches «Frisieren», wiederzugeben, so wie ich es damals als junges Mädchen und junge Frau empfunden und erlebt habe.

Von Beginn an hatte ich mich der italienischen Sprache bedient, um meine Aufzeichnungen Freunden und Verwandten zugänglich machen zu können. Der italienische Verlag Editrice Morcelliana in Brescia hatte 1986 Briefe und andere Dokumente von Helmuth James von Moltke veröffentlicht und wandte sich nun aufgrund seines Interesses an dieser Geschichtsperiode an mich mit der Bitte um Einsicht in das Manuskript. 14 Tage nach Absendung einer Kopie erhielt ich vom Verlag zu meiner Überraschung die Absichtserklärung, meine Geschichte zu veröffentlichen, geknüpft an eine Bedingung, die mich ganz und gar nicht wunderte (schliesslich ist Italienisch nicht meine Muttersprache): dass die sprachliche Diktion meines Italienisch verbessert würde. Diese Arbeit übernahm Detalmo. Der Erfolg, den die italienische Ausgabe hatte, ist auf diese Weise auch ihm zu danken.

Und nun erscheint dieses Buch auch in deutscher Sprache, und meine Freude darüber ist gross. Es ist mein Anliegen, dass die Geschehnisse in den damaligen Gefängnissen und Lagern im Allgemeinen und die der Sippenhaft im Besonderen von allen davon Betroffenen niedergeschrie-



ben werden mögen. Dies sind wir vor allem der deutschen Jugend schuldig. Nur durch vielfache einander ergänzende Tatsachenberichte kann sie zur Überzeugung gelangen, dass Greuel dieser Art sie unmittelbar angehen und dass sie sich niemals wiederholen dürfen. Es ist die Aufgabe der älteren Generation, den Jüngeren diese Erinnerung nahezubringen und zu erhalten. Der italienische Philosoph Benedetto Croce erklärt in einer seiner Schriften, dass wir die Vergangenheit nur dann lebendig erhalten können, wenn es uns gelingt, daraus Geschichte der Gegenwart zu machen.

Dann wendet die Geschichte als unauslöschliche Anklage die Worte auf jene zurück, die sie zum vermeintlich ewigen Gedenken in ehernen Lettern giessen und an der Münchner Feldherrnhalle anbringen liessen:

DEUTSCHE, VERGESST ES NIE!

Rom, am 8. September 1989

Fey von Hassell

*Erster Teil*

In Italien 1932-43

## *Rom 1932*

Heute schreiben wir den *3. September 1932*. Wir sitzen in Grossmuttis\* Wohnzimmer in ihrem Haus in Feldafing am Starnberger See und warten gespannt auf einen Anruf von Papa aus Berlin, in dem er uns Bescheid geben wird, wo man ihn in nächster Zeit als Diplomat einsetzen wird. Eifrig beraten wir die verschiedenen Möglichkeiten und erinnern uns dabei an den Tag, an dem Papa zum Gesandten in Belgrad ernannt wurde. Damals sagte Reichskanzler Brüning zu ihm: «Ich schicke Sie nach Belgrad, das ist für Sie das beste Sprungbrett, um eines Tages Botschafter in Rom zu werden. In Belgrad werden Sie nämlich Gelegenheit haben, sich eingehend mit den Problemen im Balkan und an der Adria auseinanderzusetzen.» Deshalb haben wir allen Grund zu hoffen, dass er jetzt nach Rom versetzt wird.

Endlich läutet das Telefon. Sofort hebt Mutti ab: Er darf wirklich nach Rom! Wir sind ausser uns vor Freude, denn die Mittelmeerländer lieben wir alle am meisten. Vor dem Ersten Weltkrieg war mein Vater für drei Jahre Vize-Konsul in Genua, nach dem Krieg zwei Jahre Geschäftsträger und Botschaftsrat in Rom und dann fünf Jahre Generalkonsul in Barcelona. Papa, der sich immer schon intensiv mit Dante beschäftigt hatte, könnte in Rom seine Studien fortsetzen, sagt Mutti, die Italiener würden das sicher besonders anerkennen. (Er hat dann auch wirklich eine Reihe von Dante-Vorträgen in Italien gehalten, selbstverständlich alle auf italienisch.)

Wir Kinder müssen zunächst noch ziemlich lange warten, bis auch wir nach Rom übersiedeln können.

Einen Monat später kommt Mutti, begeistert von dem neuen Wohnsitz, aus Rom zurück: Das wunderschöne

\* Marie von Tirpitz, Witwe des Grossadmirals Alfred von Tirpitz.

Haus, genannt Villa Wolkonsky, liegt in einem zauberhaften Park, durch den das malerische römische Aquaedukt verläuft.

*10. Oktober.* Ohne meine Geschwister langweile ich mich in Feldafing zu Tode: Mein fünf Jahre älterer Bruder Wolf-Ulli ist wieder an der Universität in Königsberg, mein drei Jahre älterer Bruder Hans-Dieter kehrt zur Ritterakademie in Brandenburg (einem Internat für junge Adelige) zurück, wo es sehr spartanisch zugeht: Die Räume werden nicht geheizt, und zu essen gibt es ganz wenig. Meine sieben Jahre ältere Schwester Almuth fährt ständig nach Berlin. Lotti Fette, seit 13 Jahren unsere Erzieherin, ist wieder bei uns. Ich mag sie sehr, aber sie hält mich an der kurzen Leine, wo ich doch so gern frei und unabhängig wäre.

*15. Oktober.* Mutti schreibt, dass Papa Mussolini besucht hat, es war ein inoffizieller Besuch, denn Papa hat dem König noch nicht sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Er musste durch einen langen Saal im Palazzo Venezia gehen, an dessen Ende ein riesiger Schreibtisch stand. Mussolini erhob sich und ging ihm ein paar Schritte entgegen. Dann setzte er sich wieder, stützte sich auf den Schreibtisch, schaute meinen Vater mit seinen grossen Augen an und sagte: «Dunque!» (= Also).

Sogar an meinem 14. Geburtstag am 22. Oktober bin ich allein. Nur Grossmutter und Tante Mani (Margot von Tirpitz, die jüngere Schwester meiner Mutter) sind zu Hause. Und natürlich Lotti Fette, die mich weiterhin mit ihrem Unterricht verfolgt. Ich bin noch nie in eine richtige Schule gegangen, und jetzt hoffe ich inständig, dass es in Rom eine deutsche Schule gibt, damit endlich dieser verfluchte Privatunterricht ein Ende findet.

Im *November* hat Papa König Viktor Emanuel III. die Beglaubigungsurkunde überreicht. Wie Mutti schreibt, wurde er von einem Vierspanner abgeholt. Er trug seine Galauniform und sämtliche Orden. Der Staatsakt ging rasch

über die Bühne, aber die Abfahrt und die Heimfahrt müssen imposant gewesen sein.

Endlich, am 22. *Dezember*, fahren Lotti, Hans-Dieter, der aus dem Internat heimgekommen ist, und ich nach Rom. Almuth und Wolf-Ulli waren schon ein paar Tage eher angereist. Mutti holt uns mit dem Horch der Botschaft am Bahnhof ab. Der Fahrer ist ein Italiener. Vor der Botschaft werden wir von zwei Carabinieri in ihrer malerischen Uniform militärisch begrüsst. Offensichtlich stehen sie Tag und Nacht vor der Botschaft. Wir fahren über einen kurvigen, asphaltierten Weg durch den Garten bis vor den Haupteingang der Villa, wo uns zwei livrierte Diener die Autotüren öffnen. Hans-Dieter und ich knuffen uns heimlich und amüsieren uns über diesen unserer Ansicht nach reichlich übertriebenen Pomp.

Das Haus ist riesengross. Wie eine Königin fühle ich mich, denn ich habe ein Zimmer ganz für mich allein mit einem Balkon auf den Garten hinaus; schade, dass es schon dunkel ist, ich kann nichts mehr sehen. Obwohl es Winter ist, atme ich diesen betörenden südländischen Duft.

Am nächsten Morgen stehe ich in aller Frühe auf, um Haus und Garten zu besichtigen. Der Garten fasziniert mich. Dort gibt es verwunschene Brunnen, dort wachsen Pinien und Zypressen, und im Grün des Akantus verstecken sich kleine Teiche. Statuen säumen die langen, stillen Alleen.

Am 24. *Dezember* liegen – wie jedes Jahr – viele Geschenke unterm Weihnachtsbaum. Nur ist dieses Jahr alles viel grösser und besonders der Baum ist gewaltig, weil die Räume so hoch sind. Die zwölf Bediensteten singen mit uns die beiden Weihnachtslieder «Stille Nacht, heilige Nacht» und «Oh, du fröhliche, oh, du selige». Es klingt beinahe, als hätten wir unseren eigenen Chor. Der einzige Missklang kommt von Wolf-Ulli, der so unbeschreiblich falsch singt und sich zu meinem Kummer an diesem Weihnachtsfest neben mich stellt.

(Die zwölf Dienstboten sind mir noch gut in Erinnerung: Brauner, um die 58 Jahre alt, ist durch seine Grösse ein sehr repräsentativer Mann. Reinicke scheint sehr intelligent zu sein, während der junge Georg eher durch Dummheit glänzt. Wilma ist Zimmermädchen, ebenso wie Hanni, Maria und Liesel. Netty ist für den Küchenbereich verantwortlich. Sie hat bereits in Kopenhagen und Belgrad für uns gearbeitet. Nach Art der österreichischen Köchinnen trägt sie stets eine hohe, gestärkte weisse Haube. Ihre Schwester Anna geht ihr zur Hand, und der immer fröhlich aufgelegte italienische Küchenjunge Costantino erledigt in der Früh die Einkäufe. Unser privater Chauffeur ist ein Deutscher namens Schuhknecht, der zweite ist der Botschaftsfahrer, ein Italiener, der Tito heisst.)

Mutti, Lotti und wir vier Kinder gehen in die Christmette in Santa Maria in Aracoeli. An diesem Abend sehe ich zum ersten Mal ein wenig von der Stadt. Alles ist festlich beleuchtet, besonders die Denkmäler und die alten Paläste. Die Piazza Venezia, Santa Maria in Aracoeli und das Kapitol werden mir immer in Erinnerung bleiben. Hier begegnet man der Vergangenheit auf Schritt und Tritt, und restlos begeistert bin ich von der italienischen Architektur.

Am 31. *Dezember* läuten um Mitternacht die Glocken der vielen Kirchen Roms. Es ist zauberhaft. Wie jedes Jahr zünden wir heute zum letzten Mal die Kerzen am Weihnachtsbaum an. In diesem milden Klima wirkt der Weihnachtsbaum beinah fehl am Platz – und in den italienischen Häusern sieht man auch kaum einen. Dafür haben die Italiener die ausgetüfteltsten und phantasievollsten Krippen. Was passiert nicht alles in der Nähe der kleinen Hütte, in der das Jesuskind liegt!

## *Ich wachse heran 1933-37*

Am 2. *Januar* 1933 gratuliert das gesamte diplomatische Korps dem König von Italien. Auch Papa fährt in Galauniform mit seinen Mitarbeitern zum Quirinal.

*30. Januar.* Hindenburg, der am 26. April 1925 zum Präsidenten der Weimarer Republik gewählt worden war, ernannt Hitler zum Reichskanzler. Papa ist ausser sich. Mein Ärger hat eine andere Ursache: Ich soll weiterhin Privatunterricht bekommen, wo ich mich doch so sehr auf eine normale Schule gefreut hatte. Es gibt eine deutsche Schule in Rom, warum darf ich sie nicht besuchen? Stattdessen kommt nun jeden Morgen ein gewisser Professor Gerke zu uns, um mich zu unterrichten. Er hat schwarze Koteletten, seine Haut ist olivfarben und seine ganze Leidenschaft gilt römischen Sarkophagen. Jede Woche sehen wir uns einen dieser Sarkophage an, und ich muss dann Aufsätze über deren Bildreliefs schreiben.

*28. Februar.* Jedermann ist entsetzt und bestürzt über den Reichstagsbrand in Berlin. Die Nazis schieben den Kommunisten die Schuld zu. Papa meint, es sei eine von den Nazis provozierte Brandstiftung; sie würden so versuchen, die Kommunisten vor den Wahlen am 5. März anzugreifen. Nachmittags spiele ich viel mit Willi Weisser und Wolfram Reisinger, beide Kinder von Botschaftsbeamten, in unserem Park. Wir holen ein Eselchen aus dem Stall und führen es in die Anlagen. Normalerweise zieht das Tier für die Gärtner einen kleinen Karren, mit dem sie Pflanzen und Laub transportieren. Wir wetten, wer es am längsten auf dem Rücken des Esels aushält, bis er die Flucht ergreift und durch Gestrüpp und tiefhängende Zweige in seinen Stall zurückgaloppiert. Nachher stehen wir mit zerrissenen Kleidern da.

In Deutschland haben am 5. *März* die Wahlen stattgefunden. Mit der rechtsextremen Deutsch-Nationalen Volkspartei zusammen haben die Nazis 52 Prozent erhalten.

*Ende April* beginnt das berühmte internationale Reitturnier auf der Piazza di Siena im Park der Villa Borghese. Papa muss öfter dorthin, weil auch deutsche Reiter an dem Turnier teilnehmen. Lotti hat mir versprochen, mich an dem Tag, an dem um die «Coppa delle Nazioni» geritten wird, zur Villa Borghese mitzunehmen. Dieses Jahr ist es sehr spannend, weil die Deutschen schon zweimal gesiegt haben und im Fall eines dritten Sieges den Pokal gewinnen würden. Endlich ist es soweit. Wir machen uns auf den Weg zur Piazza di Siena. Das Rennen hat schon begonnen. Es herrscht absolute Stille. Die Spannung ist kolossal. Immer wenn ein italienischer Reiter in den Parcours kommt, könnte man eine Fliege summen hören, und man spürt die knisternde Nervosität, wenn ein deutscher Reiter an der Reihe ist. Wirft der Reiter ein Hindernis um, geht ein erleichtertes Aufatmen durch die Menge, am liebsten würden die Zuschauer applaudieren. Ich kann das zwar gut verstehen, aber ich finde es unsportlich. Der letzte deutsche Teilnehmer ist ein Offizier namens Momm mit dem berühmten Hengst Wotan. Das Pferd ist dermassen gut trainiert, dass seine sicheren und exakten Sprünge fast mechanisch wirken. Allerdings fehlt Wotan die Spontaneität des kleinen, aber sehr kräftigen italienischen Pferdes Nasello. Jeder weiss, dass Momm nur ein Hindernis umzuwerfen braucht, um einen Gleichstand zwischen Deutschen und Italienern herbeizuführen. Nach dem ersten Hindernis verliert Momm einen Steigbügel und seine Militärkappe. Er bleibt jedoch ganz ruhig, versucht nicht einmal, seinen Steigbügel wiederzufinden. Den ganzen Parcours reitet er mit nur einem Steigbügel. Fehlerfrei! Der Applaus ist enorm, kommt aber nicht ganz von Herzen. Jedenfalls gewinnen die Deutschen den Pokal.

Am gleichen Tag, am 2. *Mai*, werden in Deutschland die Gewerkschaften verboten und zugunsten der Deutschen Arbeitsfront aufgelöst. Papa meint, die Dinge entwickelten sich zunehmend schlimmer.

Meine Eltern sind oft zum Mittag- oder Abendessen aus,



und häufig begleitet sie dabei Almuth. Dann muss ich mit Lotti allein essen, und das ist überhaupt nicht lustig. Ich finde es viel schöner, wenn alle zu Hause sind. Mutti hat immer allerlei interessante Geschichten auf Lager, und Papa erzählt uns von seiner täglichen Arbeit und von politischen Ereignissen, die mich immer sehr interessieren. Vor ein paar Tagen hat er uns einen Besuch bei Mussolini geschildert. Er findet, dass Mussolini Argumenten gegenüber Offenheit zeigt. Ausserdem könnte er mit der Monarchie im Hintergrund kaum den grossen Diktator herauskehren. Dadurch ergäbe sich in Italien eine ganz andere Situation als in Deutschland, wo Hitler sich täglich mehr als Diktator gebärde. Ausserdem sei Hitler ausgesprochen ungebildet, während Mussolini Geschichte und Völker kenne; sich mit ihm zu unterhalten, sei immer anregend.

25. *Mai.* Wir fahren alle nach Fregene, um zum ersten Mal im Meer zu baden. Natürlich sind wir dort die einzigen, denn die Italiener würden niemals vor Ende Juni baden gehen. Der Strand mit dem hübschen Pinienwald dahinter ist deshalb einsam und verlassen.

8. *Juni.* Gestern wurde der Viermächtepakt zwischen Deutschland, Italien, Frankreich und England unterschrieben. Papa war sehr froh darüber. Seit seiner Ankunft in Rom versucht er alles nur mögliche, um die europäische Politik in sichere Bahnen zu lenken.\*

Meine Eltern geben für die deutsche Kolonie einen Empfang im Garten, zu dem 1500 bis 2'000 Gäste geladen sind. Zu meinem grössten Leidwesen muss ich auch dabei sein. Abends ist Papa sehr zornig: Unser Diener Brauner hat bemerkt, dass zahlreiche Silberlöffelchen fehlen und dass einige Gäste sich die Zigaretten und Zigarren nur so in die Taschen geschaufelt hätten. Müssen sich ausgerechnet die

\* Schliesslich wurde der Vertrag weder von Frankreich noch von England ratifiziert, aber er hat dennoch für einige Monate die europäische Aussenpolitik beeinflusst.

Deutschen so benehmen? Ich habe immer geglaubt, Deutsche würden nicht stehlen. Was für eine naive Annahme! Papa beschliesst, dass im nächsten Jahr das Besteck geliehen und die Rauchwaren nur in geöffneten Schachteln auf Tablets angeboten werden sollen.

30. Juli. Hans-Dieter hat Ferien und kommt nach Hause. Da er ziemlich blass ist, fährt Mutti mit uns ins Gebirge, in die Schweiz. Unser Ziel ist Engstenalp bei Bern, in 1800 Meter Höhe. Aber mit dieser Reise haben wir kein Glück, wir werden alle krank, bekommen Angina und Scharlach. Ich muss sogar auf die Isolierstation in ein Zürcher Krankenhaus, wo mich unsere schweizerischen Verwandten besuchen (Tante Berta, die Frau eines Vetters meiner Grossmutter Tirpitz, und ihr Enkelsohn Franz-Uly Wille, Sohn von Uly Wille, einem hohen Schweizer Offizier); auch Almuth besucht mich zusammen mit Franz im Krankenhaus. Sie ist braungebrannt und hübsch, und Franz scheint mir schön wie ein Gott. Ich sterbe vor Eifersucht, weil Almuth ständig mit ihm zusammen ist. Aber ich bin wohl noch zu jung, kein Mensch beachtet mich!

Den August verbringen wir in Feldafing, wo mir so langweilig ist wie immer. Es gibt allerdings einen Funken Hoffnung: Allem Anschein nach wollen sie mich im Oktober in Rom auf die deutsche Schule schicken.

2. September. Papa kommt aus Berlin zurück und erzählt von seinem jüngsten Gespräch mit Hitler. Es sei unmöglich, Hitlers Redeschwall zu unterbrechen. Hitler führe stets das Wort, und zwar immer nur über das Thema, das ihn im Augenblick am meisten interessiere. Jedenfalls sind eine Diskussion und ein Ideenaustausch völlig ausgeschlossen. Papa berichtet weiter, er habe versucht, mit Hitler über die Notwendigkeit einer deutsch-italienischen Zusammenarbeit wegen der «Probleme im Südosten»\* zu sprechen.

\* Gemeint war wohl die Lage auf dem Balkan, besonders aber in Jugoslawien.

Mussolini hatte diese Idee sofort mit grossem Interesse aufgegriffen. Hitler hingegen blieb völlig passiv, zeigte keine Reaktion (ähnlich wie Aussenminister von Neurath). Im Juli hatte Hitler alle Parteien verboten. Das war für Papa das Ende eines freien und demokratischen Staates. Mit diesem Schritt beginnt Hitler, den totalitären Staat aufzubauen.

Ende *September* kehren wir nach Rom zurück, und ich kann endlich in die Schule gehen. Der Schulleiter gefällt mir sehr gut, wir sind nur zu acht in der Klasse. (Viele Jahre später erzählte mir Lotti, ich wäre am ersten Schultag zu Direktor Döhner gerufen worden. Er stellte mir einige Fragen, und ich antwortete mit sehr lauter Stimme. Daraufhin bat er mich, leiser zu sprechen. Ich antwortete genauso laut wie vorher: «Daran werden Sie sich gewöhnen müssen, zu Hause sprechen wir immer so laut» (Lotti war leider sehr schwerhörig). Meine Antwort belustigte den Direktor so, dass er sie meinen Eltern gegenüber wiederholte.) Am *22. Oktober* werde ich 15 Jahre alt und bekomme viele schöne Geschenke, unter anderem eine Ziehharmonika. Ich muss tüchtig üben. Besonders glücklich bin ich darüber, dass Mutti für mich Reitstunden arrangiert hat.

*30. Oktober.* Heute bin ich zum ersten Mal hier in Rom geritten. Der Unterricht findet in der Reithalle im Foro Mussolini bei der Farnesina statt. Mein Reitlehrer ist Feldwebel beim italienischen Heer und heisst d'Inzeo (die späteren Champions Raimondo und Piero sind seine Söhne). Bis dahin glaubte ich, gut zu reiten, aber er kritisiert einfach alles. Angeblich habe ich keinen guten Sitz, halte mich zu gerade, meine Steigbügel sind zu lang, so könnte ich niemals springen lernen. Sicherlich wird es nicht einfach sein, meinen Sitz zu korrigieren, aber ich glaube, mir werden die Reitstunden viel Spass machen. D'Inzeo redet nicht viel, er wirkt entschlossen und etwas rauhbeinig, aber herzensgut.

Am *5. November* geben meine Eltern ein grosses Mittagessen. Almuth nimmt daran teil, während ich mit Lotti essen muss, womit ich aber völlig einverstanden bin. Abends sitzen

wir, wie es nunmehr selten vorkommt, im engsten Familienkreis beisammen. Papa berichtet von einem Gespräch, das er vor kurzem mit Mussolini hatte, und vergleicht es mit dem mit Hitler vor einem Monat, und dabei schneidet Hitler sehr schlecht ab. Hitler, so sagt Papa, ist fanatisch, unlogisch, konzentriert nur auf seine eigenen Ideen, Mussolini dagegen denkt klar und logisch, er ist ein Mann der Tat, der seinem Gesprächspartner interessiert zuhört. Papa hofft, dass seine Macht ihn nicht verdirbt, was er für möglich hält. (Mein Grossvater von Tirpitz hatte eine ähnliche Meinung von Hitler wie Papa. Er wurde 1923 von politischen Freunden gebeten, sich mit Hitler zu treffen, um ein Urteil darüber abzugeben, was man von Hitler in Zukunft zu erwarten hätte. Nach der Unterhaltung, die ungefähr 20 Minuten dauerte, fasste mein Grossvater sein Urteil zusammen: «Der Mann mag edle Gesinnungen haben; mir scheint er Gründen unzugänglich: Fanatiker, zur Verrücktheit neigend und durch Verhättschelungen hemmungslos.»)

*20. November.* Wir fahren alle nach Civitavecchia, wo das deutsche Kriegsschiff «Duisburg» liegt, auf dem die deutsche Kolonie «wählen» wird. Diese «Wahlen» waren mit der Frage verbunden, ob der Wähler den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund befürworte. 92 Prozent «wählten» die Nationalsozialisten und waren für den Austritt. Das deutsche Parlament existiert nicht mehr, es sei denn hie und da als dekoratives Element. Papa bestätigt: Wir haben jetzt einen totalitären Staat.

Neuerdings hat Lotti einen neuen Aufgabenbereich: Sie begleitet mich zu Empfängen und kleinen Festen, bei denen ich mich meistens langweile, weil ich die dort versammelten jungen Leute nicht kenne. Ausserdem kümmert sie sich um den ordentlichen Ablauf des Haushalts, denn Mutti schafft das aus Zeitmangel nicht mehr. Lotti zahlt die Gehälter für das Personal aus und arrangiert bei grossen Einladungen den Tischschmuck mit sehr viel Geschmack.

25. *November.* Die Eltern geben einen Tee für etwa 1'000 Menschen. Am Haupteingang steht ein kleiner, hinkender Mann namens Fofó. Seine Aufgabe ist es, die Fahrer der Gäste, die sich verabschieden, heranzurufen. Alles läuft wie am Schnürchen, denn Fofó ist ein Phänomen: Jeden aus der römischen Gesellschaft kennt er mit Rang und Namen, und entsprechend bedeutet er den Chauffeuren vorzufahren.

3. *Januar 1934.* Wir haben Ferien, und ich nutze die Zeit, um so viel wie möglich zu reiten. D'Inzeo findet meinen Stil schon besser, aber er ist noch nicht ganz zufrieden. Ich habe meine Eltern auf einen Ausflug nach Pantano begleitet, wo unsere Freunde Cavazza leben. Wir haben einen alten Freund von Papa, Karl Otto von Kameke, der unser Gast ist, dorthin gebracht. Mit Hilfe eines Pendels kann er Wasseradern aufspüren. Cavazzas hatten Probleme mit ihren Kühen, die ständig krank waren und tote Kälber gebaren. Kameke pendelte in diesem Stall eine sehr kräftige unterirdische Strömung aus, die genau unter dem Bauch der Kühe entlanglief. (Später schickte Kameke Cavazzas ein deutsches Gerät, das den Strömungen ihre negative Wirkung nahm, und von dem Tag an gab es keine Zwischenfälle mehr.)

17. *Januar.* Aga (Anning von Kleist, eine Freundin meiner Eltern) teilt uns die Geburt ihres sechsten Kindes mit und bittet mich, Patin zu werden. Das bedeutet, dass ich so bald wie möglich konfirmiert werden muss. Als ich ein Jahr alt war und in Berlin die Lebensmittelversorgung sehr dürftig war, kümmerte sich die damals 18jährige Aga auf dem Gut ihrer Eltern in der Nähe von Berlin rührend um mein Wohl.

4. *März.* Die Eltern und Almuth treten eine Reise nach Tripolitanien an. Mutti verspricht mir, dass wir beide an Ostern nach Deutschland zur Taufe meines Patensohnes Kleist fliegen werden. Aus Tripolitanien heimgekehrt, erzählen alle drei begeistert von den Sehenswürdigkeiten dieses Landes. Das Forum Romanum sei nichts, verglichen mit den Ausgrabungen von Leptis Magna und Sabratha.

25. März. Mutti sieht es gar nicht gern, wenn ich mit Wolfram und seinen Freunden Fussball spiele. Gestern kam sie nach einem Ausritt im Park der Villa Borghese mit Santa Hercolani zurück, und Santa fragte nach uns Kindern. Mutti konnte nur antworten: «Wenn du wissen willst, was unsere Jüngste macht, schau dich nur um. Sie spielt vor dem Haupteingang Fussball.» Mutti hätte mich so gern anmutiger und mädchenhafter, aber ich mag nicht. (Die lebhaft und faszinierende Santa Hercolani-Borghese, eine Schwester von Livia Cavazza, war mit meinen Eltern befreundet und gehörte zu einer Gruppe von überzeugten Antifaschisten.)

30. März. Heute, am Palmsonntag bin ich in der evangelischen Kirche in der Via Sicilia konfirmiert worden. Es war sehr feierlich, und der Pfarrer hat eine eindrucksvolle Predigt gehalten. Auch der Spruch, den Pastor Walker für mich aus der Bibel ausgewählt hat, gefällt mir. Er lautet: «Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.» (I Joh. 4,16)

5. April. Mutti und ich fliegen mit Zwischenlandungen in Venedig und München nach Berlin. Wegen des schlechten Wetters müssen wir oberhalb der Wolken fliegen. Der Flug ist unruhig, und ich bekomme Ohrenschmerzen. Aber alles geht gut, und ich bin stolz darauf, als erste von uns Kindern geflogen zu sein. Bis Berlin brauchen wir acht Stunden, dann geht es weiter mit der Eisenbahn bis Stiefelbein in Pommern, wo uns der Kutscher von Kleists in einem Zwispänner erwartet. Über kilometerlange Sandwege erreichen wir Schmenzin, das Kleistsche Gut. Am nächsten Tag findet die Taufe in der Familienkapelle im Haus statt, während der ich das Baby halten darf. Aga sieht wunderschön aus. Zum Diner waren dann 40 Gäste um einen endlos langen Tisch versammelt, die Männer im Smoking und wir in langen Abendkleidern. Plötzlich steht Onkel Ewald, der Hausherr, Agas Ehemann und Vater des Täuflings auf, ergreift sein Glas und bittet seine Gäste, ebenfalls aufzustehen, um mit ihm auf das Wohl des Kaisers, Wilhelms II., zu trinken.

Meine Blicke kreuzen sich mit Muttis. Später erklärt sie mir, dass sie es falsch fand, auf das Wohl eines Kaisers zu trinken, der schon vor beinahe 20 Jahren abgedankt hat. Ich bewundere ihre intellektuelle Beweglichkeit und ihre Haltung; denn immerhin ist sie ja am Hof aufgewachsen.

Ende des Monats, zurück in Rom, habe ich wieder Reitstunden. Bei schönem Wetter reiten wir über die Felder bei Tor di Quinto. Paola Antonelli, eine gute Reiterin, reitet an der Spitze der Gruppe neben d'Inzeo. Beim Schrittreiten unterhalten sich die beiden. Sie ist die Tochter eines Kavallerie-Obersten, und ich bin mit ihr gut befreundet. Manchmal sind die Ausritte sehr schwierig, und ich muss gestehen, dass ich oft Angst habe, vor allem wenn es steile Abhänge hinunter geht.

3. Mai. Zu Hause reden sie unentwegt über den Besuch, den Hitler Mussolini nächstens machen wird. Wahrscheinlich werden sie sich in Venedig treffen. Heute haben die Eltern zu einem grossen offiziellen Mittagessen eingeladen. Unter den Gästen waren viele Minister und Botschafter, lauter geschniegelte und formelle Leute, die ich nicht leiden kann und die mich zur Opposition reizen. Ich quäle Lotti, weil ich mit ihr in den Salon gehen möchte. Die Tür zum Esszimmer, in dem die Gäste tafeln, ist geschlossen, und man kann nur ihr Stimmengewirr hören. Ich habe mein Reitzug an und laufe auf den Händen kreuz und quer durch den Salon. Lotti beschwört mich, das bleiben zu lassen, weil die Tür zum Esszimmer jeden Augenblick geöffnet werden könnte. Aber es passiert nichts. Lotti hat zwar ganz schön gezittert, aber ich habe mich königlich amüsiert.

13. Juni. Am Vorabend des Treffens zwischen Hitler und Mussolini fahren die Eltern nach Venedig.\* Ich bin sehr gespannt, was sie uns erzählen werden.

\* Es war die erste Begegnung der beiden Männer, sie fand am 14. Und 15. Juni 1934 statt.

18. *Juni.* Die Eltern sind wieder zurück, das Treffen scheint für Hitler ein Misserfolg gewesen zu sein. Bei einem Essen am Lido soll Hitler geradezu an Mussolinis Lippen gehtagen haben, er selbst hat dagegen kaum etwas beigetragen. Lediglich seine schlechten Tischmanieren fielen auf. So deutete Hitler an, er wolle ein Heim für grosse deutsche Sänger und Musiker im Ruhestand bauen lassen. Als Mussolini fragte, nach welchen Kriterien er die Auswahl treffen wolle, meinte er: «Das entscheide ich.» Nach dem Abendessen für die Herren wurden auch die Damen zu der von Hitler bevorzugten Wagner-Musik auf die Terrasse gebeten. Mutti hörte Hitler zu Mussolini sagen: «Ich bin so froh, nach Berlin zurückzukehren.» Mussolini tat so, als hätte er nichts gehört. Darauf wiederholte Hitler: «Ich freue mich, bald meinen Freund Dr. Goebbels wiederzusehen; ich sehe ihn fast jeden Abend, wir treffen uns immer mit der gleichen Gruppe von Freunden.» Diesmal antwortete Mussolini ihm: «Ich würde es vorziehen, viele und immer wieder andere Menschen zu treffen.» Meinen Eltern fiel auf, dass der jüngere, ungebildet und primitiv wie er war, eine gewisse Bewunderung für den älteren, arrivierten und gebildeteren Mann hegte. Mussolini verhielt sich damals dem deutschen Nationalsozialismus gegenüber eher skeptisch und verächtlich.

7. *Juli.* Ich war mit den Eltern und Almuth in Neapel, Paestum, Herkulaneum und Pompei. In Neapel erhielt Papa einen überraschenden Anruf von seinem Büro: Ernst Röhm, der Chef der SA, habe am 30. Juni geputscht. In den Zeitungen finden wir nur wenige Hinweise, da Mussolini der Presse verboten hat, über die Ereignisse zu berichten. Wenige Tage später hören wir von dem Massaker, das Hitler mit Hilfe der SS angerichtet hat. Alle Männer, von denen er glaubte, sie stünden ihm im Weg oder seien ihm unbequem, wurden in der «Nacht der langen Messer» umgebracht. Unter anderen starben Röhm, der General von Schleicher und Gregor Strasser, der zwar ein Nazi war, aber nicht mit Hitlers Politik übereinstimmte. Papa ist verzweifelt. Ich



habe ihn selten so blass gesehen. Er ist der Meinung, dass die ausländische Presse völlig zu Recht die Nazis als Gangster bezeichnet.

In der Nacht nach dem «Röhmputsch» hatte ich einen Traum, der mir immer im Gedächtnis bleiben wird. Ich träumte vom Golf von Neapel, das Meer lag fast schwarz unter einem intensiv gelben Vollmond. Langsam veränderte sich der Mond und nahm die Züge von Hitlers Gesicht an. Das Gelb wurde erdfarben und dann wie aus Eis. Zuletzt sah Hitlers Gesicht wie ein Totenkopf aus.

Papa quälen unentwegt Fragen: Wird man sich von der Herrschaft der Nazis befreien können! Was kann er tun, um Schlimmeres zu vermeiden?

Pompei und Herkulaneum haben mich stark beeindruckt. Welch ein Gefühl, durch eine so alte Stadt zu gehen, die sogar schon ein Heizsystem besass. Und von welchem hervorragendem Geschmack zeugten die Mosaiken, die Bögen und die Innenhöfe! Der Tempel in Paestum ist in seiner Schlichtheit vollkommen.

*20. Juli.* Gott sei Dank sind die Untersekunda-Prüfungen zu Ende. Geglänzt habe ich nicht gerade. In Biologie habe ich überhaupt nichts gewusst, und in Englisch habe ich eine Menge Fehler gemacht. Aber Hauptsache, ich hab' es geschafft. Die anderen übrigens auch, und alle nur um Haaresbreite.

*26. Juli.* Wir hören von dem Mord an Dollfuss.\* Wir sind entsetzt, denn Dollfuss' Geradlinigkeit und Ehrlichkeit bezweifelte niemand. Die italienische Presse ist empört. Zu Recht kritisiert sie die Einmischung der Nazis in die Angelegenheiten der Österreicher. Im Übrigen ist klar, dass die Mörder von Hitler gedungen waren. Die Eltern befinden sich in einer prekären Lage, sind jedoch angenehm

\* Engelbert Dollfuss hatte im März 1933 das Parlament aufgelöst und einen Ständestaat mit faschistischen Zügen errichtet. Er wurde bei dem versuchten Putsch der österreichischen Nationalsozialisten am 25.7.1934 ermordet.

berührt dadurch, dass alle, sogar Mussolini, während der Totenmesse für Dollfuss ganz besonders freundlich zu ihnen waren. Mussolini drehte sich, kaum dass er in der Kirche sass, fast herausfordernd um und begrüsst Papa, der ein paar Bänke hinter ihm sass. Natürlich ist das Verhalten der Anwesenden darauf zurückzuführen, dass sie alle die Haltung meines Vaters kennen, was die Situation aber um so verworrener macht: Als deutscher Botschafter hätte Papa mit äusserster Kühle behandelt werden müssen. Die Sympathiekundgebungen richteten sich jedoch an den Menschen und Nazigegner.

2. *August*. Hindenburg ist heute gestorben. Dass er die Machtergreifung Hitlers nicht verhindern konnte, war nicht allein seine Schuld. Die Zeit war eigentlich längst über ihn hinweggegangen. Wie hätte auch ein General, der Kaiser Wilhelm II. innerlich die Treue hielt, ein überzeugter Präsident der demokratischen Republik sein können? Im Grunde ist Hindenburg eine tragische Figur. Zuerst gewinnt er brillant etliche Schlachten eines schliesslich verlorenen Krieges, dann zieht man ihn aus dem Winkel, in dem er sich verkrochen hat, heraus, um ihn zum Präsidenten einer Republik zu machen. Er selbst fühlte sich dem kaum gewachsen, liess sich aber schliesslich doch dazu überreden. So lauten jedenfalls Papas Kommentare.

In der zweiten Augushälfte fahren wir zu Grossmutter (Tirpitz) nach Feldafing.

Ende *September* schreiben uns die Eltern aus Rom, dass sie für die morgendlichen Ausritte in den Park der Villa Borghese zwei Pferde angeschafft haben: Das eine heisst Sirene und das andere Sandra. Almuth darf unser Auto nach Rom fahren, und ich werde sie begleiten. Wir werden über Zürich fahren und dort unsere Verwandten, die Willes, besuchen.

2. *Oktober*. Die Reise mit Almuth war herrlich. Franz-Uly Wille sah noch attraktiver aus als früher, und ich fühlte mich sehr geschmeichelt, weil er zu mir besonders nett war.

*10. Oktober.* In der neuen Klasse in der deutschen Schule sind wir dieses Jahr nur zu sechst: Gerda Bruhns, Tochter des Direktors der Herziana-Bibliothek, Annemarie Fischer, Tochter des deutschen Militär-Attachés, ein ungarisches Mädchen, ein Bulgare, ein Lette und Annelise Petchek-Caro, eine Jüdin, die bei Hitlers Machtergreifung mit ihrer Mutter aus Berlin geflohen war. Der Mathematikunterricht wird immer schwieriger, die einzige, die alles versteht, ist Annelise Petchek. Die Nazis lösen in ganz Deutschland den CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) auf und ersetzen ihn durch die Hitlerjugend.

*30. November.* In der Schule nehmen wir gerade Goethe durch. Direktor Döhner gibt uns die Deutschstunden. Er interpretiert «Faust» hinreissend. Goethe ist und bleibt mein Lieblingsdichter, und sein «Faust» ist die Krone all seiner Dichtungen.

Auch mit unserem Geschichtslehrer Dr. Schuh haben wir Glück; seine Stunden sind für uns sehr spannend. Er sieht die allgemeine Entwicklung in der Welt sehr pessimistisch an. Natürlich spricht er nie über Politik, aber ich habe das sichere Gefühl, dass er ein entschiedener Gegner der Nazis ist. – Unser Kunstgeschichtslehrer ist Dr. Körte, ein sehr schüchterner junger Mann. Er errötet oft, ausserdem sieht er immer nur mich an, wenn er etwas erklärt. Meine Mitschüler behaupten steif und fest, er sei in mich verliebt. Ich halte das für Unsinn. Ich glaube, er muss sich aus Schüchternheit einen festen Punkt aussuchen und hat dafür eben mich erkoren.

In Rom gründet Irmtraut Reisinger, die Tochter des Botschaftskanzlers, zusammen mit Kurt Hunger und Hans Durst eine Gruppe der Hitlerjugend, der auch ich beitrete. Ich habe vorher mit Papa darüber gesprochen. Wir sind der Meinung, dass dies in Rom geht, weil wir annehmen, im Ausland werde die Gruppe sich eher pfadfinderisch als politisch betätigen. Die Pfadfindergruppen selbst sind bereits aufgelöst worden. Jeden Samstag treffen wir uns in der deutschen Botschaft am Vatikan in der Villa Bonaparte in

Via Piave bei Botschafter Diego von Bergen. Kurt Hunger, unser Gruppenleiter, ist ein ernster und sehr religiöser Mann. Wir spielen, singen und machen gemeinsame Ausflüge. Sonntags nimmt er uns in die Kirche mit. Aber ich sehe schon kommen, wenn die Nazis in Berlin davon erfahren, werden sie den armen Kurt hinauswerfen, weil er ein viel zu anständiger Mensch ist. Keiner dieser Typen will etwas mit Religion zu tun haben, es wird nur noch von «Weltanschauung» gesprochen.

*31. Dezember.* Mir fällt auf, dass Almuth sich die Lippen geschminkt hat, bevor sie heute auf einen Ball gegangen ist. Das gibt mir einen Stich ins Herz, nicht so sehr wegen der Sache an sich, sondern weil sie es vor uns verheimlicht. Ich bleibe mit den Eltern und den beiden Brüdern zu Hause. Wie jedes Jahr zünden wir heute zum letzten Mal die Weihnachtskerzen an und sehen zu, wie eine nach der anderen erlischt. Es ist immer wieder aufs Neue schön, die Schatten der Zweige an der Decke und an den Wänden zu betrachten.

*Das Jahr 1935* beginnt in Deutschland mit der Volksabstimmung an der Saar. Die Wähler sollen entscheiden, ob das Saarland deutsch oder französisch werden soll. 91 Prozent entscheiden sich für Deutschland. Ich debattiere erbittert mit Annemarie Fischer, weil ich meine, dass der in begeisterten Kundgebungen demonstrierte Nationalismus sich negativ auf die Weltöffentlichkeit auswirken wird, während sie alles herrlich findet.

*20. Januar.* Meine Eltern laden zu einem grossen Kostümball ein, an dem ich natürlich nicht teilnehmen darf, weil ich noch zu jung bin. Ich habe mich trotzdem amüsiert. Über eine Wendeltreppe steige ich in ein Zwischengeschoss hinauf, in dem früher das Orchester untergebracht war. Es gibt dort ein Fenster zum Saal, vor dem ein roter Damastvorhang hängt. Da der Damast alt und brüchig ist, kann ich durch die Löcher ungeniert dem ganzen Treiben zusehen: dem pompösen Einzug der Gäste, die kostbare Kostüme

tragen, später den tanzenden Paaren. Am lustigsten fand ich die Pärchen, die, um unbeobachtet engumschlungen tanzen zu können, der Mitte des Saales zustrebten.

Im März gibt es in der römischen Hitlerjugend einen schweren Konflikt. Hans Durst verlässt uns, an seine Stelle tritt Kurt Hunger, und unser dritter Gärtner Willy ist sein Vize. Aber das wird nicht lange gutgehen, weil Willy gegenüber Kurt Minderwertigkeitskomplexe hat und ihn hasst. Willy schreibt heimlich Berichte nach Berlin, in denen er Kurt anschwärzt, er würde hier im Smoking herumlaufen, wo es sich doch für einen Nazi gehöre, sich schlicht zu geben. Kurt nehme die jungen Leute am Sonntag in die Kirche mit und er verkehre in der «besseren Gesellschaft». Als Annemarie und ich begreifen, dass Kurt in Gefahr ist, beschliessen wir zu handeln. Wir wollen dem Leiter der Hitlerjugend in Deutschland einen Brief mit 20 Unterschriften schicken, in dem wir Kurt verteidigen. Willy, der von diesem Brief erfahren hat, kommt zu mir und fordert mich auf, ihm das Schreiben auszuhändigen, nicht ohne hinzuzufügen, dass in Deutschland auf derlei Tätigkeiten die Todesstrafe stünde.

Diese offensichtlich absurde Drohung erschreckt mich keineswegs. Ich antworte ihm, dass mein Name ihm genügen muss und dass ich mich entschieden weigere, ihm die anderen Unterzeichner zu nennen. Wütend verlangt er meinen Hitlerjugendausweis. Natürlich erzähle ich Mutti alles, worauf sie sofort Willy holen lässt. Sie kommen überein, dass ich Mutti den Brief geben muss, den sie vor Willys Augen im Kamin verbrennt. Ich bin sehr traurig. Das einzig Gute ist, dass Annemarie jetzt nachzudenken beginnt. Später haben Annemarie und ich herausgefunden, wer der Spitzel gewesen war. Er hatte extra mit unterschrieben, um die anderen Namen ausfindig zu machen und sie dann Willy weiterzugeben, so etwas Unanständiges! Dieses Verhalten war bezeichnend für seinen Charakter, ausserdem trug sein Vater das goldene Parteiabzeichen und war Beamter an der Botschaft. (Als mein Vater verhaftet wurde, haben sich Freunde an ihn um Hilfe gewandt. Er lehnte mit den Worten ab: «Sein Kopf muss rollen.» Er hatte die Frechheit, sich

nach dem Krieg um ein Entnazifizierungsschreiben an meine Mutter zu wenden. Sie hat vielen damals geholfen, auch solchen, von denen sie wusste, dass sie keine reine Weste hatten. Aber bei ihm hat sie empört abgelehnt.)

Ende des Monats fangen die Osterferien an. Ich reise mit meinen Eltern, Almuth und Lotti nach Sizilien. Wir fahren über Catania und besichtigen die Burg FriedrichsII. In Syrakus besuchen wir Freunde unserer Familie, Dodo und Gwen Cassis, auf ihrem herrlichen Gut. Dort werden gerade die Orangen geerntet, ein unvergessliches Erlebnis. Ende Juli fliegen Almuth und ich für zwei Tage nach Venedig. Wir schauen uns die Stadt an, fühlen uns herrlich frei und unabhängig und haben grossen Spass. Von dort fahren wir weiter zu den Eltern in die Berge, nach Sulden bei Meran.

*18. September.* Wieder sind wir bei Grossmutter in Feldafing. Papa kehrt von dem alljährlich stattfindenden Nürnberger Parteitag zurück, an dem auch die Diplomaten teilnehmen mussten. Er ist entsetzt über die Atmosphäre dieser Veranstaltung, über deren militärisches Gepräge und insbesondere über die Ankündigung der «Nürnberger Gesetze», deren Gipfel das «Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» ist. Dieses Gesetz verbietet die Eheschliessung zwischen Ariern und Juden und verpflichtet alle Anwärter auf öffentliche Stellen zum Nachweis ihrer arischen Abstammung bis ins zweite Glied. Papa ist der Ansicht, dass dies für unser Land das Ende seiner Kultur bedeutet. Er ist besorgt um all unsere jüdischen Freunde.

*3. Oktober.* Italien greift Abessinien an. Der Völkerbund erklärt den italienischen Staat zum Aggressor und verhängt Sanktionen. Viele Freunde von Almuth werden eingezogen und brechen nach Ostafrika auf. England missbilligt verständlicherweise die italienische Politik, während Deutschland sich wohlwollend verhält. Papa ist überrascht von diesen italienischen Aktivitäten und beginnt, Mussoli-

nis Fähigkeiten auf der Ebene der internationalen Politik zu bezweifeln. Mussolini legt ein Verhalten an den Tag, das eigentlich für einen Diktator typisch ist.

*Anfang 1936* gehe ich zum Tanzunterricht ins Haus von Freunden, weil Mutti denkt, ich müsste langsam lernen, erwachsen zu werden. Ich habe überhaupt keine Lust dazu, aber ich werde gezwungen. Ausserdem soll ich selbst einen Tanztee geben. Ich bitte deshalb meine Freundin Paola Antonelli, mir eine Liste der Gäste aufzustellen, die ich zu uns einladen soll. Es werden an die 60 sein. Lotti bereitet alles vor. Die Musik kommt aus einem grossen Grammophon, es werden Gebäck und Säfte gereicht. Die Einladung dauert von 6 Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends. Ein paar Tage später fragt mich Paola, wer von den Gästen mir denn am besten gefallen hätte. Zwei waren es: Antonino Morozzo della Rocca (heute Botschafter im Ruhestand) und Detalmo Pirzio-Biroli – heute mein Mann.

*30. Januar 1936.* Die Eltern und Almuth laden zum zweiten Mal zu einem Kostümball ein. Diesmal darf auch ich mitmachen. Ich gehe als Page in einem hellblauen Kostüm, tanze die ganze Nacht hindurch und amüsiere mich köstlich. Nach meinem Tanznachmittag werde ich pausenlos zu ähnlichen Veranstaltungen eingeladen, und die meisten gefallen mir auch gut; wenn Detalmo dabei ist, tanze ich fast ausschliesslich mit ihm.

*14. März.* Ich bin mit den Eltern zum ersten Mal in die Oper gegangen. «Tannhäuser» wird gegeben. Für meinen Geschmack ist die Oper viel zu lang, ausserdem mag ich Wagners Musik nicht, weil sie zu sehr nach Heldentum stinkt und obendrein Hitlers Lieblingsmusik ist. Santa Hercolani sitzt mit in unserer Loge. Im Flüsterton diskutieren meine Eltern und sie wieder einmal über den Unterschied zwischen dem Nazi-Regime und dem faschistischen. Santa versucht, Papa zu überzeugen, dass Mussolini und sein Regime weitaus schlimmer seien als das, was in Deutschland passiere. Papa

weiss aber sehr wohl, dass dies nicht stimmt und dass Mussolini und seine Männer fast harmlos zu nennen sind im Vergleich zu Hitler und seiner kriminellen Horde. Aber aus der Ferne ist es eben schwer zu erkennen, was der Nationalsozialismus wirklich ist. Zufällig sitzt Papa nur durch die Logen wand von Mussolini getrennt, der nach dem ersten Akt erschienen ist. Mussolini macht ihm ein Zeichen, nachher ins Foyer zu kommen. Die beiden reden ausführlich über den Abessinienkrieg und über die einige Tage vorher (am 7. März) erfolgte Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands, die keinerlei Reaktion von Seiten Englands und Frankreichs zur Folge hatte. Mir scheint, dass sie nicht ehrlich miteinander sprechen konnten, weil Papa den Abessinienkrieg missbilligt, während Mussolini bestimmte Vorbehalte gegenüber dem Vorgehen im Rheinland hatte.

23. März. Wie wir schon befürchtet hatten, kommt es in der Hitlerjugend von Rom nun tatsächlich zu Veränderungen. Willy, diesem gemeinen, schlecht erzogenen, innerlich und äusserlich schmutzigen Menschen, ist es gelungen, den ehrlichen, freundlichen und frommen Kurt Hunger hinauszudrängen – ein Beispiel dafür, dass alles Gute in Deutschland systematisch beseitigt wird. Auch Hitlers Kampf gegen die Juden trägt dazu bei; die besten Leute, die obendrein Deutschland so zugetan waren, werden vertrieben. Annelise Petcheck tut mir so leid. Wegen dieses Rassenwahns musste sie aus Deutschland fliehen, und dennoch zieht sie es vor, in Rom die deutsche Schule zu besuchen; sie redet nur gut über die Deutschen. Glücklicherweise sind der Direktor und viele Lehrer Gegner der Nazis und behandeln sie gut. Ich hoffe, dass sie auch in Zukunft geschützt werden kann.

7. April. Der deutsche Botschafter in London, Leopold von Hoesch, ist gestorben. Das ist für Papa sehr schlimm, weil er zu den wenigen gehört hatte, die zusammen mit Papa das Regime offen kritisierten. Jetzt hat Ribbentrop das Feld für



sich. Der ehemalige Sekt-Vertreter, der keine Ahnung von Aussenpolitik hat, aber mit Hitler befreundet ist, wird dauernd mit besonderen Aufträgen ins Ausland geschickt – was für die offiziell akkreditierten Botschafter einigermaßen problematisch ist. Von Neurath hatte gemeint: «Ich glaube nicht, dass er sich lange hält.» Mein Vater war davon gar nicht überzeugt, gab aber zu, dass es schwierig sei, diesen merkwürdigen, aufgeblasenen Mann ernst zu nehmen. Inzwischen haben die Italiener in Abessinien den Tana-See erreicht. Sie sind in letzter Zeit rasch vorgerückt. Was werden die Engländer darüber denken?

Nach dem x-ten Ritt auf der Reitbahn im Foro Mussolini lobt mich d’Inzeo endlich einmal ohne Einschränkung.

22. *April.* Ich besuche Detalmo. Sein Arbeitszimmer ist sehr gemütlich, und an einer Wand hängen zwei Photos von mir. Das schmeichelt mir natürlich. Er macht mir einen Heiratsantrag, und ich muss dummerweise darüber lachen. Aber er meint es ernst. Er hatte mir schon einmal so etwas angedeutet. Ich mag ihn sehr, aber ich bin erst 17 und er 20. Was wissen wir schon über uns?

1. *Mai.* Dieser Tag wird auch in der deutschen Kolonie gefeiert, deshalb reist eines der hohen Tiere der Nazis aus Berlin an, um eine Rede zu halten; zum Glück ist es einer der weniger schlimmen. Es ist so traurig, Deutschland in der Hand dieser Banditen zu wissen. Papa und alle anständigen Menschen müssen ihre berufliche Existenz in Frage stellen. Was sollen sie tun: fortgehen oder bleiben? Papa überlegt wieder und wieder, ob er nicht vielleicht doch besser gehen sollte; aber er muss auch fürchten, keine neue Anstellung zu bekommen, wenn er ohne einen vernünftigen Grund geht. Und vor allem hofft er, in seiner Position dazu beitragen zu können, das totale Desaster, den Krieg, zu verhindern. Sollte dies aber unmöglich sein, dann wäre es besser, wenn die Nazis ihn von sich aus entlassen würden. Eine nicht offiziell begründete Absetzung würde es ihm vielleicht ermöglichen, in Berlin ein neues Betätigungsfeld zu finden;

das würde ihm auch die weitere Zusammenarbeit mit seinen Freunden gegen Hitler ermöglichen.\*

5. *Mai*. Dies ist ein aufregender Tag. Wir sind auf einem Reitturnier auf der Piazza di Siena. Plötzlich heulen die Sirenen, und über Lautsprecher wird angekündigt, dass Mussolini vom Balkon des Palazzo Venezia eine wichtige Nachricht verkünden wird. Im Nu ist die Piazza di Siena menschenleer, und auch wir, Lotti, Annemarie Fischer, Detalmo und ich laufen in Richtung Piazza Venezia, die von Menschen nur so wimmelt. Fast zwei Stunden müssen wir in der dichten Menge warten, dann erscheint endlich Mussolini, um dem Volk die Eroberung von Addis-Abeba mitzuteilen. Die Menschen jubeln, ihre Begeisterung kennt keine Grenzen. Die Engländer sind vermutlich entsetzt. Am Tag darauf trifft Papa Mussolini bei dem Reitturnier, und Papa gratuliert ihm zum Sieg. Diplomatische Heuchelei! Wenige Tage später erklärt Mussolini die Annexion Abessinien, der König von Italien wird Kaiser von Äthiopien. Mir erscheint das alles übertrieben und lächerlich.

19. *Juni*. Gestern ist infolge eines Aufstandes der spanischen Truppen in Marokko unter der Führung Francos der Bürgerkrieg in Spanien ausgebrochen. Gerüchten zufolge wollen Italien und Deutschland «Beobachter» nach Spanien schicken. Das wäre allerdings eine beängstigende politische Eskalation.

3. *Juli*. Infolge der Regierungsumbildung überträgt Mussolini das Aussenministerium, dem er bis dahin selbst vorstand, seinem Schwiegersohn Galeazzo Ciano. Die häufigen, beiderseits erwünschten Begegnungen zwischen Papa

\* Mein Vater nahm Mitte der dreissiger Jahre Kontakt zu anderen Regimegegnern auf und war in den Widerstandskreisen um Beck und Goerdeler aktiv. Er beteiligte sich vor allem an den aussenpolitischen Planungen und Sondierungen dieser Gruppen und wurde vielfach als Aussenminister einer Regierung nach Hitler benannt.

und Mussolini werden in Zukunft deshalb wohl seltener und schwieriger werden. Ciano ist auf Papa eifersüchtig und sieht dessen gute Beziehungen zu Mussolini nicht gerne. Für Papa ist Ciano nichts als ein verwöhnter, eitler Junge.

*4. Juli.* Ich besuche mit den Eltern eine Militärparade aus Anlass der Eroberung Äthiopiens auf der Via dell'Impero. Badoglio führt die Truppen an, bei denen sich auch Truppen von Äthiopiern befinden, während Detalmos Onkel, General Alessandro Pirzio-Biroli, der sie kommandiert hat, es vorzog, in Afrika auf seinem Posten zu bleiben.

Am *7. Juli* ist wieder ein hohes Nazitier nach Rom gekommen. Natürlich mussten wir alle zum Kolonieabend gehen, wo der Mann sprechen sollte; er heisst Ley.

Er kam viel zu spät, und man sah, dass er stark angetrunken war. Die Ansprache war dementsprechend fürchterlich. Zwei Pimpfe hatten, nun schon seit einer Stunde, die Wimpel an beiden Seiten des Podiums gehalten. Bedingt durch das lange Warten im Stehen fiel der eine kleine Mann um, er war ohnmächtig geworden. Ley drehte sich kaum nach ihm um, und statt zu helfen, sagte er mit trunkener Stimme: «Keiner darf hier müde sein. Wenn einer müde ist, dann bin ich und nur ich alleine müde!» Diese paar Worte bezeichnen das Niveau der ganzen Ansprache. Aber trotz dieses kläglichen Auftritts drehte sich eine BDM-Führerin zu mir hin, sie war ungefähr 25 Jahre alt, und meinte: «Hat unser Ley nicht wunderbar gesprochen!» Ich schaute sie mehr als erstaunt an und sagte nur: «Ich verstehe dich einfach nicht.»

*Mitte Juli.* Ich ärgere mich darüber, dass meine Eltern mich wegen einer Kinderlähmungsepidemie in Rom in aller Eile nach Deutschland schicken wollen. Ein Sohn von Freunden ist an der Krankheit gestorben, und eine Tochter Mussolinis schwebt in Lebensgefahr. Das ganze macht mich auch unglücklich, weil ich Detalmo für lange Zeit nicht mehr sehen werde, zumal er in einigen Wochen für ein Jahr zum Studium nach Amerika fährt. Meine Eltern sehen es gar nicht

gerne, dass wir uns immer häufiger verabreden, sei es unseres Alters wegen, sei es, weil er sein Studium noch längst nicht abgeschlossen hat; deshalb treffen wir uns häufig ohne Wissen der Eltern.

Da ich sofort nach Deutschland fahren soll, habe ich mich mit Detalmo heimlich verabredet. Mutti und Lotti bringen mich zum Zug, wo sie mich Frau Fischer, Annemaries Mutter, die mit ihrer Tochter in Urlaub fährt, anvertrauen. Auch Detalmo steigt in den Zug ein, aber in den letzten Wagen. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hat, treffen wir uns und bleiben bis Florenz beieinander. Ganz aufgeregt und glücklich bin ich über diesen Streich, den wir meinen Eltern gespielt haben.

Ich bin mit Fischers oberhalb von Meran im Hotel Zirmerhof einquartiert. Wir haben Glück mit dem Wetter und machen schöne Bergtouren, spielen vor dem Abendessen Tischtennis, und es gibt immer viel zu lachen. Ausserdem schreiben Detalmo und ich uns beinah täglich, trotz Schreibverbot.

*Ende Juli* fahre ich nach Feldafing, wo Grossmutti mit einem schlimmen Fuss im Bett liegen muss. Ich wende alle meine Überredungskunst auf, damit sie Mutti bittet, mich nach Königsberg zur Hochzeit von Ulrike von Hassell fahren zu lassen; Kioto (Ulrikes Bruder) würde mich von München über Berlin dorthin begleiten. Mutti hat es tatsächlich erlaubt! Ich freue mich schon riesig darauf und verstecke vorsorglich die vielen Briefe von Detalmo in einem alten Koffer auf dem Boden. Am 15. August soll es losgehen.

*14. August.* Ribbentrop ist zum Botschafter in London ernannt worden. Ich kann mir nicht vorstellen, was für einen Botschafter dieser Sekt-Vertreter abgeben soll. In Berlin gelang es mir, ohne Karte am letzten Tag die Olympiade zu besuchen, ein unvergessliches Erlebnis. Dann mit Kioto nach Königsberg, wo ich mich besonders auf dem Polterabend für Ulrike köstlich amüsierte.

Am 20. August fahre ich nach Potsdam ins Führerinnenlager. Dort treffen sich die im Ausland lebenden BDM-Führerinnen, so auch Annemarie und ich als BDM-Führerinnen der Mädchen in Rom. Meine Familie war dagegen, aber ich wollte diese Erfahrung machen, um besser urteilen zu können. Die Mädchen sind erfreulicherweise sympathisch, aber die Atmosphäre ist erbärmlich. Unsere Führerinnen, die uns mit ihrem Unterricht über «Weltanschauung» anöden, verneinen in ihrer Beschränktheit alle Grundlagen unserer westlichen Kultur, wie Christentum, Freiheit des Wortes, Demokratie. Ihre «Weltanschauung» kann diese Werte nicht ersetzen. Wenigstens ist Annemarie Fischer, die von den Nazis vorher so begeistert war, jetzt endgültig geheilt. Ich bin darüber sehr erleichtert.

Am 14. September findet wie in den Vorjahren der Nürnberger Parteitag statt. Wir sind in einem Lager ausserhalb von Nürnberg untergebracht. Mutti schreibt mir einen wütenden Brief, weil sie in Feldafing Detalmos Briefe gefunden hat. Wie dumm! Ich soll Papa, der am Nürnberger Parteitag teilnehmen muss, in seinem Hotel besuchen. Zum Glück ist Papa nur halb so zornig, wie ich befürchtet habe. Nach ein paar ermahnen Worten redet er mit mir über den Parteitag. Er meint, man müsse aufpassen, der Faszination der Veranstaltung nicht zu unterliegen. Sie ist ganz bewusst geplant; in Chören werden Volkslieder gesungen, die ihre Wirkung auf die Menschen nicht verfehlen dürften. Auf dem Gebiet sind die Nazis wahre Meister. Papa meint, dass nur eine klare politische Haltung davor schützt, sich davon beeinflussen zu lassen. Wie im vorigen Jahr fahre ich Anfang Oktober mit meiner Schwester mit dem Auto nach Rom.

23. Oktober. Nach den zwei offiziellen Besuchen Görings in den vergangenen Jahren in Rom ist nun Himmler, der oberste Befehlshaber der SS und der Gestapo, an der Reihe. Die SS-Leute, hochgewachsene, fast immer blonde junge Männer, beeindruckten die Italiener, die sicher nicht wissen,

welche Funktion die SS-Leute in Deutschland haben. Und auch Himmlers Brutalität kann man hinter seinem schulmeisterlichen Aussehen, das sein Kneifer noch unterstreicht, nicht ahnen. Papa ist von Mussolinis beinahe servilem Gehabe gegenüber den «illustren Gästen» angeekelt. Für ihn ist es eine Bestätigung der Richtung, welche die italienische Aussenpolitik Deutschland gegenüber eingeschlagen hat.

*Anfang November* reist Ciano in Begleitung meines Vaters zu einem offiziellen Besuch nach Berlin. Natürlich wäre er lieber allein gefahren, denn seine Abneigung gegenüber Papa wird immer offensichtlicher. Papa schätzt die Situation mittlerweile als bedrohlich ernst ein.

Durch den spanischen Bürgerkrieg befinden wir uns praktisch auch im Kriegszustand. Die Deutschen und Italiener stehen auf Francos Seite, die Franzosen und Russen zusammen mit englischen Beobachtern auf Regierungsseite. Man kämpft um Madrid.

*28. November.* Am 25. November haben Deutschland und Japan den Antikomintern-Pakt geschlossen. Papa hatte die Lage richtig eingeschätzt, dass nämlich das Desaster unausweichlich und nicht wieder gutzumachen wäre, wenn Hitler sich in die Aussenpolitik stürzte. Hinter diesem Pakt steht Ribbentrop, der als Botschafter in London so erfolglos gewesen und von einem Fettnäpfchen ins andere getreten war. Vom ehemaligen Bewunderer Englands hat er sich zu dessen Feind entwickelt. Es war Ribbentrops Plan, Deutschland, Italien und Japan zu einem politischen, gegen England und Russland gerichteten Block zu verschmelzen. Papa sieht es kommen, dass dieser politische Block bald militärische Formen annehmen wird, die leicht einen Krieg heraufbeschwören können. Die Frage ist, ob er unter diesen Umständen darauf warten soll, dass Berlin ihn hinauswirft.

*30. November.* In den letzten Tagen war ziemlich viel los, weil am 28. November Ungarns Reichsverweser, Admiral Horthy, eingetroffen ist und die italienische Regierung sich

in Stücke riss, um ihn gebührend zu feiern. Papa meint, nicht einmal den lieben Gott hätten sie besser behandeln können. Gestern hatte er Gelegenheit, sich ausführlich mit Mussolini zu unterhalten. Es ging hauptsächlich um Spanien. Mussolini meinte, die Belagerung Madrids gleiche dem Stellungs- und Schützengrabenkrieg des Ersten Weltkriegs.

3. Dezember. Zu Ehren Horthys gehen wir in die Oper und sehen uns «Othello» an. Der vornehme Glanz dieses Abends ist mir unvergesslich: die Damen in ihren kostbaren Roben, die Offiziere in Galauniform, die Logen geschmückt mit einem Meer von Rosen ... In ihrer Eleganz und ihrem Geschmack sind die Italiener unübertroffen. «Othello» allerdings gefällt mir nicht. Ich bin froh, als er endlich stirbt. Und Desdemona kann ich überhaupt nicht verstehen.

31. Dezember. Obwohl ich mich eigentlich auf den Hosensboden setzen sollte, um für mein bevorstehendes Abitur zu lernen, habe ich viel Vergnügen an den zahlreichen Bällen, auf die mir meine Eltern zu gehen erlauben; nicht einen Tanz lasse ich aus. Vielleicht sind sie so grosszügig, weil sie glauben, ich würde so Detalmo vergessen, der weit fort in Amerika ist, aber da täuschen sie sich gewaltig!

Heute ist Silvester, und wir verbringen den Abend wie immer im Kreis der Familie. Wie wird sich die internationale Lage im nächsten Jahr entwickeln? Wir sind neugierig, aber vor allem auch besorgt. In Rom beginnt das neue Jahr trotz der dunklen Wolken am politischen Himmel, als wenn nichts wäre. Aber schliesslich hat Rom im Lauf seiner Geschichte schon sehr viel erlebt.

Am 3. Januar 1937 besuchen wir Cavazzas und reiten zwei Stunden quer über die Felder, Gräben, Hürden und Bäche. Am 8. Januar laden wir zu unserem dritten Kostümball ein, dem Almuth das Thema «Berühmte Liebespaare aus der Oper» gegeben hat. Almuth verkleidet sich als Rosenkava-

lier, ich bin die Sophie. Lotti näht uns mit ihren «Feen-Händen» unsere Kostüme aus alten Damastgewändern, die Mutti bei Hof trug. Wir erwarten 280 Gäste. Almuth und ich tanzen bis in den Morgen hinein.

27. *Januar.* Göring kommt abermals zu einem offiziellen Besuch. Diesmal begleitet ihn seine riesige, blonde, sehr deutsche Frau Emmy, sie scheint aber eine gutmütige Person zu sein. Mutti gelingt es, auch für mich eine Einladung zum Gala-Diner im Palazzo Venezia zu bekommen. Mittlerweile möchte sie, dass ich überallhin mitgehe, weil sie sich darüber im Klaren ist, dass Papa seine Stellung nicht mehr lange halten kann. Ich sitze an dem Tisch, an dem auch Mussolini seinen Platz hat. Alles ist perfekt organisiert und geht in Windeseile; im Rekordtempo von 35 Minuten ist das Mahl beendet. Als alle aufgestanden sind, sehe ich Mussolini, Ciano, Göring und Papa in einem intensiven Gespräch beieinander stehen. Am Tag darauf erzählte uns ein Freund, Göring habe ihm gegenüber bemerkt: «Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Erst sagt mir Ciano, von Hassell wäre sehr störend als Botschafter in Rom. Dann sehe ich, wie Ciano von Hassell so herzlich begrüsst, dass man beinahe meint, ihn sagen zu hören: «Mein lieber Hassell, was würden wir tun, wenn Sie nicht da wären!»

2. *Februar.* Dieser Tag ist ganz nach meinem Geschmack. Morgens um 7 Uhr reiten Almuth und ich im Park der Villa Borghese unsere Pferde, weil die Eltern in Mailand sind. Nachmittags, nach der Schule, reite ich noch einmal, diesmal mit d'Inzeo im Foro Mussolini, danach springe ich kopfüber ins grosse Schwimmbad, ebenfalls auf dem Foro.

23. *Februar.* Jetzt muss ich aber wirklich anfangen zu lernen, sonst schaffe ich das Abitur nicht. In Geschichte nehmen wir gerade Bismarck durch. Was waren das für Persönlichkeiten, verglichen mit den Figuren von heute. Unser Lehrer konfrontiert uns mit einer interessanten Überlegung Bismarcks: «Wozu soll nur der, welcher im Krieg erwerbsunfä-



hig geworden ist oder als Beamter im Alter Pension haben, und nicht der Soldat der Arbeit? Diese Sache wird sich durchsetzen. Die hat ihre Zukunft. Es ist möglich, dass unsere Politik einmal zugrunde geht, wenn ich tot bin, aber der Staatssozialismus paukt sich durch. Jeder, der diesen Gedanken aufnimmt, wird ans Ruder kommen!»

*10. März.* Wir geben ein offizielles Essen für Badoglio, den Oberbefehlshaber des italienischen Heeres. Glücklicherweise sitze ich neben einem Italiener, mit denen sich zu unterhalten nicht schwer ist. Man braucht nur ein paar Fragen zu stellen, und schon fangen sie an zu reden, man lehnt sich zurück und kann ihnen in aller Seelenruhe zuhören.

*15. März.* In Rom laufen immer mehr leitende Nazis herum, deren Funktion nicht genau definierbar ist, etwas undurchsichtige Leute, vor denen man sich besser in Acht nimmt. Unter anderen ist da ein gewisser SS-Standartenführer namens Dollmann. Kein Mensch weiss, was er hier zu tun hat. (Einmal hat er für Himmler in Rom gedolmetscht; das brachte ihm die Ernennung zum Standartenführer und die Position als Himmlers persönlicher Vertreter in Rom ein.)

*24. März.* Papa kehrt aus Berlin zurück, wo er an der Konfirmation Egberts von Tirpitz teilgenommen hat (des Sohns von Muttis Bruder). Er war beeindruckt von der aussergewöhnlichen Predigt Pastor Niemöllers, der wie ein Prophet zu seiner Gemeinde sprach, mit Überzeugung und ohne jede Angst.

Mit grosser Offenheit hat er auf die Notwendigkeit eines Kampfes gegen das Böse, das heutzutage in Deutschland wütet, hingewiesen. Niemöller gehört zur Bekennenden Kirche, die von den Nazis heftig bekämpft wird.\* Vor einigen Tagen bemerkte übrigens Mussolini gegenüber meiner

\* Niemöller wurde noch im gleichen Jahr, zur Empörung der ganzen Welt, verhaftet.

Mutter: «Sagen Sie Ihrem Führer, dass man niemals einen religiösen Glauben unterdrücken darf, wenn man ihn nicht durch einen anderen ersetzen kann.»

Während seines Berlin-Aufenthalts zu Egberts Konfirmation traf Papa Hitler und Aussenminister von Neurath. Er hat alles versucht, von Neurath von der Notwendigkeit zu überzeugen, dass er sich aktiv mit Hitler auseinandersetzen müsse; es dürfte keinesfalls noch weiter Druck auf Italien ausgeübt werden, denn das Land dürfe nicht dem Antikomintern-Pakt beitreten. Dieser Plan zeichnete sich nämlich immer deutlicher ab. Der Pakt ist schon so gefährlich genug; wenn auch noch Italien dazukommen würde, wäre der Krieg nicht mehr zu vermeiden. Aber vielleicht waren die Würfel bereits gefallen. Papa zufolge hat Hitler während des Gesprächs in Berlin über Krieg wie über eine Selbstverständlichkeit gesprochen, als ob es sich um eine bereits entschiedene und wünschenswerte Tatsache handle.

7. April. Papst Pius XI. hat eine neue Enzyklika «Mit brennender Sorge» verkündet, in der er die Verfolgung der christlichen Kirchen und der Juden verurteilt. Papa begrüsst das sehr, ist aber sicher, dass Hitler sein Verhalten nicht ändern wird.

20. April. «Führers Geburtstag». Ein gewisser Ettel, Nazi-führer in der deutschen Kolonie in Rom, hat anscheinend Hitlers «Mein Kampf» auswendig gelernt. Ganz besonders den Teil, in dem Hitler schreibt, dass man sich den Zuhörern am nachhaltigsten einprägt, indem man immer die gleichen Slogans wiederholt, um sie in die Köpfe der Menschen einzuhämmern. In der Tat besteht Ettels Rede aus einer langweiligen Aufzählung öffentlicher Kundgebungen mit immer wieder dem gleichen Refrain: «Es herrschte tiefe Stille, dann erhob der Führer seine Stimme und sprach: ‚Mein Volk.. .‘ Dann war die Kundgebung zu Ende, der Führer flog in seinem silberschimmernden Flugzeug durch alle Stürme hindurch zur nächsten Kundgebung, wo wieder eine geduldige Menge seiner harrte, die er nicht umsonst würde

warten lassen, und aufs Neue erhob der Führer seine Stimme und sprach: «Mein Volk...» – So ging es über zwei Stunden, die Haare konnten einem zu Berge stehen! Leider haben die meisten Zuhörer gar nicht das Lächerliche dieser Rede empfunden.

*10. Mai.* Der Aussenminister von Neurath macht einen Besuch in Rom. Mein Vater versucht wiederum, ihn zu grösster Vorsicht zu veranlassen. Die gefährlichen Themen wie der Antikomintern-Pakt und der spanische Bürgerkrieg werden tatsächlich vermieden.

*12. Mai.* Das grosse Luftschiff «Hindenburg» verbrennt vor der Landung in den Vereinigten Staaten. 100 Menschen waren an Bord. Es ist ein grosses Unglück.

Bei Tisch spricht Papa nicht mehr über Politik. Auch nicht über die Nazis oder die Faschisten. Ihm ist zugetragen worden, dass Reinecke, der zweite Diener, für die SS spioniert. So ein Schwein! Jetzt verstehen wir erst, was Göring während seines letzten Besuches in Rom meinte, als er sagte: «Wenn dieser Reinecke bei mir Diener wäre, hätte ich ihn längst mit einem Fusstritt hinausbefördert.»

*30. Mai.* Wir haben schon wieder Besuch in Rom, diesmal von Feldmarschall von Blomberg. Zum grossen Diner im Palazzo Venezia werde ich auch gebeten. Bei dem anschliessenden grossen Empfang, zu dem alle Säle geöffnet sind, fragt mich Mussolini nach der Schule und der Hitlerjugend.

*9. Juni.* Aus ausländischen Zeitungen erfahren wir, dass faschistische Meuchelmörder in Frankreich die Brüder Rosselli umgebracht haben.\* Während der Beerdigung in Paris

\* Carlo Rosselli, Antifaschist und Politiker. Nach der Ermordung von Matteotti durch die Faschisten im Jahre 1924 wird er verhaftet, entkommt dem Gefängnis und flieht nach Paris. Im spanischen Bürgerkrieg kämpft er gegen Franco. Er wird verwundet, geht zurück nach Frankreich und wird zusammen mit seinem Bruder Nello, der ebenfalls Antifaschist ist, im Jahre 1937 ermordet.

fanden grosse Kundgebungen für die Demokratie statt. In der riesigen Menge französischer Demonstranten befanden sich viele antifaschistische Emigranten, darunter Saragat und Nenni.\*

*20. Juni.* Santa Hercolani hat Mutti erzählt, dass Papa aufgrund seiner Aversion gegen militärische Pakte und Blockbildungen «die Bremse» genannt wird.

*28. Juni.* Wir haben die Ergebnisse des schriftlichen Abiturs bekommen; mir ist es ganz gut gegangen. Annelise Petchek hat mir in Latein und Mathematik geholfen, ich ihr in Englisch und Italienisch.

*30. Juni.* Gott sei Dank, die Schulzeit ist vorbei! Gestern waren die mündlichen Prüfungen, und wir sind fast gestorben vor lauter Angst. Wir wurden in den Prüfungssaal gerufen, dann teilte man uns mit, dass wir bestanden hätten und nannte uns den Notendurchschnitt. Auch Papa und der Reichskommissar, der zur üblichen Kontrolle aus Berlin gekommen war, nahmen an der Abschlussprüfung teil. Papas Gegenwart machte mich ziemlich unsicher. Zu meinem Erstaunen bestehe ich mit «gut», Gerda Bruhns und Annelise Petchek auch. Die einzige, die diese Note wirklich verdient hat, ist Gerda; mir hätte nur ein «ausreichend» zugestanden, und Annelise hätte «sehr gut» bekommen müssen. Gerda und ich sind empört, weil uns klar wird, dass Annelise schlechter bewertet wurde, weil sie Jüdin ist. Um die Note zu rechtfertigen, gab man ihr in den für die Nazis so wichtigen Fächern Turnen, Singen und Zeichnen ein «ungenügend». Voll Zorn gehe ich zum Reichskommissar und sage ihm, dass ich die Note «gut» nicht verdiente und sie nur

\* Pietro Nenni, Sozialist, flieht nach der Machtergreifung durch die Faschisten nach Frankreich. Nach dem Kriege nimmt er wichtige Stellungen im politischen Leben Italiens ein; Giuseppe Saragat geht aus denselben Gründen wie Nenni nach Frankreich. Nach dem Kriege wird er zweimal zum Präsidenten der italienischen Republik gewählt.

bekommen hätte, weil ich die Tochter des Botschafters sei; Annelise aber hätte ein «sehr gut» bekommen müssen. Das gefällt ihm gar nicht, er läuft rot an und befiehlt mir, den Mund zu halten. Das wären Dinge, die mich nichts angingen. Am Ende entschuldigen Gerda und ich uns bei Annelise an Stelle derer, die diese Gemeinheit zu verantworten haben.

Anfang *Juli* kehrt Detalmo aus den Staaten zurück. Er wirkt auf mich ganz amerikanisch, aber ich denke, das wird sich geben. Oft fahren wir nach Castel-Fusano ans Meer. Mit Mutti reise ich wenig später nach Ischia und dann mit beiden Eltern nach Perugia, wo wir den berühmten Kunsthistoriker und -kritiker Bernard Berenson treffen, der in Florenz lebt. Er führt uns erst durch das zauberhafte Perugia und anschliessend durch Assisi. In der Oberkirche von San Francesco meint Berenson: «Schaut mal, so müsste sich die Gotik überall präsentieren, so voller Licht und Fröhlichkeit. Aber in den gotischen Kirchen in Deutschland und Spanien findet man nur Finsternis und Schwermut.» Die Eltern unterhalten sich mit Berenson über die bedrückende Lage in Deutschland und in der westlichen Welt. Sie stimmen in vielem überein, als ob sie Geschwister im Unheil wären.

Im *August* besuchen wir auf dem Weg nach Sulden Cortona und Arezzo; dort gibt es eine Sonderausstellung mit Werken von Piero della Francesca. Weiter geht's nach Bellpoggio bei Bologna zu Santa Hercolani, deren schönes Gut ich bisher nicht kannte. Über Ferrara und Verona erreichen wir Mantua; dort sehen wir uns eine Ausstellung mit Bildern der Familie Gonzaga an. Über Trento erreichen wir schliesslich Sulden.

Anfang *September* fahre ich mit Almuth nach England. Sie wird einen Monat später nach Rom zurückkehren, ich aber bleibe bis Weihnachten, um Englisch zu lernen. Drei Tage lang besichtigen wir London. Ähnlich wie Berlin lässt die scheinbar endlose Ausdehnung dieser Stadt Rom beinahe als Dorf erscheinen.

Mutti schreibt, dass Professor Curtius ein von Hitler

persönlich unterzeichnetes Entlassungsschreiben erhalten hat.\*

23. *September.* Nach London sind wir als paying-guests in Yeovil in Somerset gelandet. Es fällt mir nicht schwer, mich den englischen Lebensgewohnheiten anzupassen. Wir machen herrliche, lange Spaziergänge durch Wiesen und Wälder, organisieren Picknicks, spielen Rasentennis, trinken nachmittags Tee, besuchen die sympathischen, wenn auch

\* In seinen Memoiren hält er folgende Szene fest: «An einem Septembertag 1937, als ich als Gast meines Freundes Karl Jaspers in Heideiberg mich anzog, und mich bei dem Blick durchs Fenster auf den umsteigenden Schlossberg von Heidelberg von Erinnerungen bestürmen liess, klopfte es an meine Tür. Ich öffnete, draussen stand der Briefträger und brachte mir ein versiegeltes Schreiben. Dieses sprach mit der Unterschrift des ‚Führers‘ meine Entlassung aus dem Dienst des Reiches aus. Ich empfand es wie einen Ritterschlag.»

Ebenfalls in seinen Memoiren schreibt Curtius über meinen Vater: «Zu den Bedürfnissen seiner (U. v. Hassells) tief geistigen Natur gehörte auch die Unterhaltung vor allem über die verschlungenen Probleme der Geschichte des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Deutschland und Italien. Niemals erschien mir der Preussengeist dieses Botschafters aus alter hannoverischer Familie reiner als damals, als nach der Ermordung des österreichischen Bundeskanzlers Dollfuß mit der feindlichen Haltung Mussolinis das ganze mühsam errichtete Gebäude seiner Diplomatie zusammenstürzte. Ich hatte das Ereignis in Österreich erlebt, berichtete ihm davon und suchte ihn zu trösten. ‚Was wollen Sie‘, erwiderte er lächelnd, ‚wie langweilig wäre mein Beruf, wenn er nicht solche Aufgaben wie die jetzt gegebene mit sich brächten Und niemals erschien mir der schlanke bewegliche Mann mit dem scharfen Profil seines hageren blauäugigen, gewinnenden Gesichts schöner als bei der Eröffnungsfeier der Giottoausstellung in Florenz (1937). Diese vollzog sich in Gegenwart des Königs (von Italien) im grossen Saal des Palazzo Vecchio. Lakaien in der quattro-cento-Tracht florentinischer Fresken geleiteten uns die steile Treppe hinauf. Eine vornehme Gesellschaft füllte den Raum, der weiter keines Schmuckes bedurfte. Der deutsche Botschafter (U. v. Hassell) erschien in einer Ordenstracht mit langem dunkelblauen wehenden Mantel. Jedermann fragte, wer diese auffallende ritterliche Erscheinung sei. Der Adel seines Wesens nahm alle gefangen.»

geistig nicht gerade sehr interessierten Nachbarn, kurzum, diese Art zu leben existiert auf dem Kontinent nicht mehr. Ich fühle mich um 50 Jahre zurückversetzt und finde einiges aus den Jugenderzählungen meiner Mutter wieder.

5. *November*. Almuth fährt nach Rom zurück, und ich wohne bei einer Familie in Cheltenham.

15. *November*. Ich besuche das «Ladies' College» in Cheltenham. Dort studierten Grossmutter und Mutter je ein Jahr lang. Ich habe Geschichte, Wirtschaft und Literatur belegt. Es ist interessant, wie unterschiedlich die Atmosphäre zwischen den Schulen auf dem Kontinent und den englischen Schulen ist. Wenn man hier seinem Nebenmann hilft, ist das schon fast ein Verbrechen; von jemandem abzuschreiben ist Grund genug, sich zu schämen. In der Bibliothek, in der wir uns zwischen den Unterrichtsstunden aufhalten, herrscht absolutes Schweigen. Man studiert, keiner spricht, und man wird getadelt, wenn man ein lautes Wort sagt. Es ist ein grosses Internat mit vielen Schülerinnen, die alle Uniform tragen. Die Disziplin ist perfekt, fast etwas zu starr.

20. *November*. Papa berichtet in einem Brief über Mussolinis Besuch in Deutschland. Er sei von der Wehrmacht, dem wirtschaftlichen und technischen Fortschritt und von dem ganzen Organisationsapparat des Landes tief beeindruckt. Papa fügt in Klammern «leider» hinzu; denn er ahnt, dass in Mussolini der Entschluss gereift ist, sich noch stärker an die deutsche Politik zu binden. Jetzt wird es für Ribbentrop ein leichtes sein, ihn zu seinem Beitritt zum Antikominternpakt zu überreden. Ribbentrop ist so gut wie nie in London anzutreffen, sondern reist ständig mit Sonderaufträgen herum; auch in Rom war er schon wieder. Papa ist ausser sich. Ich habe ihm zurückgeschrieben: «Ich hoffe, dass ,die Regentropfen\* Rom bald verlassen; diese Tropfen müssen für Dich ausserordentlich lästig und auch gefährlich sein.»

25. *November*. Ich hatte tatsächlich allen Grund, um meinen Vater besorgt zu sein. Mussolini ist dem Antikomintern-

Pakt beigetreten, der bislang zwischen Deutschland und Japan bestand, genau wie Papa es vorausgesehen hat. Das bedeutet das Ende einer europäischen Politik, das bedeutet Militärbündnis und Krieg. Als ich Papa in Rom wiedersah, erzählte er mir, er habe versucht, Ribbentrop den Beitritt Italiens zum Antikomintern-Pakt auszureden. Ribbentrop habe geantwortet: «Passen Sie auf, Sie sprechen zu Ihrem zukünftigen Aussenminister.» Papa hat geantwortet: «Auch wenn Sie heute schon mein Aussenminister wären, hätte ich genau dasselbe gesagt!»

27. *November.* In Cheltenham fühle ich mich sehr wohl und lerne deshalb die englische Sprache ziemlich rasch; auch Detalmo schreibe ich englisch. Was mir wirklich an diesem Land imponiert und was mich neidisch macht, wenn ich an Deutschland und Italien denke, ist der ausgeprägte Sinn für Demokratie. Man begegnet ihm überall, im Parlament, im öffentlichen und privaten Leben, in der Haltung eines jeden Bürgers. Wie schön, wenn es bei uns auch so wäre! Ob wir uns das jemals zu eigen werden machen können?

25. *Dezember.* Zu Weihnachten trifft die ganze Familie in Rom zusammen. Papa sagt, ihm bleibe nichts mehr zu tun, er könne das Schlimme nicht aufhalten. Und er fügt hinzu, recht sei ihm nur, dass er nicht selbst um seinen Abschied bitten muss, da sicherlich Ribbentrop und Ciano für seine Absetzung sorgen werden mit der Begründung, er sei für beide Regierungen eine *Persona non grata*, weil er sich ihrer aggressiven Politik in den Weg zu stellen suche.

30. *Dezember.* Papa wird inoffiziell davon in Kenntnis gesetzt, dass er Rom verlassen muss. Und so werden die ersten Monate des Jahres 1938 für uns die letzten in Rom sein.



## *Das Ende einer Epoche* 1938-39

Anfang *Februar* berichten die Zeitungen, dass Papa seines Amtes enthoben worden ist. Wie zu erwarten, löst Ribbentrop von Neurath als Aussenminister ab. Armes Europa! Auch von Blomberg wird entlassen, und Hitler wird oberster Befehlshaber der Wehrmacht.\* Wir überlegen lange hin und her, ob wir das für den nächsten Tag geplante Kostümfest absagen sollen, aber Papa ist dafür, es stattfinden zu lassen. Dieser Ball war nicht nur ein grosser Erfolg, sondern er bot auch die Gelegenheit für eine beinahe öffentliche Bekundung der Achtung für meinen Vater. Es war fast ein wenig peinlich, andererseits aber auch sehr befriedigend, dass nicht allein die Antifaschisten, sondern auch die Faschisten unsere Hände schüttelten, um uns so ihrer Sympathie und Solidarität zu versichern.

Die italienische Regierung, die anderen Botschafter und unsere Freunde laden uns unentwegt zu offiziellen Abschiedsessen ein. Beim offiziellen Essen der Regierung in der Villa Madama liest Ciano eine Rede vom Blatt, die nicht ein einziges freundschaftliches oder persönliches Wort für meinen Vater enthält. Als dann mein Vater das Wort ergreift – selbstverständlich liest er nicht ab –, sind die Zuhörer so ergriffen, dass viele Tränen in den Augen haben. Dies ist sicher nicht nur Ausdruck ihrer Zuneigung, vielmehr zeugt es wohl auch von der vielleicht nur vagen Vermutung, dass wir uns an einem geschichtlichen Wendepunkt befinden.

Hitler hat eine grosse Rede gehalten, in der er seinen Wunsch nach einer Annäherung an Österreich ausdrückte. Das ist ganz sicher alles andere als friedlich gemeint. Auch in England tut sich etwas in der Regierung. Halifax, ein anschei-

\* Dieses Ämterrevirement fand im Zuge der sogenannten Blomberg-Fritsch-Krise statt. Durch die Ablösung v. Neuraths, des Kriegsministers v. Blomberg und des Oberbefehlshabers des Heeres, v. Fritsch, sicherten sich die Nazis endgültig die Kontrolle über Aussenpolitik und Wehrmacht.

nend fähiger Mann, löst Eden als Aussenminister ab. Anfang März verlassen meine Eltern Rom, begleitet von Freundschafts- und Solidaritätsbekundungen aller ihnen bekannten Italiener. Almuth und ich bleiben noch einen Monat, sie bei Eugenia Bisleti, ich bei Isabella Viti.

22. März. Die deutschen Truppen haben am 12. März Österreich besetzt, der so lange befürchtete «Anschluss» wird zur bitteren Wirklichkeit. Der Kanzler Kurt von Schuschnigg wird unter Hausarrest gestellt und durch einen gewissen Seyss-Inquart ersetzt. Österreich gibt es nicht mehr.\*

Mussolini tat nichts, um dieses Unheil abzuwenden. Die italienische Öffentlichkeit reagiert aber einstimmig und heftig *gegen* die Deutschen. Man hat geradezu den Eindruck, dass Grenzen keine Gültigkeit mehr haben: Wenn Österreich so einfach besetzt werden konnte, warum dann nicht auch die Tschechoslowakei? Tatsächlich kann man in der deutschen Presse bereits lesen, wie sehr die «armen» Sudeten von den Tschechen misshandelt werden.

18. April. Ich reise schweren Herzens endgültig nach Deutschland ab. Hinter mir liegt ein so schöner Lebensabschnitt, wie er vielleicht nie wiederkehren wird. Ich denke an die Ausritte mit d'Inzeo und Paola Antonelli, an die Ausflüge zu Sennis und Grottaferrata, an die Botschaftsbälle und all die anderen Feste und Abendeinladungen und an meine italienischen Freunde, die ich nie vergessen werde; eine selten sorglose Zeit!

\* Nach langem und strengem Hausarrest kam Schuschnigg ins Gefängnis nach München (Oktober 1939) und erhielt den Namen «Dr. Auster». Im Dezember 1941 wurde er ins KZ Sachsenhausen transportiert. Er erhielt dann die Genehmigung, seine Frau Vera und die wenige Monate alte Tochter Maria Dolores nachkommen zu lassen. Bis Februar 1945 blieb er in Sachsenhausen, dann begann für die kleine Familie eine Serie unzähliger Transporte von einem KZ zum anderen. Über Flossenbürg landeten sie dann in Dachau, wo ich ihnen begegnete und wir das Schicksal bis zu unserer Befreiung teilten.

Wir müssen Grossmuttis Haus in Feldafing aufgeben und uns ein neues suchen. Man enteignet uns, weil genau gegenüber eine «Nationalsozialistische Erziehungsanstalt» gebaut werden soll. Wenigstens zahlen sie gut. Es wäre ja auch äusserst unangenehm gewesen, diese Leute genau vor unserer Nase zu haben. Wir machen uns also auf die Suche nach einem neuen Haus in Bayern und finden auch bald ein sehr hübsches Haus mit grossem Garten in Ebenhausen im Isartal, 20 Kilometer von München entfernt. Vor dem Umzug reisen wir ein wenig durch Österreich, weil Papa seine bescheidenen Ersparnisse in ein kleines Gut investieren möchte. Bescheidene Ersparnisse deshalb, weil meinem Vater nach guter Diplomaten-Tradition sehr daran gelegen war, sein Land im Ausland würdig zu vertreten, und dafür gab er mehr Geld aus, als er durch Gehalt und Amtszulage einnahm. Leider fanden wir in Österreich nichts; die Häuser, die in Frage kamen, waren zu baufällig.

Die Stimmung in Österreich ist beängstigend: Die Unterwürfigkeit gegenüber den Nazis kennt keine Grenzen, alle grüssen mit «Heil Hitler», sogar das Mädchen, das die Kühe melkt.

Lotti, die uns noch rührend beim Umzug geholfen hat, verlässt uns zu unserem grossen Kummer für immer. 18 Jahre hat sie unser Leben geteilt, wir können uns gar nicht vorstellen, wie wir ohne sie auskommen sollen! Sie zieht zu ihrer Schwester Anni nach Hamburg.

*Im Mai* war Hitler in Rom, ohne dass der neue deutsche Botschafter schon ernannt worden wäre. Als Hitler durch Bozen fuhr, standen Hunderte von Tirolern an den Schienen und jubelten ihm zu. Natürlich war das von den Nazis organisiert; nicht gerade sehr taktvoll den Italienern gegenüber. – Der König und Mussolini haben ihn in Rom am Bahnhof empfangen. Am nächsten Tag wohnte Hitler einer für ihn organisierten Militärparade bei; die Truppen marschierten im sogenannten «passo romano», einer Nachahmung des deutschen Parademarsches. Die Deutschen schmunzeln, weil die Vorführung so schlecht gelang. Zu

dumm von Mussolini. Man sollte nie jemanden nachmachen wollen.

*23. Juli.* Wolf-Ulli fährt mit mir zur Hochzeit von Adelheid von Weizsäcker, der Tochter des Staatssekretärs im Ausenministerium. Mit der Familie Weizsäcker sind wir seit langem befreundet.

*14. August.* Mussolini versucht, die deutsche Rassenpolitik nachzuahmen. Wie ist das alles widerwärtig! Es ist völlig absurd, wie da künstlich ein «Judenproblem» geschaffen wird.

*3. Oktober.* Die Lage in der Tschechei ist bedrohlicher denn je. Auf dem Nürnberger Parteitag erklärt Hitler die militärische Intervention zur einzig richtigen Lösung. Militär und Industrie versuchen ihm klarzumachen, dass ein Krieg Deutschlands Untergang wäre, aber Hitler tut so, als sähe und höre er nichts. Die Engländer fürchten sich und mit ihnen die ganze Welt. Chamberlain hatte Mussolini um Vermittlung gebeten. Mussolini, Hitler, Chamberlain und Daladier trafen sich dann am 29. September in München (Münchener Abkommen).

Deutschland annektiert das Sudetenland, und die anderen am Abkommen beteiligten Länder bürgen dafür, dass die Tschechei nicht angegriffen wird. Papa beurteilt das Münchener Abkommen sehr negativ. Die offene Kriegsdrohung überzeugte das Heer und insbesondere den Generalstab, die Opposition im Falle eines plötzlichen Angriffs zu unterstützen. Nun war dieser Pseudofrieden für die Generale ein ausgezeichnete Vorwand, untätig zu bleiben und ihren Eid auf Hitler nicht zu brechen.

*10. November.* Gestern fand eine grauenvolle Hetzjagd auf die Juden statt: Ihre Läden und Synagogen wurden zerstört, sie selbst wurden im Nachthemd auf die Strasse gejagt und misshandelt. Die Polizei schritt gegen das Vorgehen der SS nicht ein. Es ist die reine Barbarei.

17. November. Ich überlege, nach Rom zurückzukehren, um ein Italienisch-Diplom zu erwerben. Anschliessend könnte ich dann in Heidelberg Sprachen studieren. Auch wenn mich das nicht viel weiterbringen wird – es ist eine gute Ausrede, Detalmo wiederzusehen. Meine Eltern zögern, mich fahren zu lassen, weil sie den wirklichen Grund schon ahnen; aber es gelingt mir, sie zu überreden, indem ich ihnen versichere, dass momentan zwischen Detalmo und mir nur gute Freundschaft bestünde.

### *Kriegshochzeit* 1939-40

14. Januar. Es ist wunderbar! Meine Eltern haben mir wahrhaftig erlaubt, nach Rom zu fahren! Vorgestern bin ich angekommen, und wer hat mich am Bahnhof abgeholt? Natürlich Detalmo! Die Eltern hätten sich darüber wohl kaum gefreut. Ich wohne bei Isabella Viti und geniesse den Süden mit seinem ewig blauen Himmel. Hier sind die Menschen immer gut gelaunt, vielleicht sind sie etwas oberflächlich, aber was macht das schon? Für das Lebensgefühl ist es allemal besser als die andauernde deutsche Problematik.

20. Januar. Der Präsident der Reichsbank, Schacht, ist entlassen worden. Er hatte gegen die Finanzpolitik, die mehr als unverantwortlich mit der Aufrüstung verquickt war, zu offen protestiert.

16. März. Wie es vorauszusehen war, hat das Münchener Abkommen nichts genutzt. Die Slowaken erklären ihre Unabhängigkeit, aber selbstverständlich werden sie Vasallen der Deutschen sein. Ungarn besetzt die ukrainischen Karpaten, die Deutschen marschieren in Böhmen und Mähren ein, das zum Reichsprotektorat erklärt wird; Reichsprotektor wird von Neurath. Meines Erachtens hätte von Neurath nicht annehmen dürfen. England und Frankreich schwei-

gen. So wird Hitler glauben, ihm sei alles erlaubt, und er wird noch weitere Länder besetzen. Es ist einfach unerhört!

*20. März.* Mutti schreibt mir, dass Papa endlich eine neue Anstellung in Berlin gefunden hat. Er arbeitet jetzt für den Mitteleuropäischen Wirtschaftstag. Wahrscheinlich wird er oft ins Ausland reisen müssen, und genau das hat er sich ja auch gewünscht.

*23. März.* Mit dem, was ich vor einigen Tagen sagte, hatte ich recht. Hitler besetzt weitere Gebiete – diesmal im Bereich der Memel – aufgrund eines «Abkommens» mit Litauen.

*31. März.* Endlich ist Chamberlain aufgewacht. England und Frankreich garantieren Polen, es gegen jeden Angriff zu verteidigen. Es wurde auch Zeit! Der italienische Sprachkurs ist zu Ende, und ich muss nach Deutschland zum Arbeitsdienst. Bei den Nazis ist das Pflicht, wenn man eine Universität besuchen möchte. Hunderte von jungen Mädchen und Männern aller Schichten und Studienrichtungen leben für sechs Monate in grossen Lagern. Sie sollen Bauernfamilien bei der Feldarbeit helfen. Wie immer reizt mich die neue Erfahrung, obwohl es mir vor den sechs Monaten auch wieder graust. Detalmo gefällt meine Absicht überhaupt nicht. Ausserdem hält er das alles für überflüssig, weil wir uns vor kurzem verlobt haben, auch wenn Mutti und Papa damit nicht einverstanden waren.

*13. April.* Am 7. April hat Italien Albanien besetzt. Man sieht, Mussolini nimmt sich Hitler zum Vorbild. Heute ist die englisch-französische Garantieerklärung auf Rumänien und Griechenland ausgedehnt worden. Endlich geschieht etwas, aber es scheint reichlich spät.

*15. April.* Ich fahre zum Arbeitsdienst, aber ich lasse mein Tagebuch zu Hause. Wenn sie es mit all den gegen die Nazis gerichteten Bemerkungen entdecken würden, ginge es mir schlecht.

*20. September.* Mein Arbeitsdienst ist früher als vorgesehen zu Ende. Während ich im Lager war, ist der von uns allen so befürchtete Krieg ausgebrochen: Deutschland ist in Polen eingefallen. Im Lager gab es eine Order, den Dienst um sechs Monate zu verlängern, aber Papa ist es gelungen, mich mit der Begründung herauszuholen, er brauche mich als Sekretärin. Der Befehl zur Verlängerung des Dienstes war der Tatsache zu verdanken, dass die Mädchen die Arbeit der vielen Männer ersetzen sollten, die eingezogen wurden.

Wie ist dieses Lager nun organisiert, dessen Modell, soviel ich weiss, von irgendeinem Nazi aus der Sowjetunion kopiert wurde? Jedes Mädchen wurde tagsüber mit einem regulären Arbeitsbuch zum Dienst zu den Bauern geschickt. Damit man sich nicht mit einer Familie anfreundete, wurde man jeden Monat zu einer anderen geschickt. Ausserdem arbeitete jedes Mädchen turnusmässig einen Monat lang in der Gemeinschaftsküche, in der Wäscherei, oder wir mussten die Zimmer säubern. Geweckt wurde um sechs Uhr, vor der Arbeit mussten wir turnen, dann folgte ein Dauerlauf. Sicher lag in all dem auch ein positiver Aspekt. Die bisher nur an Stadtleben gewöhnten Mädchen konnten etwas über die Landwirtschaft lernen; dabei war das Arbeiten angenehm und nicht zu anstrengend. Im direkten Umgang mit der Natur konnten sie erleben, wie alles wächst und was alles bis zu einer ertragreichen Ernte getan werden muss. Aber sonst war die Erfahrung meines Erachtens negativ: Das soziale Ziel, alle Schichten zu mischen, erwies sich als kompletter Reifall. Die Mädchen mit Abitur bemühten sich erfolglos um einen Kontakt zu den anderen, die Verkäuferinnen, Schneiderinnen, Zugehfrauen oder Bäuerinnen waren. Wir begegneten Misstrauen, auch Feindseligkeit, und bald gewannen wir den Eindruck, dass die «anderen» lieber unter sich bleiben und nichts mit uns zu tun haben wollten. Beim Frühstück und Abendessen gab es ein dummes, abscheuliches Ritual: Wir sassen an langen Tischen, die in Hufeisenform zusammengeschoben standen. Bevor wir uns setzten, mussten wir uns bei den Händen fassen und mehr brüllen als rufen «Hunger». Nach dem Essen standen wir auf

und brüllten «Satt». Ich fand es barbarisch; es sollte wohl das Tischgebet ersetzen.

Auch die «Führerinnen», ausgesprochen einfältige Mädchen, die uns allabendlich in der Geschichte des Nationalsozialismus und in Weltanschauung unterrichteten, grenzten sich von uns Abiturientinnen deutlich ab. Sie hassten uns und fühlten sich wohl auch unterlegen, weil sie keine höhere Schule besucht hatten.

Im August war die Welt vom Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und Russland, der sich eindeutig gegen Polen richtete, überrascht worden.

In der Tat sind am 1. September die deutschen Truppen in Polen einmarschiert. Diesmal läuft es aber für Hitler nicht mehr so glatt, weil England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt haben. Papa erzählt uns, dass er in Berlin über den englischen Botschafter Nevile Henderson alles versucht hat, um den Krieg zu verhindern, aber Hitler wollte auf Biegen und Brechen «seinen» Krieg. Da haben wir es! Jetzt hat er seinen Krieg! Hans-Dieter ist an die französische Front gerufen worden, an der man aber noch nicht kämpft. Alle unsere Freunde sind eingezogen worden.

*6. Oktober.* Ende des Blitzkrieges in Polen. Bei diesen Erfolgen werden die deutschen Generäle kaum gegen Hitler einschreiten wollen. Es ist so schrecklich! Papa meint, die einzige Hoffnung bestünde in einer baldigen Niederlage der Deutschen, aber diese Hoffnung ist sehr gering.

*15. Oktober.* Die Sowjetunion und Deutschland teilen das polnische Territorium untereinander auf. Die armen Polen! Dr. Frank, einer der fanatischsten Nazis, ist polnischer Gouverneur. Unsere ehemalige Köchin Netty arbeitet jetzt für ihn.\*

\* Viele Jahre später erfuhren wir, dass Netty so entsetzliche Dinge gehört und vielleicht gesehen hatte, dass sie sich das Leben nahm. Nettys Schicksal erinnert mich an das zweier anderer Angestellter aus Rom, an das Reineckes, des zweiten Dieners, und an das Schuhknechts, des Fahrers. Als wir Rom verlassen mussten, stellte Ribben trop Reinecke ein. Ein



10. November. Detalmo hat sein Studium beendet und promoviert; das war die Voraussetzung für unsere Heirat. Er kommt nach Ebenhausen. Ich bin wahnsinnig aufgeregt! Im Arbeitszimmer von Papa findet das übliche Gespräch zwischen Vater und zukünftigem Schwiegersohn statt. Nach einer Stunde erscheinen sie wieder, und Papa gibt seine Zustimmung zur Hochzeit, die am 9. Januar nächsten Jahres gefeiert werden soll. (Mutti hat mir Jahre später erzählt, dass Papa die finanzielle Situation Detalmos während des Gespräches völlig unklar geblieben war. Er gab es schliesslich auf, weitere Fragen zu stellen. Er meinte zu Mutti: «Das einzig beruhigende ist, dass die Familie von Detalmo Landbesitz in Friaul hat; Kartoffeln werden sie immer zu essen haben, wenn also die Situation sehr heikel wird, werden sie bestimmt nicht Hungers sterben.»)

paar Monate später erhielten wir von ihm eine Postkarte aus einem Berliner Krankenhaus, wo er wegen eines Bruchleidens behandelt wurde. Auf der Karte stand, dass er jetzt begriffen habe, wer anständig sei und wer nicht; während seines ganzen Krankenhausaufenthalts sei nicht einer aus der Familie bei ihm gewesen, um sich nach seinem Gesundheitszustand zu erkundigen. In dieser Zeit so auf einer offenen Karte zu schreiben, war mehr als unvorsichtig. Auf jeden Fall geschah ihm ganz recht, denn er hat – vielleicht jahrelang – meinen Vater für die Nazis bespitzelt. Viel trauriger war Schuhknechts Schicksal. Er trat in den Dienst Himmlers ein. Ein kleiner von ihm verursachter Autounfall war Anlass genug, ihn wochenlang in einer Art Keller einzusperren. Damit nicht genug. Nach seiner Freilassung wurde ihm gekündigt, und er musste sich unter Eid verpflichten, niemals jemandem zu erzählen, was er in diesem Keller gesehen hatte. Dennoch kam er einige Tage später zu uns und erzählte meiner Mutter unter Tränen – er war in einer Art Schock-Zustand – von der bestialischen Behandlung in diesem Keller: Sie waren ungefähr 20 Personen in dem Raum, viele anscheinend nachts festgenommen, weil sie Pyjamas oder Hauskleider trugen; die «Mahlzeiten» wurden durch ein Loch in der Decke heruntergeworfen, und die Notdurft mussten sie in einer Ecke des Raumes erledigen. Armer Schuhknecht! Und unsere Brüder und Freunde waren gezwungen, für Menschen, die zu so etwas fähig sind, zu kämpfen!

*30. November.* Die Sowjetunion greift Finnland an: Ein Elefant kämpft gegen einen Floh. Alle sind natürlich auf der Seite der armen Finnen. – Wir stecken mitten in den Hochzeitsvorbereitungen. Was die kirchliche Trauung angeht, möchten wir sowohl katholisch als auch evangelisch heiraten, aber der Pfarrer der katholischen Kirche in Schäftlarn lässt nur eine katholische Trauung in einer Seitenkapelle zu, weil ich evangelisch bin. Offenbar ist es ein «Sakrileg», eine Protestantin in einer katholischen Kirche zu trauen. Papa lässt aber nicht nach und wendet sich an den als Nazigegner bekannten Kardinal von München, Faulhaber. Das Ergebnis: Wir dürfen uns nach der katholischen Trauung in der Kirche zu Hause von unserem protestantischen Pfarrer aus Ebenhausen einsegnen lassen, und Faulhaber wird so tun, als wüsste er von nichts. Auch wenn damit für uns das Problem gelöst ist – wir finden die Lösung etwas armselig. Warum muss man in einem Land, in dem die beiden grossen christlichen Kirchen verfolgt werden, zu solchen Winkelzügen greifen?

*7. Januar.* Aus Italien kommen Detalmo, sein Bruder Giacomo, der sein Trauzeuge sein wird, seine Schwester Marina und meine Freundinnen Isabella und Mali Viti zu unserer Hochzeit. Mein Trauzeuge ist Pierluigi Alverà, der italienische Vize-Konsul in München. Leider können weder Detalmos Mutter, die sehr krank ist, noch sein Vater an unserer Hochzeit teilnehmen.

*20. Januar.* Wir hatten eine wunderschöne Hochzeitsfeier. Am Morgen des 8. Januar war die standesamtliche Trauung beim Bürgermeister, am nächsten Morgen die katholische in der Kapelle der Hauptkirche des Klosters Schäftlarn, nachmittags schliesslich die protestantische zu Hause. Es gab ein Mittagessen im Kreis der Verwandten, und später kamen Nachbarn und Freunde, zum Teil von weither, zum Gratulieren. Wir boten Tee an, und für die, die noch abends bleiben wollten, gab es ein kaltes Abendessen. Beim Tee hielt Papa eine Ansprache, während der ich meine Tränen

nicht zurückhalten konnte. Er beendete seine Rede ziemlich plötzlich, weil auch ihn die Rührung übermannte, und Al-muth und Hans-Dieter verschwanden im Keller, um sich dort auszuweinen.

Nur einige Telegramme lasen wir sofort, unter anderem das von Mussolini: «Mit Ihrem Brief erhielt ich auch Ihr Buch, das ich verspreche zu lesen. Ich bitte Sie, Ihrer Tochter, an die ich mich gut erinnere, meine innigsten Wünsche auszurichten. Ich hoffe, dass dieses freudige Familienereignis Ihnen Gelegenheit geben wird, ab und zu nach Italien zurückzukehren. Sie haben hier viele Freunde und bei allen eine dankbare Erinnerung zurückgelassen. Ganz besonders bei mir. Nehmen Sie bitte meine herzlichen Grüsse entgegen. Mussolini.»

Unsere Hochzeitsreise führt uns nach einem Besuch bei meiner Schwiegermutter Idanna Savorngnan di Brazzà in Rom, deren Zustand sich zusehends verschlechtert, nach Taormina. Das Wetter ist nicht gut, ausserdem sind wir etwas angespannt, weil wir ständig mit einer schlechten Nachricht aus Rom rechnen müssen.

*21. Januar.* Meine Schwägerin Marina hat geschrieben, dass es meiner Schwiegermutter sehr schlecht geht; deshalb fahren wir nach Rom zurück und kommen gerade noch rechtzeitig, um für immer von ihr Abschied zu nehmen. Sie ist nur 50 Jahre alt geworden, und ihre drei Kinder sind noch sehr jung. Detalmo ist 24, Giacomo 19 und Marina 17. Wie werden wir es schaffen, den Besitz in Friaul, Castello di Brazzà, ohne ihre Hilfe zu verwalten?

*10. Februar.* Detalmo hat in der Schweiz eine Begegnung zwischen Papa und einem englischen Freund, Lonsdale Bryans, herbeigeführt, der kurz zuvor den englischen Aussenminister, Lord Halifax, gesprochen hatte. Papa hat über Lonsdale Bryans Lord Halifax gebeten, dass London zusichert – schriftlich oder in Form einer durch BBC gesendeten verschlüsselten Nachricht –, im Fall eines Staatsstreiches von Seiten der Wehrmacht gegen Hitler die Situation nicht aus-

zunützen, sondern im Gegenteil zu Friedensverhandlungen bereit zu sein. Das wäre die einzige Möglichkeit, die noch zögernden Generäle zum Handeln gegen Hitler zu bewegen. Der Zeitpunkt sei günstig, denn im Westen haben die Feindseligkeiten noch nicht begonnen.

*18. Februar.* Papa ist zum ersten Treffen in die Schweiz gereist. Die Hoffnungen sind nicht allzu gross, denn im Ausland bezweifelt man, dass durch die deutsche Opposition die Voraussetzung für einen wirklich demokratischen deutschen Staat gegeben sei.

*20. März.* Um die Zensur zu umgehen, schickt Papa an Detalmo durch einen Freund einen Brief, um Nachrichten von Bryans zu erhalten. Darin spricht er auch über die Friedensverhandlung vom 12. März zwischen Finnland und der Sowjetunion. Im sogenannten «Winterkrieg» 1939/40 hatte die Sowjetunion Finnland angegriffen. Aufgrund der für Stalin überraschenden starken Gegenwehr der Finnen kam es 1940 zu Friedensverhandlungen, die für ihn einen Prestigeverlust der Westmächte bedeuten. Für die meisten Deutschen jedoch beinhaltet sie die Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden. «Die armen Träumer!» schreibt Papa.

*20. April.* Die Deutschen haben Dänemark ohne Blutvergiessen besetzt. In Norwegen stossen sie jedoch auch durch die den Norwegern zu Hilfe gekommenen alliierten Truppen auf Widerstand. Von Detalmo höre ich, dass Bryans zurückgekehrt ist und eine zweite Begegnung mit meinem Vater vorbereitet. Die Lage ist nicht rosig. Bryans hat zweimal mit Sir Alexander Cadogan, dem Generalsekretär des Foreign Office, gesprochen, aber Halifax bleibt, wie befürchtet, voller Zweifel und unschlüssig, weil er nicht an ein besseres Deutschland glaubt. Von ihm kamen nur vage Ermutigungen und mündliche Versicherungen, aber nichts Konkretes.

11. Mai. Gestern haben die Deutschen Belgien und Holland angegriffen. Detalmo und ich entschliessen uns, aufs Land zu gehen; ich erwarte ein Baby, und die Landluft wird mir guttun. Der Ort heisst Brazzà nach einer mittelalterlichen Burg – deren Ruinen noch im Park zu sehen sind – der Grafen Savorgnan di Brazzà, von denen meine Schwiegermutter abstammte.

(Otto II. schenkte Castello di Brazzà 983 n.Chr. dem Patriarchen von Aquileia, Rodoaldo. 1357 ging es in den Besitz eines Zweiges der damals schon mächtigen Familie Savorgnan über. Zwischen dem 13. und dem 15. Jh. kämpfte diese Familie im Bündnis mit Venedig und Udine um die Oberhoheit in Friaul, wo sie lange Zeit herrschte. Im Jahr 1511 wurde die Burg von aufständischen Bauern, den Zamberlanis, geplündert und in Brand gesteckt. Heute stehen nur noch ein Teil des befestigten Turmes und das sich über drei Stockwerke erstreckende «Haus des Kapitäns» innerhalb der Umfriedungsmauern.)

20. Mai. Brazzà ist traumhaft schön. Ich habe nie dergleichen gesehen und auch die Fotos, die ich ja schon kannte, geben nicht den richtigen Eindruck! Das Haus ist von roten Rosen bewachsen. Der Vorgarten geht über in einen 16 Hektar grossen Park mit zum Teil über 100 Jahre alten Bäumen, unterbrochen von eher englisch wirkenden Rasenflächen. Es ist eine Mischung zwischen nördlicher und Mittelmeerlandschaft. Ich habe in dem grossen Haus und dem riesigen Garten alle Hände voll zu tun. So ganz fühle ich mich dem allen nicht gewachsen, aber glücklicherweise habe ich einen perfekt funktionierenden Haushalt vorgefunden, dank Nonino, dem Hausdiener und Fahrer, der mir mit seiner praktischen Hilfe und seinen Ratschlägen meine Aufgabe sehr erleichtert. (Nonino trat mit 16 Jahren in den Dienst der Familie Brazzà, wurde Diener und Kutscher, von 1922 an auch Fahrer, da meine Schwiegermutter Idanna einen Fiat 502, eins der ersten Autos in Friaul, angeschafft hatte. 1948 starb Noninos angebetete Frau Pina; sie war die Freundin und weise Beraterin meiner Schwiegermutter

Idanna gewesen, der sie oft Gesellschaft geleistet hatte. Gab es irgendwelche Schmerzen, irgendwelche Schwierigkeiten, dann wandte sich Idanna an Nonino: «Holt mir doch die Pina.» Mir selbst war Pina in der neuen und komplizierten Situation eine unersetzliche Hilfe. Nach Pinas Tod schiffte sich Nonino mit seiner jüngsten Tochter nach Südamerika ein, wohin seine anderen Kinder vor vielen Jahren ausgewandert waren. Er verliess uns nach 54 Jahren treuer Dienste im Hause Brazzà im Alter von 70 Jahren. Gut und gerne fünf Generationen von Detalmos Familie hatte er kennengelernt.)

Marina hat leider keine Zeit, mir zu helfen, da sie sich gerade aufs Abitur vorbereitet. Inzwischen setzen die Deutschen ihren schwindelerregenden Vormarsch fort.

26. Mai. Die Engländer befinden sich auf dem Rückzug und schiffen sich in Dünkirchen ein. Es scheint, als ob Hitler jede militärische Operation selbst entscheidet, meist gegen die Meinung seiner Generäle, die entsetzt sind, weil die von Hitler angeordneten Aktionen jedem strategischen Plan widersprechen. Aber die Realität scheint ihn in allem zu bestätigen.

Ich habe Mutti meine ersten Eindrücke von Brazzà geschrieben:

«Liebe Mutti!

Gestern Abend sind wir nun endlich hier angekommen. Ich hatte von Bekannten und Verwandten so viel über Brazzà gehört, dass ich wirklich sehr neugierig geworden war. Meine Erwartungen waren zum Glück keineswegs zu hoch geschraubt. Es ist ein wunderbarer Flecken Erde, abseits von allen Wirren der Stadt. Er liegt auf einer Anhöhe, auf der einen Seite geht der Blick in die Paduanische Ebene, auf der anderen auf eine entzückende, liebliche Landschaft wie im Alpenvorland bei uns. Man sieht die schneebedeckten Berge und ist doch in Italien. Das Haus ist gross, es gibt Ställe und Wirtschaftsgebäude und einige Bauernhäuser. Die Anfahrt führt durch einen breiten, von Kies bedeckten

Weg. Im Haus gibt es sehr schöne Möbel, es ist mit Geschmack eingerichtet. Detalmo und ich haben im zweiten Stock ein Reich für uns mit pompösem Blick und viel Luft und Licht. Marina schläft und wohnt im Zimmer ihrer Mutter. Heute früh war ich mit dem Gärtner in dem grossen Gemüsegarten. Ich habe unten einen herrlichen grossen Schreibtisch in einem wunderbar gemütlichen, hellen Zimmer, von dem es direkt in den Garten geht. Heute haben wir im Garten unter Pinien und Zedern Tee getrunken. Der Diener, Nonino, deckte auf einem Steintisch. Es war ein wunderschöner Nachmittag mit einem bezaubernden Blick auf die Alpen. Augenblicklich haben wir sehr viele Blumen im Haus, denn der Garten ist gerade in voller Blüte. Die Mauern sind von Rosen bedeckt. Ich glaube, wir werden Rosen bis spät ins Jahr haben ...»

*10. Juni.* Eine wichtige Rede Mussolinis wird angekündigt. Detalmo stellt das Radio auf die Terrasse, damit auch die Nachbarn und die Bauern zuhören können. Leider wissen wir schon, worum es geht, nämlich um die Kriegserklärung an England und Frankreich. Offensichtlich fürchtet Mussolini, in Anbetracht der deutschen Erfolge, den Moment zu verpassen, in dem er sich seinen Anteil an der Beute sichern könnte. Die meisten Menschen lassen sich täuschen und glauben, dass der Krieg in einigen Wochen beendet sein wird. Ich fürchte aber, dass wir uns erst am Anfang eines ungeheuer langen Leidensweges befinden.

*13. August.* Die Deutschen landen nicht an der englischen Küste, wie jeder und auch die Engländer selbst es erwartet hatten, sondern sie greifen aus der Luft an. 900 Jagdflugzeuge und 1300 Bomber legen weite Gebiete unter einen Bombenteppich. Aber die Deutschen erleiden starke Verluste, denn die englische Flugabwehr funktioniert ausgezeichnet.

*18. September.* Papa muss für sein Institut nach Wien fahren und nützt die Gelegenheit, um mich zu besuchen. Auch

Detalmo, der mittlerweile eingezogen worden ist und zur Verteidigung der Küste in Civitavecchia stationiert ist, kommt für ein paar Tage heim. Die beiden unterhalten sich ausführlich über die Lage. Mittlerweile sind Kontakte zum Ausland, wie die von Bryans vermittelten, nicht mehr möglich. Das Problem ist: Wie kann man eine Verlängerung des Kriegs verhindern und wie kann man Hitler beseitigen? Mein Vater möchte nicht über die Pläne sprechen, die in Berlin geschmiedet werden; die Herrschaft der SS ist so allumfassend, und das Denken werden sie einem auch bald ausgetrieben haben.

29. *November.* Am 25. November wird mein Sohn geboren. Wir nennen ihn Corrado. Detalmo erhält für die Taufe Kurzaufenthalt, übrigens eine echte Kriegstaufe, die im Krankenhaus stattfindet, weil Detalmo gleich wieder abreisen muss. Da die Paten so schnell nicht anreisen können, wird Francesco Savorgnan di Brazzà von Nonino vertreten und Maria Papafava dei Carraresi (eine Tante von Detalmo) von Noninos Frau Pina.

27. *Dezember.* Das Weihnachtsfest war sehr gemütlich. Detalmo hat Urlaub bekommen, und Giacomo und Marina kamen ebenfalls. Detalmo hat Mutti dieses von mir ganz allein vorbereitete Weihnachten, das er anscheinend sehr genoss, genau geschildert:

«... Ich war eine Woche in Brazzà. Fey hat für uns ein wunderschönes Weihnachtsfest vorbereitet, das ganz der Familientradition entsprach. Am letzten Tag des Jahres haben wir die Kerzen am Weihnachtsbaum ganz herabbrennen lassen, und Fey hat auf ihrer Ziehharmonika Weihnachtslieder gespielt. Mein Bruder und meine Schwester waren sehr bewegt und gerührt. Mein Bruder ist sogar länger bei uns geblieben, als er geplant hatte. Das bedeutet eine Menge für einen zwanzigjährigen Jungen, der frei ist, das zu tun, was er möchte...»



## *Zeiten der Unsicherheit* *1941-43*

*20. Januar 1941.* Am 8. Januar bin ich mit Corradino und Annelise Gies von Brazzà nach Civitavecchia gefahren. Die Offiziere hatten die Erlaubnis bekommen, ihre Ehefrauen nachkommen zu lassen. Das Regiment wird von Oberstleutnant Enrico Nisco befehligt. Der grösste Teil der etwa 30 Offiziere ist ohne Ehefrauen hier. Wir wohnen im Hotel Terme, und bei meiner Ankunft fand ich in meinem Zimmer einen herrlichen Rosenstrauss von Oberstleutnant Nisco.

Fey an Almuth:

*Civitavecchia, 12. Jan. 1941*

«...am 8. machten sich Schwester, Kind, elf Gepäckstücke – der Kinderwagen und Badewanne waren aufgegeben worden – auf den Weg. Marchetti war in Udine auf dem Bahnhof und half mir etwas, dann ging es äusserst bequem im Schlafwagen nach Rom. Um sieben Uhr morgens wachte Corradino auf und bekam Hunger. Um zehn sollte er aber erst die nächste Mahlzeit bekommen, und wir waren gleich in Rom. Also liess man ihn schreien. Alle Leute im Gang schauten sich entsetzt an und sagten: ‚Dio mio, Dio mio, questo bambino! Come piange.‘ Wenn die Leute wüssten, dass dieses Kind mir gehört! Da drehte sich ein Herr zu mir um und sagte: «Hoffentlich mussten Sie nicht im gleichen Abteil schlafen wie das Kind. Bei dem Geschrei kann man ja keinen Augenblick schlafen!» Ich musste ihm nun doch erklären, dass ich die Mutter sei. Dem Armen war es entsetzlich peinlich, und ich habe mich köstlich amüsiert...»

*10. Februar.* Die Nachrichten aus Deutschland werden immer knapper, aber zwischen den Zeilen spüre ich die grosse Besorgnis. Mutti schreibt, dass Papa immer mehr Schwierigkeiten bekommt, für seine Auslandsreisen Visa zu erhalten. Inzwischen haben auch in Afrika die Feindseligkeiten begonnen. General Rommel ist als Befehlshaber des Afrikakorps den Italienern zu Hilfe geschickt worden.

*10. April.* Wir sind in eine kleine Wohnung nahe dem Meer gezogen, das ist für Corradino besser. Am 6. April hat der Krieg gegen Jugoslawien begonnen. Das italienische Kommando hat seinen Standort in Friaul. Zu seiner grossen Verwunderung wird Detalmo zum Adjutanten des Königs nach Rom gerufen. Dort stellt sich heraus, dass der König ausgerechnet Brazzà zu seinem Hauptquartier auserkoren hat.

Ich begleite Detalmo nach Brazzà, um das Haus herzurichten. Der Marchese di San Pietro und andere Bedienstete des königlichen Hofes reisen mit uns im Schlafwagen. Am Ankunftstag seiner Majestät reisen wir wieder ab, nachdem wir den König auf der Treppe am Haupteingang begrüsst haben. Ich habe einen ziemlich unbeholfenen Knicks gemacht. Er hat ein paar Worte mit uns gewechselt, dann hat er uns verabschiedet. Er ist wirklich sehr klein, kleiner als ich jedenfalls, und ich bin nun mal kein Riese. Das Protokoll hat uns gebeten, eine Stufe tiefer als er stehenzubleiben.

*30. Mai.* Die Ereignisse überschlagen sich dermassen, dass ich gar nicht mehr mitkomme. Am 17. April ist die Besetzung Jugoslawiens vollzogen, der König verlässt Brazzà. Am 27. April dringen deutsche und italienische Truppen trotz des heldenhaften Widerstands der Griechen in Athen ein. Am 20. Mai besetzen die Deutschen Kreta und die Engländer ziehen sich nach Ägypten zurück.

*25. Juni.* Am 22. Juni greift Deutschland Russland an. Einen grösseren Fehler hätte Hitler gar nicht machen können, denn in diesem riesigen Land ist ein «Blitzkrieg» ausgeschlossen. Hoffentlich sind die Generäle jetzt eher bereit, etwas gegen Hitler zu unternehmen. Ich erwarte wieder ein Kind. Wir sind nicht gerade begeistert darüber, denn heutzutage wäre es besser, keine Kinder zu haben. Ich werde den Sommer wieder in Brazzà verbringen, weil es hier für Corradino zu heiss ist und uns ausserdem Annelise Gies verlässt.

Almuth ist bei uns in Brazzà zu Besuch und hat Mutti am 5. August 1941 geschrieben:

«Ich komme mir wie im Traum hier vor. Die Reise ging glatt und ein schmaler, aber reizend aussehender Detalmo in Uniform holte mich mit Nonino auf dem Pferdewagen ab. Die langsame Schuckeifahrt durch das duftende, warme südliche Land war zauberhaft. Als wir ankamen, standen Li (Fey), Marina und Cilla unter der Tür. Li ist richtig eine schöne Frau geworden. Ich musste sie immer wieder ansehen ... Wir gingen natürlich sofort Corradino besichtigen, der wirklich das Süsseste ist, was ich je gesehen habe...»

Hans-Dieter schreibt mir von der russischen Front:

*16. Sept. 41*

«Liebe Musi!

... Du wirst Dir einen guten Begriff von russischen Verhältnissen machen können, wenn ich Dir sage, dass ein italienisches Bergdorf wie eine Luxusstadt im Vergleich zu einem Panjedorf wirkt. Jetzt, also seit acht Wochen fast ständiger Vorwärtsbewegung, sind wir z.B. zum ersten Mal in einer Gegend, wo es ab und zu auch mal ein Steinhaus gibt (bisher nichts wie Holzhütten!). ‚Gott ist weggegangen, weil er kein Haus mehr hat‘, so sagen die Leute – und das mit Recht, weil die Kirchen als Garagen, Parteilokale oder Getreidespeicher eine andere ‚nützliche‘ Verwendung gefunden haben. Tut alles, um Euer Brazzà zu erhalten. Den wahren Segen einer solchen Sache lernt man erst hier kennen und richtig schätzen ...»

5. Oktober. Papa kehrt von einer Reise in den Balkan zurück und besucht mich. Detalmo nimmt Urlaub, um ihn hier zu treffen. Papa sagt, in der Wehrmacht herrsche grosse Unzufriedenheit und in den oberen Rängen Verzweiflung über diese Art von Kriegführung, der Kriegführung eines Verrückten. Brazzà gefällt ihm immer besser; von den vielen Plätzen, die er in Italien schon besucht hat, erscheint ihm dieser als der schönste – und damit hat er wirklich recht; auch unsere Gäste bestätigen uns das immer wieder. Brazzà hat schon einen ganz besonderen Charme.

*12. Dezember.* Die Japaner haben überraschend Pearl Harbour angegriffen; daraufhin hat Amerika Japan den Krieg erklärt, und gestern haben Deutschland und Italien den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt. Jetzt haben wir wirklich einen Weltkrieg, einen viel schlimmeren als den Ersten. Und wer hat ihn entfesselt? Ein Verrückter, ein Fanatiker. Es ist eine Katastrophe!

*10. Februar 1942.* Am 25. Januar wurde mein zweiter Sohn geboren, er heisst Roberto. Da Detalmo zurzeit hier in Friaul Dienst tut, wollen wir diesmal eine richtige Taufe feiern. Mutti, die schon bei der Geburt von Corradino hier gewesen war, hilft mir auch diesmal wieder. Auch Marina ist bei uns. Giacomo erhält Urlaub von seinem Kavallerie-Regiment «Piemonte Reale» und wird Pate. Als Patin kommt Santa Hercolani aus Belpoggio bei Bologna. Für drei Tage machen wir die Heizung an. (Normalerweise verheizen wir das viele Holz aus dem Park in zwei Öfen.) Viele Freunde aus der Umgebung nehmen an der Taufe in der Kapelle teil, anschliessend laden wir nach Hause zum Tee ein. So haben wir für ein paar Stunden Krieg und Schrecken vergessen.

*3. Mai.* Wir führen ein angenehmes Leben. Detalmo ist in der Nähe und kann sich auch ein wenig um unsere Landwirtschaft kümmern. Ab und zu besucht uns Marina, die in Bologna studiert. Hätten wir kein Radio und keine Zeitungen, wüssten wir gar nicht, dass Krieg herrscht. Hier fallen keine Bomben, man hört keine Flugzeuge, man könnte meinen, wir befinden uns auf einem anderen Planeten.

*18. Juli.* Mein Bruder Hans-Dieter wurde in Russland schwer verwundet, aber er wird durchkommen. Wolf-Ulli hingegen wurde wegen seiner verschleppten Bronchitis nicht eingezogen und arbeitet in Berlin, wo er ständig Kontakt zu Papa hat.

30. Juli. Jetzt beginnt England anzugreifen. Sie bombardieren deutsche Fabriken, U-Boot-Stützpunkte und auch Städte wie Berlin und Hamburg. Seit Mai ist es um die «Schlacht um London» stiller geworden. Die deutschen Luftangriffe wirkten wie kleine Stiche verglichen mit den englischen Angriffen auf Deutschland.

3. Dezember. Innerhalb weniger Wochen haben wir zwei Vettern von Hassell verloren, die mir immer als besonders liebe und anständige Menschen in Erinnerung bleiben werden.

20. Dezember. Das Jahr neigt sich seinem Ende zu. Deutschland und Italien sind bereits in der Defensive. Die jüngsten Ereignisse müssten der deutschen Opposition ihre Aufgabe erleichtern. Leider können nur Niederlagen diese träge Masse von Offizieren aus ihrer starren Haltung aufrütteln, um endlich mit Hitler Schluss zu machen.

30. Januar 1943. Detalmo wird nach einem Aufenthalt in Neapel in ein Gefangenenlager bei Mailand versetzt. Er ist froh darüber, weil er so mit der Untergrundbewegung von Mailand zusammenarbeiten kann. Obendrein braucht er nicht gegen die Alliierten zu kämpfen.\*

22. Februar. Abends höre ich im BBC Nachrichten. In Deutschland sind die Studenten Christoph Probst und Hans und Sophie Scholl wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden.

\* Sein Kontaktmann war «Cornali» alias Ugo La Malta. Im Zweiten Weltkrieg versuchten die Partisanen in den Untergrundbewegungen, die Position der Deutschen in jeder Weise zu schwächen, vor allem durch Sabotageakte. Diese Gruppen waren sowohl in den Städten wie in den Dörfern und in den Bergen tätig. Einer von ihnen war «Cornali», Gründer der «Partito D'Azione», später Repräsentant verschiedener italienischer Regierungen, nach 1975 Leiter der «Partito Repubblicano».

25. März. Mutti ist oft in Berlin, da Papa dort im «Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung» untergekommen ist. Von dieser Position aus bieten sich für ihn gute Beobachtungs- und Kontaktmöglichkeiten. (Der «Mitteleuropäische Wirtschaftstag», wo er vorher gearbeitet hatte, entliess ihn mit der Begründung, er sei politisch zu kompromittierend.)

3. Juni. In Brazzà wird wieder einmal gefeiert. Für ein paar kurze Stunden und zum letzten Mal vergessen wir den Krieg. Marina heiratet Puccio Pucci di Barsento aus Florenz. Freunde und Verwandte aus Rom und Florenz sind eingeladen. Detalmo kommt aus Mortara und mein Schwiegervater aus Forte dei Marmi. Alles hat wunderbar geklappt, und das haben wir vor allem unserem guten Nonino zu verdanken. Nur Giacomo fehlte, er kämpft an der Afrika-Front. Lange haben wir nichts mehr von ihm gehört.

10. Juli. Mit Simonetta Colonna di Cesaro besuche ich Detalmo im Castello d'Agogna bei Mortara, wo er Dienst hat.

25. Juli. Gegen Abend höre ich draussen ein aufgeregtes Stimmengewirr. Ich trete ans Fenster. Mussolini ist verhaftet worden! Detalmo, Simonetta und ich sind ganz aufgeregt und glücklich. Im Radio sagt Badoglio, er werde weiter an der Seite Deutschlands kämpfen. Was wird nun passieren? Ich beschliesse, nach Brazzà zurückzukehren und mit den Kindern zu meinen Eltern nach Deutschland zu fahren. Detalmo wird Urlaub nehmen.

6. August. Die ganze Familie ist in Ebenhausen versammelt. Ich sitze am Schreibtisch im Wohnzimmer und schaue auf den blühenden Garten. Wie sehr liebe ich diesen Ausblick. Die Kinder erobern alle Herzen. Auch wenn eine Mutter so etwas nicht sagen sollte, ich finde, es sind wirklich ganz goldige und auch wohlerzogene Kinder. Von Detalmo höre ich abends, dass Papa seine Lage in Berlin zunehmend brisanter findet: Sie wollen ihm keine Auslandsvisa mehr geben, und er wird ständig überwacht. Ausserdem ist er über

das Verhalten der Wehrmacht verzweifelt. Beinahe niemand findet sich, der bereit wäre, die eigene Position oder gar Gefängnis oder Tod zu riskieren, um gegen Hitler vorzugehen. (Es war das letzte Mal, dass ich meinen Vater sah.)

*Zweiter Teil*

# Als Himmlers Geiseln



1.  
*Waffenstillstand in Italien*  
*– die Deutschen besetzen Brazzà*

Als meine Schwägerin Marina und ich am 8. September 1943 beim Abendessen sassen, hörten wir im Radio Nachrichten: Badoglio verkündete den Waffenstillstand zwischen Italien und den Alliierten. Marina war ausser sich vor Freude, weil sie glaubte, jetzt käme der Frieden und sie könnte endlich ein ungestörtes, gemeinsames Leben mit ihrem Mann führen, wie sie sich das bei der Hochzeit vor drei Monaten erhofft hatte. Unser Gast Augusto Rosmini – wir nannten ihn Onkel Augusto – entschloss sich, am nächsten Tag nach Hause zu fahren. Er war ein alter Freund meiner Schwiegermutter Idanna. Auch nach dem Tod seiner Frau Rosina und meiner Schwiegermutter hielt er, sicher aus sentimentalischen Gründen daran fest, alljährlich eine Sommerreise nach Brazzà zu machen. Er war ungefähr 70 Jahre alt und trug alle Ringe und Armbänder seiner Frau. Onkel Augusto war ein lieber Mann, dem es gelang, Ruhe und Ausgeglichenheit in die zwischen mir und Marina oft gespannte Atmosphäre zu bringen.

Die Nachricht vom Waffenstillstand bedeutete für mich keineswegs das Ende der Schrecken, im Gegenteil, jetzt würde das Durcheinander erst recht beginnen, und Italien würde mehr denn je ein einziges Schlachtfeld. Ausserdem war mir klar, dass ich, so wie die Dinge standen, monatelang keine Nachricht von Detalmo oder meiner Familie in Deutschland erhalten würde.

Tatsächlich zogen schon am nächsten Tag unbewaffnete Soldaten durch die Gegend, herrenlose Pferde irrten herum und nachts schossen die slawischen Partisanen. Durch die Soldaten erfuhren wir von der totalen Desorganisation und dem Durcheinander im Heer. Vor allem die oberen Ränge taten alles, um sich Zivilkleidung zu verschaffen und sich zu verstecken. Und was waren die Folgen? Die Nazis waren

nicht gut auf die Italiener zu sprechen, seit diese sich auf die andere Seite geschlagen hatten; nun verachteten sie das italienische Militär wegen dieses allgemeinen Durcheinanders nur noch mehr. Es wurden Befehle zur Massendeportation der italienischen Soldaten und Offiziere in Gefangenenlager gegeben;\* so etwas Unglaubliches hatte es in der Geschichte der zivilisierten Welt noch nicht gegeben. Nur diejenigen kamen durch, denen es gelang, sich zu verstecken; andere warfen sich vor lauter Entsetzen den Deutschen in die Arme. Anders verhielten sich die italienische Marine und die Luftwaffe – mit wenigen Ausnahmen: Dank der Entschlossenheit ihrer Führungsschicht hielten sie sich an die Alliierten, die ihnen hilfsbereit und mit Achtung begegneten. In Udine sah man nur noch Deportierten-Transporte nach Norden fahren und deutsche Militär-Transporte nach Süden. Die Deportierten wurden zusammengepfercht in Viehwagen, die zu verlassen unmöglich war, weil sie hermetisch verschlossen waren; ausserdem gab man ihnen nichts zu essen. Dem Italienischen Roten Kreuz war jede Hilfestellung untersagt worden. Marina geriet in Panik. Sie versuchte mich zu überreden, Brazzà zu verlassen und zu Verwandten in den Süden zu fahren. Mir schien es aber unvernünftig, mit meinen kleinen Kindern zu reisen. Für den Fall, dass Brazzà von den Deutschen besetzt würde, wäre meine Anwesenheit ausserdem sicher von Vorteil: Ich sprach ja ihre Sprache und konnte nicht nur unsere Belange vertreten, sondern auch der Bevölkerung in unserer Gegend helfen. Im Augenblick liess ich mich jedoch von Marina beeinflussen, zudem unser Verwalter Marchetti mir ständig Detalmos Ermahnungen wiederholte, dass im Falle einer Gefahr Haus und Hof für ihn jedes Interesse verlören; es

\* Nach dem Waffenstillstand zwischen Italien und den Alliierten (September 1943) kam es zu einer (Teil-)Besetzung Italiens durch die deutsche Wehrmacht, da Italien ja nun «Feindesland» war. Die von der deutschen Wehrmacht entwaffneten italienischen Soldaten, die nicht als «Bündnistreue» gegen die Alliierten kämpfen wollten, wurden wie Kriegsgefangene behandelt und als «Militärinternierte» zum «Arbeitseinsatz» unter besonders harten Bedingungen gezwungen.

gelte dann einzig und allein, mich und die Kinder in den Süden zu retten.

Am 12. September fassten wir endlich einen Entschluss: In aller Eile packten wir ein paar Koffer mit dem Notwendigsten und verliessen Brazzà. Es war eine echte Flucht. Wir hinterliessen alles so, wie es war, und gaben nur einige konfuse Anordnungen für das Dienstmädchen Cilla und für Nonino, Wäsche und Kleider bei den Bauern zu verstecken. Wir gaben unsere Anweisungen aber zu hastig und ungenau; trotz der Ordnungsliebe und der Treue der Zurückbleibenden sollte man solche Dinge besser selbst erledigen. Auch deshalb wuchs mein Unbehagen, Brazzà zu verlassen, immer stärker.

Robertino war während der Reise sehr unruhig. Der Zug war überfüllt, es herrschte brütende Hitze und die Mitreisenden waren ängstlich und nervös. Marina stieg in Venedig aus und ging zu Pia Valmarana, während ich bei Novello Papafava auf seinem Gut Frassanelle in der Nähe von Padua unterkam. Er hatte mir das mehrmals so freundlich angeboten und versichert, dass meine Kinder nicht stören würden, da er selbst acht Kinder habe. Ich war von dem herzlichen Empfang gerührt und fühlte mich bald wie zu Hause. Von allen Familien, denen ich in meiner neuen Heimat begegnet bin, wurde mir diese die allerliebste.

Nach kaum zehn Tagen rief mich der Verwalter Marchetti an, der ab und zu nach Brazzà fuhr, um den jungen und unerfahrenen Verwalter Bovolenta zu unterstützen. Marchetti war verzweifelt: SS-Truppen hatten Brazzà besetzt! Sie führten sich auf, als ob sie dort zu Hause seien und nähmen keine Rücksicht, berichtete Marchetti. Er hatte aber auch eine gute Nachricht für mich: Detalmo hatte sich gemeldet, er halte sich in der Nähe von Mailand versteckt. Ich brach sofort nach Brazzà auf – die Kinder liess ich in Frassanelle zurück –, ich musste wissen, was dort vor sich ging. Bei meiner Ankunft waren die SS-Leute eben im Begriff, Brazzà zu verlassen. Es waren Kampftruppen – kaum kann man sich im eigenen Haus etwas Schlimmeres vorstellen. In ihrem Kopf existierte der Begriff «Eigentum» über-

haupt nicht. Ich liess mich sofort dem Oberbefehlshaber vorstellen, der mir anbot, mit ihm zusammen einen Rundgang zu machen, um festzustellen, ob irgend etwas fehlte. Aus dem Wohnzimmer war das Grammophon und ein uns vom König von Italien gewidmetes Photo verschwunden. Das Bild interessierte mich nicht so sehr, es hatte aber einen hübschen Rahmen aus massivem Silber gehabt. Der Mann war sehr verlegen und versicherte, es könne sich nur um einen Irrtum handeln. Er würde sofort eine Durchsuchung anordnen, um die vermissten Sachen wieder aufzutreiben. Selig, wer daran glaubt! Ich unterhielt mich mit mehreren SS-Offizieren und war erstaunt über einige ihrer Äusserungen – vor allem aber über ihre Offenheit: Sie gaben zu, dass über das Jahr 1944 hinaus zu kämpfen ihnen vollkommen sinnlos erscheine; wenn sich bis dahin die Lage nicht zugunsten der Deutschen gewendet hätte, wäre der Krieg unwiderruflich verloren. Ich musste mich natürlich aufs Zuhören beschränken, durfte keinesfalls meine eigene Meinung preisgeben, um jede politische Diskussion zu vermeiden.

Nach dieser Erfahrung in Brazzà war ich überzeugt, dass meine ursprüngliche Absicht, zu Hause zu bleiben, richtig gewesen wäre. In dem Moment, als ich den Zug besteigen wollte, um die Kinder zu holen, kam Nonino auf dem Fahrrad angejagt mit der schlechten Nachricht, dass gleich nach meiner Abfahrt aufs Neue deutsche Soldaten das Haus besetzt hätten. Die Offiziere befänden sich gerade in Udine im Restaurant «Al Monte» zum Mittagessen. Dorthin fuhr ich nun sofort und erklärte ihnen – wenn auch nicht ganz wahrheitsgetreu dass ich gerade nach Brazzà zurückkehren wollte, meine Kinder aber noch in Padua gelassen hätte, weil ich nicht wusste, wo ich sie unterbringen sollte, solange sich noch Truppen in unserem Haus befänden. Ich wusste vor allem auch nicht, wo wir den Winter über bleiben sollten, und wäre ihnen deshalb unendlich dankbar, wenn sie mir ein paar Zimmer überlassen könnten. Erst waren sie unzugänglich, aber dann schlugen sie vor, dass wir uns am nächsten Tag in Brazzà weiter unterhalten sollten. Ich wollte noch rasch nach Brazzà fahren, um einige Sachen zu ver-

stecken, deshalb bat ich sie um eine Fahrgelegenheit, die sie mir grosszügig gewährten. In einem wunderschönen Fiat 1500, den sie sicher beschlagnahmt hatten, wurde ich nach Brazzà chauffiert. Die neuen Quartiernehmer waren zum Glück keine Frontsoldaten, sondern es war eine Nachrichtentruppe. Ich konnte ganz beruhigt sein, weil diese Leute fremdes Eigentum respektierten. Tatsächlich kam am nächsten Morgen der Quartiermacher, um alle möglichen Details zu besprechen. Ich erreichte, was ich wollte, und fuhr erleichtert nach Padua.

## 2.

### *In Brazzà unter deutscher Besatzung*

Wieder zurück in Brazzà richtete ich mich mit den Kindern in den uns zugewiesenen Zimmern ein, und so begann unser neues Leben unter militärischer Besatzung. Einer der SS-Offiziere, die vorher bei uns gewohnt hatten, brachte zu meinem Erstaunen das gestohlene Grammophon zurück, nicht jedoch das Photo vom König im Silberrahmen. Eingehend erkundigte er sich dann nach der Familie Pirzio-Biroli, was mir unangenehm war, aber glücklicherweise wusste ich von dem Verbleib der meisten Familienmitglieder nichts. Er sagte, sie hätten einen Partisanenführer namens Pirzio-Biroli umbringen müssen und wollte wissen, ob ich darüber informiert sei. Ich hatte keine Ahnung, konnte aber sofort ausschliessen, dass es sich um Detalmo handelte, weil dies in Jugoslawien geschehen war und Detalmo dort nicht sein konnte. Ich dachte eher an Carlo, den Sohn von Onkel Alessandro, und später erfuhren wir, dass sich Carlo am Tag des Waffenstillstands als Generalstabsmajor in Albanien befunden hatte. Mit einem befreundeten Leutnant und einigen albanischen Partisanen beschloss er, den kleinen Flughafen von Tirana zu besetzen, der der einzige Flughafen des Landes mit strategischer Bedeutung war. Im letzten Augenblick wurden die Deutschen von einem Spitzel informiert. Die Angreifer wurden überrascht und ohne Ausnahme umgebracht. Der SS-Offizier äusserte ausserdem den Verdacht, dass auch noch ein anderes Familienmitglied gegen die Nazis arbeite. Ich dachte sofort an Detalmo, aber der SS-Offizier bemerkte nichts, und es gelang ihm nicht, irgend etwas aus mir herauszubekommen. Wir verabschiedeten uns, beide unzufrieden über die Unterhaltung.

Einige Tage später erfuhr ich, dass es sich wirklich um Detalmo handelte. Um mit dem Mailänder Widerstand arbeiten zu können, hatte er vor dem Waffenstillstand die

Überwachung eines grossen Kriegsgefangenenlagers übernommen, in dem sich vor allem Engländer und Amerikaner befanden. Seine Vorgesetzten blieben am Waffenstillstandstag so passiv, dass er schliesslich auf eigene Faust 3200 Gefangene befreite und dafür sorgte, dass sie unerkannt über die Schweizer Grenze oder zu den Alliierten in Süditalien gelangten. Nach der unangenehmen Ausfragerei konnte ich mich endlich zurückziehen und die zwei Briefe von Detalmo lesen, die Bovolenta mir bei meiner Ankunft gegeben hatte. Als Vorsichtsmassnahme waren sie an «Frau F. Bovolenta» (die Frau des Verwalters) adressiert, unterschrieben hatte Detalmo mit «Giuseppe», so hiess mein Schwiegervater.

Detalmo schrieb:

«Liebe Fey, schreibe mir solange nicht, bis ich Dir eine neue Adresse angebe, denn ich bin viel unterwegs. Auch für mich ist es schwierig zu schreiben, ausserdem weiss ich nicht, ob die Post funktioniert. Was mich betrifft, kannst Du jedenfalls beruhigt sein. Es geht mir gut, und ich habe viel zu essen. Mein Leben ist momentan ziemlich abenteuerlich und aufregend. Ich umarme Dich. Giuseppe.»

«Liebe Fey, ich weiss nicht, ob dich dieser Brief erreicht. Ich habe Dir vor ein paar Tagen schon einmal geschrieben. Hoffentlich kommen die Briefe an, ich kann leider sonst gar nichts tun. Ich wollte dir nur sagen, dass ich jetzt dem Süden entgegenfahre. Bei nächster Gelegenheit will ich versuchen, Dir zu schreiben, aber ich weiss nicht, wann das sein wird. Von hier aus kann ich nicht beurteilen, was das Beste für Dich und die Kleinen ist. Überlege es Dir gut, lass Dir auch von unseren Freunden raten und entscheide dann. Ich kenne die Lage in Friaul überhaupt nicht und kann Dir deshalb keinen Rat geben. Hoffentlich sind wir bald wieder alle beisammen. Grüss mir Corradino und Robertino. Für Dich viele Küsse. Ich liebe Dich sehr und bin in Gedanken immer bei Dir! Dein Giuseppe.»

Ich begann, die drei Zimmer, die mir die Deutschen im ersten Stock mit direktem Zugang zum Garten zugewiesen hatten, etwas herzurichten, aber es waren mir nur wenige ruhige Tage vergönnt. Am 2. Oktober geschah etwas Aufregendes. Detalmo hatte mir eine Nachricht zukommen lassen, er sei in Udine und hielte sich bei unseren guten Freunden Giacomuzzi versteckt. Nonino fuhr mich mit der Kutsche, die von unserem Pferd Mirko gezogen wurde, zur Trambahnstation von Torreano. Bei Giacomuzzis angekommen, war unsere Wiedersehensfreude gross. Detalmo hatte eine abenteuerliche Zeit hinter sich und wollte Pläne für die Zukunft schmieden. Vor allem aber sprachen wir darüber, was für die Kinder und mich in nächster Zeit das Beste wäre. Weil Detalmo hier von der SS gesucht wurde, beschlossen wir, dass er versuchen sollte, nach Rom zu gehen und dort in der Untergrundbewegung zu arbeiten. Ganz früh am nächsten Morgen holte uns Nonino mit der Kutsche ab. Gemeinsam fuhren wir nach Brazzà, weil Detalmo unbedingt die Kinder sehen wollte. Damit er aber nicht von den Deutschen entdeckt würde, fuhren wir über die Felder zum hinteren Garteneingang. Kaum waren wir im Haus, rief ich Ernesta und Mila, die mir in der Küche und mit den Kindern halfen, und schärfte ihnen ein: «Ihr habt Dr. Detalmo nicht gesehen. Sollten irgendwelche Deutschen neugierige Fragen stellen, dann sagt, es sei ein Händler da gewesen, der landwirtschaftliche Erzeugnisse kaufen wollte.» Das alles war ein grosses Risiko, aber Detalmos Wunsch war noch wichtiger.

Spät am Abend musste uns Detalmo wieder verlassen. Er schlich durch den Gemüsegarten, an dessen Ende Nonino mit der Kutsche wartete, um ihn nach Udine zurückzubringen. Für die Fahrt nach Rom mit all seinen gefälschten Papieren brauchte Detalmo drei volle Tage. Dabei entkam er nur um Haaresbreite der Bombardierung von Mestre.

Für mich begann nun bis in den September 1944 eine Zeit voll von befriedigender, oft aber auch schwieriger Tätigkeit. Aus den umliegenden Ortschaften, manchmal auch von weit her, kamen Bauern zu mir, die mich baten, für sie selbst



oder für einen von den Deutschen deportierten Sohn bei den deutschen Behörden hilfreich zu intervenieren. Sie hofften, dass ich aufgrund meiner deutschen Herkunft vielleicht etwas für sie erreichen könnte. Leider war das keineswegs immer der Fall. Negativ wirkte sich aus, dass die Deutschen meinen Mädchennamen kannten und das vorangestellte «von» ihnen ausgesprochen verhasst war. Mir war das auch schon bei anderen Gelegenheiten aufgefallen. Bevorzugt wurde man nur, wenn man von einer Nazi-Behörde empfohlen wurde. Ich jedoch wurde genauso wie die Italiener behandelt, eher beegnete man mir noch misstrauischer. Nur jemand, der diese Situation selbst kennengelernt hat, weiss, wie wenig da zu machen war. Lediglich die Tatsache, dass ich fließend deutsch sprach, war von Vorteil. So lief ich mit mehr oder weniger Erfolg von einer zuständigen deutschen Militär- oder SS-Kommandantur zur nächsten.

Ein Bekannter fand sich bereit, einen Brief an meine Mutter nach Deutschland zu überbringen, so dass ich ganz unverschlüsselt über die Geschehnisse in Brazzà berichten konnte:

«... Die Kroaten rücken Udine immer näher, es scheint keine Regeln und keine Gesetze mehr zu geben ... Ich mag diesen Ort nicht ohne mein wachsames Auge zurücklassen ... Giacomo ist in Tunesien in Gefangenschaft geraten. Diese Nachricht haben wir von einem Freund, der ebenfalls dort war. Für mich ist die Lage sehr schwierig: Die Italiener hassen alles, was mit ‚deutsch‘ zu tun hat. Von Euch habe ich kein Lebenszeichen. Ich bin sehr besorgt, denn ich höre immer wieder von den entsetzlichen Bombenangriffen. Wer weiss, wie lange die Trennung von Detalmo dauern wird? Seitdem ich die Deutschen hier habe, bin ich so eine Art Gast im eigenen Haus. Ein merkwürdiges Gefühl!...»

Neben der Hilfestellung, die ich den Leuten aus der Umgebung zu geben versuchte, fanden auch ständig Diskussionen über Verwaltungsdinge zwischen den Deutschen und Bovolenta und den Deutschen und mir statt. Bovolenta gab

sehr leicht nach. Schliesslich gelang es mir, den Deutschen meine Unzufriedenheit deutlich zu machen, und ich erreichte es, dass sie sich in allen Dingen ausschliesslich an mich wandten. Wenn ich mir heute in Erinnerung rufe, über welche Belanglosigkeiten wir uns damals aufgeregt haben, während ringsherum die Welt zerstört wurde... Es war eigentlich völlig unwichtig, ob die Deutschen eine Wiese zerstörten, um Baracken darauf zu errichten oder ob sie irgendwelche Büsche abschnitten. Damals sind mir diese Widersprüche nicht aufgefallen, im Nachhinein ein Glück, denn so habe ich mit Begeisterung und Ausdauer um jeden Stein und jeden Grashalm gekämpft, und im Allgemeinen mit Erfolg.

Die Kinder folgten mir auf Schritt und Tritt, bei jeder Tätigkeit, sei sie im Haus, im Hof oder im Garten. Wir trennten uns praktisch nie. In einer Hand hielt ich Corradinos Händchen, in der anderen das noch kleinere von Robertino. Eines Tages rief unser Vetter Alvise di Brazzà, der in der Nähe wohnte, als er uns kommen sah: «Ja, wen sieht man denn da? Da kommt Cornelia, die Mutter der Gracchen!» Es machte mir Freude, die schon individuell ausgeprägten Interessen der Kinder zu beobachten. Wenn ich zum Adjutanten, Leutnant Kretschmann, ging, stürzte sich Corradino sofort aufs Telefon oder auf irgendeinen anderen Büroapparat, denn alles Technische faszinierte ihn. In Kretschmanns Arbeitszimmer standen die unterschiedlichsten technischen Geräte, deshalb machte sich Corradino oft selbständig und klopfte, wie Kretschmann mir erzählte, an seine Tür. Wenn er dann manchmal sagte: «Jetzt habe ich zu tun, könntest du vielleicht später kommen?», antwortete Corradino freundlich, aber bestimmt: «Natürlich, ich komme dann bald wieder» und trollte sich. Das waren seine kleinen, privaten Ausflüge. Robertino hingegen liess meine Hand nur selten los, und wenn er es doch einmal tat, wusste ich immer, wo ich ihn finden würde: im Stall. Ihn begeisterten Tiere über alles, ganz besonders unser Pferd Mirko, das unsere Kutsche zog, auf deren Bock Nonino sass; überhaupt liebte Robertino die Tiere, die Pflanzen und die Blumen.

Abends genossen wir unser ungestörtes Beisammensein

ganz besonders. Wir spielten, schauten uns Bilderbücher an, und dann brachte ich die Kinder zu Bett. Nach dem Beten sang ich ihnen Gutenachtlieder vor, die ich manchmal auf der Ziehharmonika begleitete.

Zu meinem Glück waren sowohl der Kommandant als auch der Adjutant höfliche Männer, mit denen man gut auskommen konnte. Der Kommandant, Major Eisermann, war um die 45 und etwas korpulent, seine Bewegungen bedächtig. So unerbittlich er im Dienst war, so nachgiebig war er Frauen gegenüber. Man merkte gleich, dass er ein grosser Bewunderer der Weiblichkeit war, denn er liess keine Gelegenheit aus, seine Komplimente anzubringen. Die gesellschaftlichen Pflichten, Versammlungen und Offiziersabende schienen ihm eine unangenehme Verpflichtung. Viel lieber ging er morgens spazieren, die Hände auf dem Rücken, begeistert über einen Baum, eine seltene Blume oder über das aussergewöhnliche Licht dieser Landschaft. Seine Offiziere behaupteten, er sei auf militärischem Gebiet sehr beschlagen und zudem gerecht gegenüber jedermann. Mir gegenüber war er stets zuvorkommend; er hielt es für seine Pflicht, mich zu beschützen und mir so viel wie möglich zu helfen.

Zwischen Major Eisermann und seinem Adjutanten Kretschmann bestand der für Offiziere des Ersten und Zweiten Weltkriegs typische Unterschied. Kretschmann war zu jung, um die Nazis zu durchschauen, er war von ihnen gleichsam «erzogen» worden. Hitlers Propaganda hatte er kritiklos übernommen, eine eigene Meinung fehlte ihm völlig. In Gesellschaft bewegte er sich gewandt, spontan und selbstsicher. Er besass auch einen gewissen Stil, aber man spürte, dass seine Höflichkeit nicht, wie bei Eisermann, angeboren oder anerzogen war. Er hatte sie genauso wie die anderen Fächer auf der Militärschule lernen müssen. Aus diesem Grund blieb seine Höflichkeit oberflächlich, und in einem kritischen Moment würde er sie sicher sofort fallenlassen. Kretschmanns Beziehung zur Truppe war ausgezeichnet, er war ein beliebter und geschätzter Vorgesetzter. Wenn man ihn besser kannte, entdeckte man seine eher

komplexbeladene Persönlichkeit: Er neigte zur Schwermut und litt häufig an Depressionen, die er im Alkohol zu ertränken suchte. An anderen Abenden riss seine Fröhlichkeit alle mit. Trotz seiner erst 23 Jahre besass er eine seltene Gabe: Er war ein sensibler Psychologe. Als einziger unter den Offizieren war er taktvoll und fand mit der italienischen Bevölkerung immer den richtigen Ton. Auf diesem Gebiet beeinflusste er auch seinen Kommandanten. Deshalb war mir neben Eisermann auch Kretschmann eine grosse Hilfe, denn meine Lage als mit einem Italiener verheiratete Deutsche war äusserst diffizil. Ich erfuhr, dass die Partisanen mich zunächst auf die «schwarze Liste» der Italiener gesetzt und später erst bemerkt hatten, was ich für die Leute am Ort tat. So hatte ich mit dem Verwalter abgesprochen, dass wir an den notleidenden Teil der Bevölkerung unsere Agrarprodukte zu sehr niedrigen Preisen abgaben. Die Partisanen, die dies alles beobachteten, würdigten das. Wenn ich manchmal in grosser Eile war und dennoch das Angebot der Deutschen ablehnte, mit einem ihrer Autos nach Udine zu fahren, wurde das ebenso von den Partisanen registriert. Ich wusste sehr wohl, dass genau diese kleinen Nebensächlichkeiten sehr negative Auswirkungen haben konnten. So strichen sie mich wieder von ihrer «schwarzen Liste».

Mein Vetter Alvisse hatte sich einen Luftschutzkeller gebaut. Im Frühjahr 1944 gehörte Alvisse zu der «Osoppo» – nach einer im Ersten Weltkrieg schwer umkämpften Stadt – genannten Partisanengruppe, die im Unterschied zur kommunistischen Garibaldi-Gruppe mit Leuten verschiedener politischer Provenienz besetzt war. Sein Haus war heimlicher Treffpunkt für die Partisanen, bis deutsche Spitzel dahinterkamen. Zusammen mit vielen anderen wurde Alvisse festgenommen und im Udineser Gefängnis in der Via Spalato eingesperrt. Dank falscher Papiere, die ihnen von Partisanen von draussen rasch zugesteckt worden waren, gelang ihnen die Flucht. In seinem Buch über die Partisanenkämpfe in Friaul («Fazzolette verde») schrieb Alvisse später: «Der oberste Gefängnisaufseher prüfte nicht ohne Verdacht unsere Entlassungspapiere. Er zögerte einen Augenblick

und liess uns dann doch gehen. ‚Seht ihr‘, sagte er, ‚die Deutschen sind doch gerecht. Wenn einer wirklich unschuldig ist, schenken sie ihm die Freiheit!‘, und dabei lächelte er etwas zweideutig. Was hatte er von unserer Identität überhaupt kapiert? Ich setzte mich auf ein Fahrrad und fuhr zurück zu meiner Arbeit, die ich bedauerlicherweise hatte unterbrechen müssen. Ich konnte es noch gar nicht fassen, und während ich in die Pedale stieg, wiederholte ich mir ständig: ‚Ich bin frei, ich bin frei!‘»

Nonino, Bovolenta und viele andere hielten mich für unverantwortlich, weil ich nicht auch einen Bunker bauen liess. Meinetwegen sollte sich jeder so viele Bunker hinstellen, wie er wolle; ich war überzeugt, dass man, wenn die Zeit gekommen ist, sterben muss und dass einem dann auch kein noch so schöner Bunker helfen kann. Ausserdem schien es mir ziemlich unwahrscheinlich, dass Brazzà bombardiert werden könne; hier würden höchstens ein paar deutsche Truppen durchmarschieren.

Da die Post nach Deutschland nach wie vor nicht funktionierte, erlaubte mir das deutsche Kommando, die Feldpost mitzubenedutzen. Sie verpassten mir deshalb den Namen «Soldat August von Hassell» und eine Feldpost-Nummer. Dieses System klappte vorzüglich, und ich hatte nun regelmässigen Kontakt zu meinen Eltern.

Ende November griffen die Alliierten die deutschen Linien an der Front von Neapel massiv an. Mir erschien das ganz besonders unerträglich, denn das Vorrücken der Alliierten würde jede Verbindung zu Detalmo unmöglich machen. Deshalb beschloss ich von einem Tag zum anderen, unseren Nachbarn, General Tacoli, der gerade aus Rom gekommen war und jetzt wieder dorthin zurückfuhr, zu begleiten. Tacoli hatte mir die Reise als gefährlich, aber nicht unmöglich beschrieben. Das genügte mir. Meinen Entschluss zu reisen hatte ein mir heimlich zugestellter Brief Detalmos beeinflusst, in dem er schrieb:

«Wie schön wäre es, wenn ein Offizier aus Brazzà für ein paar Tage mit dem Auto nach Rom käme und dann nach

Friaul zurückführe! Als Du mir geschrieben hast, dass Du mich vielleicht besuchst, habe ich wirklich an so etwas Ähnliches gedacht... Ich bewundere Dich so sehr. Wie Du die ganze Verantwortung trägst und so allein bist. Aber das sage ich Dir: Dies ist der Weg der Starken.»

Die deutschen Offiziere versuchten, mir die Reise auszureden. Sie meinten, ich sei dabei, eine Riesendummheit zu begehen, niemals käme ich lebendig zurück. Aber nachdem Tacoli die Reise bereits gemacht hatte, warum sollte dann nicht auch ich es versuchen? So fuhr ich ab.

### 3.

#### *Reise nach Rom – Weihnachten in Brazzà – letzte Monate in Freiheit*

Mit Marchese Tacoli fuhr ich nur bis Venedig. Er musste wegen dringender Angelegenheiten für ein paar Tage dort bleiben, und weil ich keine Zeit verlieren wollte, fuhr ich auf eigene Faust weiter. Bis Florenz ging alles gut; dort aber sagte man uns, der Zug führe erst am folgenden Tag weiter, weil die Linie wieder einmal von den Alliierten bombardiert worden war. Aber auch am nächsten Tag hatte sich daran nichts geändert, so dass es für Zivilisten unmöglich war, die Eisenbahn zu benutzen. Die Gleise wurden nur für Militärtransporte notdürftig repariert. Was konnte mir in dieser Situation ein Schreiben des guten Eisermann nützen, in dem er darum bat, man möge mir die Reise erleichtern und mir so weit wie möglich behilflich sein? Ich wusste, in diesem Chaos konnte die Unterschrift eines Majors nicht sehr hilfreich sein, aber um nichts unversucht zu lassen, ging ich zum deutschen Bahnbüro. Es war kaum zu glauben, sie drückten mir einen Stempel unter die Unterschrift, der mir die Fahrt in einem Militärzug ermöglichte! Verzweifelt wartete ich den ganzen Tag auf dem Bahnhof in Florenz. Ein für acht Uhr morgens angekündigter Militärzug traf abends um elf Uhr ein, hoffnungslos mit Soldaten überladen.

Zivilisten, die keine Sondererlaubnis besaßen, durften nicht in den Zug steigen. Meine Zuversicht, Rom jemals zu erreichen, schwand immer mehr. Da tauchte eine Dame auf, die mich bat, auf ihre Koffer aufzupassen, während sie den Kommandanten des Transports, den sie kannte, aufsuchen wollte. Sie hatte bereits eine Sondergenehmigung, aber noch keinen Platz. Ich wartete geduldig, bis sie mit dem Kommandanten zurückkehrte. Dieser fragte mich schlecht gelaunt, ob ich eine Begleiterin der Dame sei und bevor sie verneinen konnte, erwiderte ich, dass ich sie schon ewig kennen würde und dass auch ich eine Sondergenehmigung

besässe ... «Wenn Sie sie sehen wollen?... « Zum Glück war es schon dunkel, und er verzichtete auf die Kontrolle. So fand ich mich wenig später mit der Dame im gleichen Abteil wieder, und zwar im Lebensmittelabteil. Wir sassen zwischen Tausenden von Schwarzbrotlaiben und Butterpaketen. Es stank ungeheuer, aber das war mir natürlich völlig gleichgültig.

Der Zug kam bis Chiusi sehr schnell voran, ab da aber ging es wegen der ständigen Tiefflugangriffe nur noch im Schneckentempo weiter. Wir fuhren an verwüsteten und zertrümmerten Ortschaften vorbei. Arezzo und Orte waren übel zugerichtet. Nach zwölf Stunden erreichten wir einen kleinen Bahnhof vor Rom, wo Autobusse standen. Die Soldaten protestierten dagegen, dass auch wir den Bus benutzten, schliesslich aber setzten wir uns gegen sie durch. So erreichten wir endlich Stazione Termini, den römischen Hauptbahnhof. Zu Fuss ging ich weiter zur Via Panama. Detalmo wollte kaum seinen Augen trauen, als er mich sah. Der Bericht von meiner abenteuerlichen Reise erschreckte ihn sehr.

Unsere Wohnung in der Via Panama 52 war zum konspirativen Zentrum umfunktioniert; das war für mich sehr spannend zu beobachten, und auch die komischen Seiten fehlten nicht. Zusammen mit einem anderen Partisanen bewohnte Gianandrea Gropplero zwei Zimmerchen im Keller. Gropplero operierte später unter dem Decknamen «Freccia» als Fallschirmspringer hinter den deutschen Linien, er wurde verwundet, gefangengenommen, gefoltert, zum Tode verurteilt – und im letzten Moment von den Partisanen befreit. – Neben der Kellertreppe lag ein Kohlenhaufen für die Zentralheizung, unter dem Waffen versteckt waren. Oben, im zweiten Stock, wo sich die Wohnung befand, gab es ein zugemauertes Zimmer. Jeden Tag musste man sich neue Verstecke und Fluchtwege ausdenken für den Fall, dass der Häuserblock durchsucht würde. Die Atmosphäre erinnerte mich an die Erzählungen über die «Carbonari-Bewegung», den italienischen Geheimbund des 19. Jahrhunderts, der für nationale und liberale Ziele kämpfte.



Aus allen sprach grosse Hoffnung und die Gewissheit, richtig zu handeln. Die meisten Männer hatten sich Bärte wachsen lassen, um nicht so leicht erkannt zu werden. Detalmo war erst vor kurzem nach Rom gekommen, die Gestapo suchte ihn aber noch in Norditalien. Er baute zunächst auf das Durcheinander zwischen den verschiedenen Verbindungsstellen. Detalmo war äusserst vorsichtig und zog sich zurück, wenn Besucher kamen. Er verabredete sich überhaupt nur mit Freunden aus dem Widerstand. Tagtäglich trafen sich in unserer Wohnung Leute zu konspirativen Gesprächen, auch von jenseits der Linie im Auftrag der Alliierten.

Sie arbeiteten auf verschiedenen Ebenen. Eines ihrer Ziele war zum Beispiel, englischen und amerikanischen Kriegsgefangenen, die mit der Untergrundbewegung arbeiteten, zu helfen, sich zu den Alliierten durchzuschlagen. In der Garage gab es zu diesem Zweck Hunderte von topographischen Karten des Frontgebietes, die aus einer verbotenen Druckerei stammten. Jeder packte bei der Arbeit mit an. Die Diskussionen zwischen Detalmo und seinen Freunden gaben mir das Gefühl, als stünde das italienische Volk vor einem historischen Augenblick. Der Staatsstreich gegen Mussolini vom 25. Juli, der nur ein einziges Ergebnis hatte, nämlich ihre Kampfmethoden aufzudecken, war für die Antifaschisten eine bittere Enttäuschung gewesen. So kam es, dass die tragischen und schändlichen Vorfälle beim Waffenstillstand vom 8. September die antifaschistische Bewegung zwangen, wieder in den Untergrund zu gehen.

In diesem Dezember 1943 war die Reorganisation schon ein gutes Stück vorangekommen. Man druckte bereits heimlich an die 20 Zeitungen und Bulletins; die Sabotageakte gegen die Nazis und Faschisten hatten wieder begonnen. Gleichzeitig häuften sich die schmerzlichen Opfer und Verluste: Unter anderen waren Ginzburg, Siglienti, Muscetta und Orlando verhaftet. Für mich waren das damals nur Namen, aber ich spürte, dass diese Verhaftungen für die Untergrundbewegungen einen grossen Verlust bedeuteten.

Eigentlich hatte ich nur ein paar Tage in Rom bleiben und

dann mit dem nächsten Militärzug nach Friaul zurückfahren wollen, aber Detalmo bewog mich, noch etwas zu bleiben – zu meinem grossen Glück, denn genau der Zug, den ich hatte nehmen wollen, wurde bei einer Bombardierung Paduas völlig zerstört, viele fanden dabei den Tod. Verzweifelt suchte ich nun nach einer neuen Fahrmöglichkeit, meine Nervosität wuchs von Tag zu Tag. Detalmo und ich überlegten, was wohl besser wäre: mit den Kindern nach Rom zu kommen und also Brazzà ohne Überwachung zu lassen oder nach Friaul zurückzukehren, was bedeutete, dass wir uns geraume Zeit nicht sehen würden. Ein entscheidendes Argument war schliesslich die Lebensmittelknappheit in Rom. Wie lange würde das unmittelbare römische Umland die Stadt noch ernähren können? Ebenso wenig war vorhersehbar, ob die Stadt von Kämpfen verschont bleiben würde. Wir entschieden daher gegen Rom. Am 17. Dezember fand sich endlich ein kleiner Lastwagen der deutschen Botschaft, der mich bis Verona brachte. Der treue Möller, ein Kanzlei-beamter noch aus den Zeiten meines Vaters, hatte mir diese Möglichkeit verschafft. Von Verona fuhr ich mit der Bahn nach Udine. Nonino und die deutschen Offiziere hatten mich schon verlorengelassen und waren froh, mich wohlbehalten wiederzusehen. Und ich war glücklich, wieder bei den Kindern zu sein und für sie ein schönes Weihnachtsfest vorbereiten zu können.

Am Abend des 24. zündete diesmal Nonino die Kerzen an und öffnete dann die Tür mit einem einladenden Lächeln. Zuerst gingen die Kinder hinein, dann ich mit Ernesta und Mila und zuletzt die Offiziere, die ich eingeladen hatte, weil ich wusste, wie sehnsüchtig und traurig die Deutschen an Weihnachten werden, wenn sie fern von zu Hause sind. Es machte ihnen Freude, an diesem Abend in den engsten Familienkreis aufgenommen zu sein, das konnte ich ihren dankbaren Mienen entnehmen. Der Feldwebel hatte sich einen Militärpelz um den Kopf drapiert und trat als Weihnachtsmann auf. Natürlich hatte er auch einen grossen Sack auf den Schultern, aus dem er für die Kinder viele kleine Geschenke zog, die von ihm und den Offizieren stammten.

Ich war schliesslich selbst ganz gerührt, mit welcher Begeisterung und Neugierde sie beobachteten, welchen Eindruck ihre Geschenke auf die Kinder machten.

Im Januar 1944 kam dann mein lieber Bruder Hans-Dieter für acht Tage zu Besuch. Er hatte damals eine ausgezeichnete Stellung als Adjutant eines ranghohen Generals und bereitete sich auf den Generalstabslehrgang vor. Er hatte am Frankreichfeldzug teilgenommen und war zwei Jahre an der russischen Front gewesen, wo er schwer verwundet worden war. Seine Meinung über die politische Situation interessierte mich sehr. Wie wir alle war auch er, schon durch die elterliche Erziehung begünstigt, ein überzeugter Gegner der Nazis. Er war oft im Ausland gewesen und deshalb in politischen Dingen sehr viel weitsichtiger als viele seiner Kameraden. Sein Urteil war klar und sicher. Er deutete an, dass noch in diesem Jahr ein Attentat durch die Wehrmacht geplant sei, natürlich ohne mir Einzelheiten darüber mitteilen zu können. An einem der Abende unterhielten wir uns über früher, und ich holte meine Tagebücher von 1936/37. Wir lasen bis tief in die Nacht hinein und kamen aus dem Lachen nicht mehr heraus: Die wichtigsten Themen meines Tagebuches waren Politik und Detalmo.

Major Eisermann überbrachte mir die unangenehme Nachricht, dass die Militär-Kommandantur von Udine ihr Munitionslager in unserem Park unterbringen wollte. Eisermann bat Hans-Dieter, ihn nach Udine zu begleiten, um das deutsche Kommando von diesem Vorhaben abzubringen. Von Brazzà aus wurden die alliierten Flugzeuge, die die Angriffe auf Deutschland flogen, beobachtet; ein Munitionslager hätte möglicherweise Angriffe auf die Gegend zur Folge gehabt. Triumphierend kamen Eisermann und Hans-Dieter aus Udine zurück: Das Vorhaben war aufgegeben worden.

Wie traurig war ich, als Hans-Dieter wieder abreisen musste. Nun war ich wieder ganz allein mit allen Problemen! Von Detalmo kam ein Brief:

«... Ich weiss nicht, was los ist, seit langem habe ich keine Nachricht von Dir, ich bin sehr besorgt. Du wirst verstehen, dass meine Trennung von Euch für mich sehr schmerzhaft ist... Ich habe die Photos, die Du mir geschickt hast, entwickeln lassen. Für mich ist es so tröstlich, die Bilder zu haben. Wie sehen die Kinder lustig aus. Die aus der Uniform von ihrem Urgrossvater Tirpitz geschneiderten Mäntelchen scheinen mir noch etwas zu gross für sie.»

Es kam noch ein Brief, und zwar von unserem neapolitanischen Freund Andrea Giovane di Girasole, den wir nur Girasole (Sonnenblume) nannten. Er befand sich in deutscher Militärinternierung, und ich hatte ihm durch das Rote Kreuz ein Lebensmittelpaket geschickt, über das er sich sehr gefreut hatte. Nun schrieb er:

«... Am 11. November habe ich das Lager verlassen. Jetzt arbeite ich hier in einer Fabrik als Hilfsarbeiter. Ich werde wie ein Zivilist behandelt, also wie ein freier Mann. Die Arbeit ist hart, und man braucht starke Arme, aber ich bin zufrieden, und es macht mir Spass. Ich schrieb Dir ja schon, dass ich bei einem Bombenangriff meine ganzen Kleider verloren habe, ich friere sehr. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir ein paar warme Sachen schicken könntest, weil mir wahnsinnig kalt ist.»

Ich schrieb sofort Mutti und gab ihr Girasoles Adresse, damit sie ihm umgehend warme Kleidung schicken konnte. Auch von meinem Schwager Giacomo hatte ich zwei Postkarten erhalten. Er war zwar gesund, aber in einem Kriegsgefangenenlager in Algerien interniert.

Die nächsten Monate vergingen ohne grosse Veränderungen, nur das Übliche: hie und da Fragen oder auch Auseinandersetzungen, die mit der Lage und der Gegenwart der Deutschen zusammenhingen. Die Partisanen verstärkten ihre Aktivitäten. Ich hatte zwar keinerlei Kontakt zu ihnen, aber ich wusste, dass sie sich besonders während des letzten Jahres sehr mutig für Italien und die Alliierten einsetzten

und auch von grosser Hilfe waren. Viele unserer Partisanenfreunde waren bereits im Kampf gegen die Deutschen umgekommen. Besonders traf uns der Tod Ferdinando Tacolis, des ältesten Sohns von General Paolo Tacoli, mit dem ich nach Venedig gefahren war. Ferdinandos Tod ging uns vor allem deshalb so nahe, weil wir mit seiner Familie eng verbunden waren. Er hatte zur gleichen Partisanengruppe «Osoppo» wie unser Vetter Alvisè di Brazzà gehört, war erst 20 Jahre alt gewesen und hatte ein Kommando von «Osoppo» geleitet. Bei dem Versuch, Schuhe für die Partisanen aufzutreiben, war seine Gruppe durch einen Spitzel an die Deutschen verraten worden. Ferdinando wurde als Leiter der Gruppe erschossen.

Kurze Zeit später erhielt ich noch eine schlimme Nachricht: Major Eisermann war im Begriff, Brazzà zu verlassen. Er hatte mich stets beschützt und mit seiner Abreise würde ich seine Hilfe und Unterstützung verlieren. Wenige Tage später wurde mir sein Nachfolger, Oberst Dannenberg, vorgestellt. Er schien ganz sympathisch, aber ich spürte auch, dass er kein Rückgrat besass und dass er niemals den Vorschlägen des «politischen» Offiziers, nämlich denen des Adjutanten Kretschmann, widersprechen würde.

Eines Abends unterhielt ich mich mit einem der deutschen Offiziere über das italienische Heer. Er meinte, die italienischen Soldaten hätten sich immer bewundernswert und mutig verhalten, sei es im Afrika- oder im Russlandfeldzug. Kritisch äusserte er sich über das italienische Offizierscorps, insbesondere die ranghöheren Offiziere; sie würden das harte Leben an der Front nicht mit den Soldaten teilen. Zwischen den italienischen Offizieren und Soldaten gäbe es grosse Unterschiede in der Behandlung, im Komfort, auch bei den Mahlzeiten. Im Gegensatz dazu lobte er die deutschen Offiziere, die selbstverständlich in der vordersten Linie anzutreffen seien und die gleiche Verpflegung wie die Truppe bekämen.

Einem nach Deutschland fahrenden Offizier konnte ich einen Brief an meine Mutter mitgeben:

Fey an Mutti:

*Brazzà, 10. Juli 44*

«... Meine Lage wird immer komplizierter. Die Partisanen hatten mich auf die ‚schwarze Liste‘ gesetzt, in der Annahme, ich wäre für die Deutschen. Aber die Leute in der Umgebung haben sich anerkennend über mich geäußert, und so scheint es, dass ich wieder von der ‚schwarzen Liste‘ gestrichen bin. Ausserdem gelang es mir durch einen Besuch bei der Gestapo, einen Bekannten von uns, Feliciano Nimis, vor der sicheren Deportation ins KZ zu bewahren ...»

Ein paar Tage später schrieb Mutti von ihren eigenen Schwierigkeiten:

Mutti an Fey:

*17. Juli 44*

«Wir haben die schrecklichen Angriffe überlebt, die München in eine Trümmerstätte verwandelten. Vor allem müssen wir dankbar sein, weil Almuth beim zweiten Angriff in furchtbare Strassenbrände hineingeriet, aus denen sie lebend herauszukommen kaum noch hoffte ... Sie musste die 20 Kilometer hierher radeln und kam völlig erschöpft an ... Am Morgen kam der dritte Angriff, sieben Sprengbomben zerstörten ihre Dienststelle... Papa wird wohl morgen alleine nach Berlin zurückfahren, denn wegen einer neuen Bahnsperre gibt es keine Möglichkeit für mich, aus Berlin herauszukommen...»

#### 4.

### *Das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 und meine Verhaftung*

«Gehört doch das Leiden zum Leben irgendwie dazu – genau so wie das Schicksal und das Sterben. Not und Tod machen das Menschsein erst zu einem Ganzen.»\*

Die Zeit in Brazzà war relativ ruhig und friedlich verlaufen, da platzte die Bombe des 20. Juli 1944: das Attentat auf Hitler! Seine «göttliche Vorsehung» habe Hitler gerettet, und noch in der gleichen Nacht sprach er zu «seinem» Volk. Er behauptete, es habe sich bei den Verschwörern um eine kleine Offiziers-Clique gehandelt, an deren Spitze Oberst Graf von Stauffenberg stand, der die Bombe im Führerhauptquartier in Rastenburg zündete. Stauffenberg wurde noch am gleichen Tag verhaftet, und schon am Abend gab General Fromm den Befehl, ihn und seine drei Kameraden – Olbricht, von Haefthen, Merz von Quirnheim – zu erschiessen.

Als ich die Nachricht vom Attentat im Radio hörte, durchströmte mich ein Gefühl des Triumphes, weil damit endlich deutlich wurde, dass es in Deutschland Menschen gab, die bereit waren, im Kampf gegen die Diktatur ihr Leben einzusetzen. Sofort aber fiel mir auch Papa ein, und mit Entsetzen dachte ich an seine Untergrundarbeit in Berlin, zudem mir die in den Zeitungen veröffentlichten Namen sehr vertraut vorkamen. Es handelte sich zwar durchwegs um Wehrmachtsoffiziere, aber alle waren Freunde meines Vaters. So sehr hoffte ich, dass die zivilen Widerstandsgruppen vielleicht doch unentdeckt bleiben würden! Wie gefähr-

\* Viktor E. Frankl,... trotzdem ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, München 1977, S. 110. Frankl ist Professor für Psychiatrie und Neurologie an der Universität Wien; er überlebte die Schrecken der nationalsozialistischen Konzentrationslager.

det war mein Vater? Wahrscheinlich sehr, aber trotzdem blieb noch eine kleine Hoffnung. Ich konnte kaum erwarten, Nachrichten von zu Hause zu bekommen.

Es verging ein Monat... Mutti hütete sich, in ihren Briefen irgendwelche Andeutungen über das Attentat zu machen. Was hätte sie auch anderes tun können? Sie sprach nur von «grosser Sorge». Solche Bemerkungen machten mich natürlich sehr nachdenklich, aber mir war nicht klar, welches Gewicht ich ihnen beimessen sollte. Die Reaktion der deutschen Truppen in meinem Haus war bemerkenswert: Zunächst reagierten sie mit versteckter Freude, vielleicht weil sie hofften, dass sich etwas Aussergewöhnliches ereignen könnte, das dem Krieg ein Ende setzen würde. Nach einigen Wochen der immergleichen Propaganda änderten sie aber ihre Haltung. Für die Misserfolge an allen Fronten wurden nun die Attentäter und ihre Kameraden verantwortlich gemacht. Ein Übriges tat auch die «neue Waffe», die bald eingesetzt werden sollte und unter dem Namen V2 vorgestellt und in den höchsten Tönen gelobt wurde. So wuchsen bei den Soldaten neue Hoffnungen auf einen «End-Sieg». Über diese unvorstellbare Leichtgläubigkeit war ich so entsetzt, dass es mir kaum mehr gelang, meine Meinung zurückzuhalten. Diese wahnsinnige Naivität!

Santa Hercolani, die beste und treueste Freundin meiner Eltern, war über die das Attentat betreffenden Zeitungsartikel ebenso besorgt. Sie kannte die Einstellung meines Vaters nur allzugut und war sich darüber klar, dass er immer in Wort und Tat für sie einstehen würde. In jenen Tagen schrieb sie mir einen langen Brief:

«... Was ist in diesen letzten Monaten alles passiert! Wie viele angsterfüllte Fragen! Jetzt warten wir mit grosser Unruhe auf Nachrichten aus Florenz, wo es von Stunde zu Stunde ernster wird. Aber die Ereignisse überstürzen sich dermassen, dass mir das Herz bis zum Halse klopfte ... und Deine Eltern? Kannst Du Dir vorstellen, mit welcher Beklemmung ich mich frage, wie es ihnen geht? Momentan wage ich nicht, ihnen zu schreiben, aber wenn Du erst



kürzlich etwas von ihnen gehört hast, wäre ich Dir *sehr* dankbar, wenn Du mich beruhigen könntest.

Du kannst Dir sicher leicht vorstellen, wie wir hier leben. Die Kinder sind eigentlich immer hier in Belpoggio (ihr Besitz bei Bologna)... Wir hatten drei Luftangriffe, die sieben unserer zehn Bauernhäuser in Castelmaggiore zerstörten. Nach jedem Treffer, den wir mit eigenen Augen von unserem Turm aus verfolgen konnten, fuhr ich früh morgens zu den bombardierten Häusern, um die traurige Wirklichkeit in Augenschein zu nehmen. Und wie es so schön bei den Römern heisst, ‚quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini‘, passierte folgendes: Eines unserer Bauernhäuser bei Florenz wurde durch einen Blitzschlag zerstört. Das hatte gerade noch gefehlt. So werde ich mich morgen mit dem Fahrrad dorthin aufmachen müssen; man weiss nur gar nicht mehr, wo und wann man fahren soll. Mittlerweile werden hier in der Gegend auch Nebenstrassen beschossen und bombardiert, und selbst wenn man um 4 Uhr 30 morgens losfährt, ist das vielleicht auch noch nicht früh genug. Es ist traurig, unser schöner Weinkeller ist nur noch ein Trümmerhaufen; bis zu einem Meter hoch liegt der Schutt, dazwischen Riesenpfützen voll duftenden Weins in der Sommerhitze ... Und überall trifft man auf verzweifelte Bauern, deren arme Seelen auch nicht auf alle diese Ängste und Schwierigkeiten vorbereitet waren ... Da es hier bei uns auf dem Land nicht mehr sicher ist, kehren Prozessionen von Karren und Wägelchen, beladen mit den gleichen Möbeln und Matratzen, die voriges Jahr noch hier auf dem Land besser aufgehoben schienen, wieder in die Stadt zurück ... Trotz allem geht es uns noch besser als manchen anderen. So leben wir immerhin alleine in unserem Haus, was sehr viel bedeutet.»

9. September. Ich lag morgens um 7.30 Uhr noch friedlich im Bett, als es an meiner Tür klopfte. Es war Leutnant Kretschmann. Sein Ausdruck war starr vor Entsetzen, das Gesicht bleich und die Augen weit aufgerissen. Er wagte es nicht, mich anzusprechen. Schliesslich fragte ich ihn: «Um

Himmels willen, was ist denn passiert?» Er antwortete nur: «Welch ein Glück, dass Sie noch zu Hause sind.» «Ja warum sollte ich denn nicht zu Hause sein?» «Haben Sie denn gestern Abend oder heute früh noch keine Nachrichten gehört?» «Nein, ich hatte Gäste, aber nun sagen Sie mir doch endlich, was passiert ist.» «Ihr Vater ist verhaftet und verurteilt worden. Sie haben ihn gehenkt.» Ohne die geringste Vorbereitung oder Vorsicht warf er mir diese Worte an den Kopf. Ich sollte es noch öfter erleben, dass ich bei Nachrichten von grosser Tragweite regelrecht erstarrte. Dass ich überhaupt verstanden hatte, was er gesagt hatte, konnte man mir nur deshalb anmerken, weil ich am ganzen Körper zu zittern begann. So sehr ich auch immer um Selbstbeherrschung bemüht war – in diesem Fall weigerte sich mein Körper, mir zu folgen. Ohne weitere Umstände gab mir der Adjutant zu verstehen, dass sein Vorgesetzter Dannenberg angeordnet hatte, man dürfe mich keine Minute alleine lassen, denn er würde jede Verantwortung ablehnen, wenn ich das Haus verliesse. Major Eisermann hätte sich in dieser Situation bestimmt anders verhalten, vielleicht hätte er sogar mir und den Kindern zur Flucht verholfen. Aber so war Dannenberg nicht veranlagt, ihm fehlte der Mut zu eigenverantwortlichen Entscheidungen. Er handelte genauso, wie sein «politischer» Offizier es ihm vorschrieb: Er fuhr nach Udine und teilte der Gestapo mit, wer ich sei. Und natürlich befahlen ihm die Gestapo-Leute, mich so lange festzuhalten, bis sie kämen. Kretschmann seinerseits sah sein Vorgehen mir gegenüber nur als unumgängliche Pflichterfüllung. Tatsache bleibt, dass die SS mich möglicherweise in Ruhe gelassen hätte, wenn er nicht eingegriffen hätte. Ich verdankte also Dannenberg und Kretschmann all den Schrecken und all den Schmerz, den ich in den folgenden Monaten erleben musste.

Ich bat die beiden Freunde, die bei uns zu Gast waren, uns zu verlassen und nahm die günstige Gelegenheit wahr, meine vielen Notizbücher in ihrem Gepäck zu verstecken, denn diese Notizbücher hätten den eindeutigen Beweis dafür geliefert, wie sehr ich die Nazis hasste. Als Nonino kam,

fielen wir einander in die Arme, und er versuchte, mich zu trösten. Da verlor ich zum ersten Mal die Fassung. Den entsetzten Mienen der Offiziere entnahm ich, dass sie wirklich um mein Leben bangten. Im Grunde meines Herzens war ich jedoch noch immer von einem gewaltigen Optimismus beseelt und voller Hoffnung, heil aus dem allen herauszukommen – der gesegnete Optimismus der Jugend!

Morgens um zehn Uhr kam Leutnant Dannenberg mit einem SS-Mann, um mich nach Udine ins Gefängnis zu bringen. Ich war entsetzt und verzweifelt bei dem Gedanken, die Kinder, die mich schweigsam mit verängstigten Augen ansahen, zurücklassen zu müssen. Mein einziger Trost war, dass Ernesta und Mila sich liebevoll um sie kümmern würden. Ich bat Ernesta, in meinem Bett im Kinderzimmer zu schlafen, und den Kleinen sagte ich, ich käme in wenigen Stunden zurück. Fast komisch fand ich Dannenbergs Verhalten, der verlegen und mit dem Schuldgefühl, das schwachen Menschen eigen ist, noch einige gutgemeinte Worte des Beileids murmelte; ausserdem stellte er mir sein Auto zur Verfügung, um nach Udine zu fahren. Nach all dem, was ich schon von Verhaftungen durch Nazis gehört hatte, war ich über eine solche «Höflichkeit» verblüfft, die unter normalen Umständen selbstverständlich gewesen wäre. Noch öfter sollte ich in meinem Leben Gelegenheit haben zu erkennen, wie dankbar man in existentiell zugespitzten Situationen für ein einziges freundliches Wort ist. Während mich der SS-Mann zu Dannenbergs Auto brachte, sah ich, wie die Familie Bovolenta mir entsetzt aus ihren Fenstern nachsah. Nonino weinte, Mila auch. Die deutschen Soldaten schienen erschüttert, ja fassungslos. Ernesta hatte ich gebeten, mit den Kindern im Haus zu bleiben, damit sie nicht sahen, wie ich fortgebracht wurde.

## 5.

### *In Udine im Gefängnis – Rückkehr nach Brazzà – Verschleppung nach Deutschland*

Der SS-Mann brachte mich zur Gestapo-Stelle in Udine. Als ich aus dem Auto stieg, sprach mich eine Dame auf der Strasse an. Sie bat mich um Hilfe, weil ihr Mann gerade verhaftet worden sei. Da mir verboten war, mit irgend jemandem zu sprechen, konnte ich ihr nur durch Gesten verständlich machen, dass auch ich verhaftet worden sei.\*

Die Gestapo-Leute überlegten, was sie mit mir tun sollten, und beschlossen dann, mich im Frauentrakt des Gefängnisses von Udine einzusperrern. Sie befahlen den Aufseherinnen, mir eine Einzelzelle zuzuweisen. Das war jedoch unmöglich, denn die SS hatte Hunderte von Männern und Frauen verhaftet. Im Frauentrakt waren 150 Häftlinge in Zellen zusammengedrängt, die eigentlich für 40 vorgesehen waren. Die Frauen wurden von Nonnen aus dem Orden der «Ancelle della Carità» bewacht, die diesen Beruf schon seit Jahren ausübten. Da sie bis vor wenigen Monaten ausschliesslich mit Verbrecherinnen zu tun gehabt hatten, war ihr Ton schroff und mürrisch. Die politischen Häftlinge waren empört, dass sie zusammen mit Verbrecherinnen untergebracht waren und schlafen mussten. In der einen Riesenzelle gab es keine Betten, 40 Frauen mussten eng aneinandergereiht ohne Decken auf Brettern schlafen, die man

\* Nach dem Krieg erfuhr ich, dass die Dame Luigia Sartoretti, die Mutter unseres Anwalts und Freundes Antonio Sartoretti, gewesen war. Ihr Mann hatte als Anwalt meine Schwiegereltern und sogar schon Detalmo di Brazzà, Detalmos Grossvater, vertreten. Als ein Mann von grösster Integrität und beispielhaft demokratischer Einstellung hatte er am Gericht in Udine Juden und Partisanen verteidigt – und er war der einzige Anwalt von ganz Udine, der zu solchen Verteidigungen bereit war; deshalb wurde er verhaftet. Es gelang seiner Familie glücklicherweise, seine Freilassung innerhalb eines Monats zu erreichen.

einfach auf den Fussboden gelegt hatte. Ich hatte dennoch Glück, ich musste meine Zelle mit nur zwei anderen Frauen teilen. Für insgesamt 150 Häftlinge gab es eine einzige Toilette, die man zweimal am Tag benutzen durfte. Dafür wurden die Zellen geöffnet, und man musste lange anstehen, bis man endlich in das primitive und unglaublich schmutzige Örtchen gelangte. Wer einmal im Gefängnis war, weiss, wie wichtig dort derlei Einrichtungen sind. In den Zellen wimmelte es nur so von Wanzen und Mücken. Innerhalbweniger Tage waren mein Gesicht, Schultern, Arme und Beine von Tausenden von Stichen und Bissen angeschwollen.

Die Nahrung war miserabel, aber man konnte sich die Mahlzeiten auch kommen lassen – aus einem Hotel! Typisch für Italien, wo man in fast allen Situationen einen Ausweg zu finden weiss.

Ohne Zweifel – was die Nonnen am besten konnten, war das Beten. Morgens beim Wecken fingen sie damit an, vor und nach den Mahlzeiten ging es weiter, während des Toilettenganges, während des täglichen Hofgangs, abends – sie beteten ständig. Um 20 Uhr öffneten sie die Klappe in der Zellentür und riefen mechanisch mit hoher Stimme: «Gelobt sei Jesus Christus!», und wir mussten antworten: «In Ewigkeit Amen!»

Jeden Morgen wurde in der kleinen Gefängniskapelle die Messe gelesen. Weil dies eine Abwechslung im monotonen Gefängnisleben bedeutete und wir zu dem Zweck die Zellen verlassen durften, ging beinahe jede zur Messe. Während uns das ständige, stereotype Beten auf die Nerven ging, war die Messe etwas Schönes, das Herz und Geist besänftigte.

Am schrecklichsten war der dann und wann stattfindende Appell, bei dem die Namen derjenigen aufgerufen wurden, die nach Deutschland deportiert werden sollten. Jede von uns zitterte bei dem Gedanken, der eigene Name könnte genannt werden, und die unter uns, die nicht an Selbstbeherrschung gewöhnt waren, begannen zu weinen, warfen sich verzweifelt, einige wie von Krämpfen geschüttelt zu Boden.

Die meisten hier sassen im Gefängnis, ohne jemals ver-

nommen worden zu sein, viele waren überhaupt ohne Grund dort. Am ersten Tag meiner Haft kam der Adjutant Kretschmann und brachte mir von Nonino ein gebratenes Hähnchen und Weissbrot. Er berichtete, die ganze Truppe sei durch meine Verhaftung dermassen erschüttert gewesen, dass die Soldaten ihre Arbeit erst einmal liegen gelassen hätten und ihren Kummer im Alkohol ertränkt hätten. Kretschmanns Erzählung rührte mich sehr. Zusammen mit Dannenberg wollte er die Gestapo zu überreden versuchen, mich zurück nach Brazzà zu lassen, wo sie beide mich bewachen würden.

Obwohl ich durch ihre Schuld im Gefängnis sass, musste ich doch ihre Gewissensbisse und die Versuche, mich aus dieser Hölle zu befreien, anerkennen. So kam fast jeden Tag der eine oder andere Offizier und brachte mir Lebensmittel und Bücher, die ihnen Freunde für mich mitgegeben hatten. Allein ein paar Worte mit jemandem von draussen wechseln zu können, war schon ein kleiner Trost. Einmal erhielt Anna di Brazzà die Erlaubnis, mich zu besuchen. Jemanden aus der Familie zu sehen, gab mir so etwas wie das Gefühl der Geborgenheit.

Kretschmann und Dannenberg liessen nicht locker, bis sie am 19. September, also nach zehn Tagen Haftzeit, die Genehmigung erhielten, mich nach Hause zu bringen. Alle weiteren Anweisungen würden dann aus Berlin kommen. Ich glaubte zu träumen, als ich unter dem strahlend blauen Himmel durch die grüne Landschaft fuhr und wieder die klare, reine Luft atmen konnte. Als ich im Auto sass, meinte ich, der Freiheit entgegenzufahren – obwohl diese Freiheit eingeschränkt und vielleicht nur vorübergehend war –, diese Empfindung sollte ich nie vergessen. Die Freude, die Kinder wiederzusehen, war unbeschreiblich. Anna Brazzà, Alvises Frau, hatte die gute Idee gehabt, herüberzukommen, um mir in diesem einschneidenden Augenblick beizustehen. Ich kniete mich neben die Kinder; Corradino blieb ganz still und unbeweglich, und als ich vor lauter Freude, wieder bei den Kindern zu sein, meine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, wiederholte er immer wieder: «Mama

weint. Corradino will Mama trösten.» Robertino hingegen, der kleinere, wollte mir auch auf seine Weise seine Freude bekunden und robbte deshalb wie besessen auf allen vieren von einer Ecke des Zimmers zur anderen. Als ich dann abends mit ihnen betete, sagte Corradino: «Mama darf nie mehr fortgehen, ohne Corradino Bescheid zu sagen. Das ist schrecklich.» In der Überzeugung, nie mehr von ihnen fort zu müssen, versprach ich es ihm.

Ich war sehr enttäuscht, nicht einen einzigen Brief von Mutti vorzufinden und natürlich war ich in grosser Sorge. Was ist mit ihnen, ist ihnen etwas passiert? Stattdessen las ich einen lieben Brief von Santa Hercolani.

«Liebste Fey, ich wollte Dir nur sagen, dass ich Dir ganz nah bin. Du ahnst und verstehst bestimmt meine Verfassung und weisst, was ich fühle. Vergiss nie, in mir eine alte, eine uralte Schwester zu sehen, für mich bist du viel mehr als eine Freundin. Wenn Du kannst, schreib mir und wenn Du irgend etwas Näheres weisst, dann sag es mir bitte... Jetzt geht der wirkliche Sturm erst los, und ich denke an Deine Mutter, an Wolf-Ulli und an all das, was uns nun vielleicht für immer verloren geht...»

Ich durfte meine drei Zimmer nicht verlassen. Abends sperrte man von aussen zu, aber besuchen konnte mich, wer immer nur wollte. Man erzählte mir, dass die Menschen aus der näheren Umgebung starken Anteil an meinem Schicksal genommen und wiederholt in der Kirche für mich gebetet hätten. Ich freute mich sehr darüber, war es doch ein Zeichen dafür, dass die Leute mich in ihr Herz geschlossen hatten. Endlich kam ein Brief von Mutti, aus dem ihre Tapferkeit und ihr Stolz sprachen; zwischen den Zeilen spürte ich einen zaghaften Schimmer der Hoffnung für Papa.

Aufs Neue versuchte ich, meine Zuversicht zurückzugewinnen, wenn auch zögernd und mit Vorsicht, hatte ich mich doch gezwungen, dieses schmerzliche Kapitel abzuschliessen. Im Gefängnis hatte mich nachts die Vorstellung gepei-

nigt, mein Vater hätte einen brutalen Tod zu erleiden gehabt. Nun setzte mich der Gedanke an die minimale Möglichkeit, dass er nicht mit den anderen hingerichtet worden sein könnte, neuen, quälenden Zweifeln aus.\*

Am 26. September in der Früh klopfte ein Offizier an meiner Tür, um mir einen Brief von Dannenberg zu bringen. Ausserdem sagte er, Kretschmann sei vor einigen Stunden zu einem anderen Bestimmungsort aufgebrochen und Dannenberg sei für zwei Tage nach Verona gefahren. Sofort war mir klar, dass sowohl Kretschmann als auch Dannenberg zu feige gewesen waren, mir persönlich die Nachricht zu übermitteln, die in Dannenbergs Brief stand.

«Liebe gnädige Frau!

Es fällt mir sehr schwer, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, es bleibt mir aber leider nichts übrig, als diese harte schriftliche Form zu wählen, weil dienstlich alles so ungünstig zusammentrifft. Ich muss heute vor 12 Uhr in Verona sein und vorher noch beim Regiment vorsprechen. Ich werde mich aber so beeilen, dass ich morgen vormittag bei Ihnen sein kann.

Um es möglichst kurz zu machen: Man hat mir gestern vormittag mitgeteilt, dass Sie sich auf eine Reise vorbereiten müssen, deren Ziel zunächst Innsbruck ist. Die Kinder reisen mit Ihnen. Sie können Handgepäck mitnehmen, in das Sie das Nötigste für sich selbst, gnädige Frau, und die Kinder packen müssen. Am Bahnhof, wohin ich Sie selbst fahren werde, wird ein Reisebegleiter in Zivil sein, der Sie nach Innsbruck bringen wird.

Ich habe mich bemüht, irgendwelche Einzelheiten zu erfahren, leider vergeblich. Ich kann Ihnen zum Trost aber

\* Die genauen Daten sind nicht mehr zu rekonstruieren. Möglicherweise stand die Verurteilung meines Vaters an dem Tag, als Mutti schrieb, schon fest: Er war am 28. Juli 1944 verhaftet worden. Am 8. September wurde das Todesurteil in Plötzensee vollstreckt. Tatsache ist, dass Mussolini für meinen Vater bei Hitler intervenierte, ohne Erfolg. Der Übermittler war der italienische Botschafter in Berlin, Filippo Anfuso, gewesen.



sagen, dass ich den Eindruck habe, dass wir uns bald hier wiedersehen, vorausgesetzt, dass wir selbst noch hier sind. Also, liebe gnädige Frau, Kopf hoch, wenn es Ihnen auch schwer fällt. Man darf nie den Mut verlieren. Sie selbst haben mit der ganzen fraglichen Angelegenheit doch nichts zu tun! Immer zuversichtlich sein und sich nichts anmerken lassen. Mein neuer Adjutant wird Ihnen heute diesen Brief übergeben. Die genaue Zeit der Abreise weiss ich noch nicht, ich weiss nur, dass es Mittwoch früh sein soll. Genauere Bescheid kommt noch während meiner Abwesenheit. Also nochmals, gnädige Frau: Kopf hoch!!!

Ihr sehr ergebener Dannenberg»

Eine tiefe, grenzenlose Verzweiflung packte mich. Ich hatte zwar mit der schrecklichen Möglichkeit einer Deportation gerechnet, aber im Innersten hatte ich doch darauf gebaut, dass die Gestapo in Berlin einen derartig nebensächlichen Fall wie den meinen übersehen könnte. Schliesslich lebte ich alleine mit meinen zwei Kindern auf dem Land, und im Ausland! Jetzt stand ich vor vollendeten Tatsachen, nun griff der höllische Terror der Nazis auch nach mir. Das Opfer, mich von Detalmo getrennt zu haben, um Brazzà zu schützen, war umsonst gewesen, denn meine Anwesenheit wäre gerade in den Monaten, in denen sich die Deutschen zurückzogen und Partisanen nachrückten, entscheidend gewesen. Welch schwierige Lage für den Verwalter Bovolenta! Mein ganzer Einsatz, der relativ erfolgreich gewesen war, erwies sich nun als vergeblich.

Seit ich unter Bewachung in Brazzà lebte, hatten mir die Partisanen immer wieder Fluchtmöglichkeiten angeboten. Jetzt bereute ich es bitter, darauf nicht eingegangen zu sein. Im Nachhinein wurde ich auf mich selbst zornig. Pia Tacoli, deren Bruder Federico tapfer an der Seite der Partisanen kämpfte, und deren Bruder Ferdinando, wie vorher erwähnt, als Partisan 1943 von den Deutschen erschossen worden war, hatte einen detaillierten Fluchtplan ersonnen. Sie wohnte in unserer Nähe. An einem kaum benutzten Tor im Park hätte sie mich mit den Kindern erwartet und dann

mit einer Pferdekutsche zu den Partisanen gefahren, die sie alle kannte, weil sie fast täglich ihr Leben aufs Spiel setzte, um ihnen Kleider, Lebensmittel und Nachrichten in die Berge zu bringen.

Ihre Funktion als Partisanen-Kurier erforderte Mut und Schläue. Ich bewunderte ihr Angebot sehr, denn sie begab sich dadurch selbst in Gefahr: Auch bei ihr im Haus waren Deutsche einquartiert, man hätte leicht einen Zusammenhang zwischen ihrer Abwesenheit und meinem Verschwinden herstellen können. Einen stärkeren Beweis ihrer Freundschaft hätte Pia mir nicht geben können. Einem anderen Plan zufolge sollte das von der SS eskortierte Auto überfallen werden; der Plan musste aber fallengelassen werden, weil wir nicht einschätzen konnten, wie die Kinder auf eine Schiesserei reagiert hätten. Der einzig durchführbare, wenn auch nicht hundertprozentig sichere Plan wäre der von Pia Tacoli gewesen. Ich habe ihn aus folgendem Grund verworfen: Ich kannte das Nazi-System gut genug, um mir die grauenhaften Repressalien vorstellen zu können, die gegen die Familien von Versteckten oder Flüchtlingen angewandt wurden. Ich konnte nicht verantworten, dass meine Mutter, die schon so viel gelitten hatte, möglicherweise durch meine Schuld ins Konzentrationslager gebracht würde. Ich wusste, dass sie und meine Schwester im Hause meiner Grossmutter lebten; anscheinend waren sie niemals verhaftet worden. Dies liess mich auch hoffen, dass die SS mich nach einigen Verhören ins Haus meiner Grossmutter entlassen könnte – im Nachhinein ist jeder klüger. In 24 Stunden mussten alle Vorbereitungen für diese unabwendbare Abreise getroffen sein. Nun entwickelte ich eine fieberhafte Aktivität: Die Kinder besaßen weder kräftige Schuhe noch warme Wollsachen für den Winter im Norden. Der Schuster arbeitete die ganze Nacht durch. Die Strickfrau brachte mir spät abends die Pullover für die Kinder, die ich vor 14 Tagen bestellt hatte und die sie nun in Windeseile fertig gestrickt hatte. Ich bat Alvise di Brazzà, Bovolenta bei der Verwaltung zu helfen. Der deutsche Stabsarzt Dr. Walter Lutz besorgte mir 300 RM, die ich zusammen mit 3'000

Lire in mein Jackenfutter einnähte. Im Gepäck hatte ich fast nur Lebensmittel. Nach einem verbissenen Kampf zwischen Nonino und mir gelang es ihm, mir wahrhaftig einen ganzen Schinken und viele Salamis aufzudrängen. Anna Brazzà schenkte mir 600 Zigaretten, die sich später als das kostbarste Gut herausstellten. Familie Stringher brachte mir eine Unmenge Fleischkonserven, Milchk Dosen, Tee und Kekse. Diese Grosszügigkeit und Hilfsbereitschaft rührte mich sehr. Ich durfte nur soviel mitnehmen, wie ich selbst tragen konnte, also zwei Koffer – am Ende konnte ich weder den einen noch den anderen heben, so schwer waren sie. Als ich mit dem Packen für den nächsten Morgen fertig war, schrieb ich noch meiner Erzieherin Lotti einen kurzen Brief:

«Liebes Lottchen!

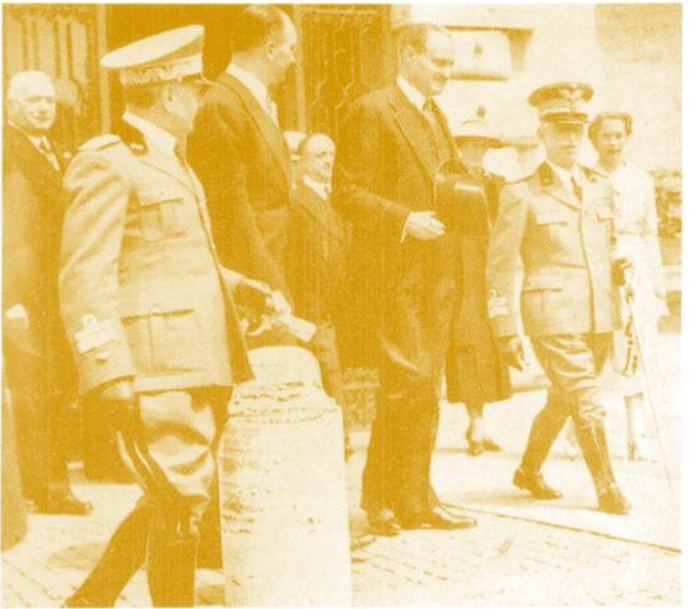
In Eile ein paar Zeilen. Heute kam die Nachricht, dass ich morgen nach Deutschland transportiert werden soll zusammen mit den Kindern. Du kannst Dir meine Gefühle vorstellen. Aber man muss auch in schweren Stunden den Mut nicht sinken lassen und auf bessere Zukunft hoffen. – Ich habe Sorge, dass wir für lange Zeit nicht in Verbindung sein werden. Deshalb schicke ich Dir hier noch die sehr gelungenen Aufnahmen der Kinder. Noch vielen Dank für Deinen Brief. Es muss noch viel besprochen und erledigt werden, dass ich den Brief jetzt schliesse. – Denk an uns, altes Lottchen und liebe Annuschka (Lottis Schwester, Anni) und seid vielmals begrüsst von Eurer im Augenblick durch die Abschiedsstunde etwas verzweifelten und zusammengebrochenen Li.»

Abends kamen viele liebe Freunde, um sich von mir zu verabschieden, natürlich auch Nonino und Bovolenta. Wir tranken einen Cognac auf ein baldiges und glückliches Wiedersehen. Früh um vier Uhr musste ich die Kinder wecken, die so klein schon eine lange, ungewisse Reise unternehmen mussten. Dannenberg kam, um mich zum Bahnhof zu bringen. Als wir Brazzà verliessen, standen sie alle mit Tränen in den Augen da: Nonino, Pina, Ernesta, Mila, Bovolenta und

Ilse von Hassell, 1937



Almuth (rechts) und  
Fey (links) als Rosen  
kavalier und Sophie,  
1937



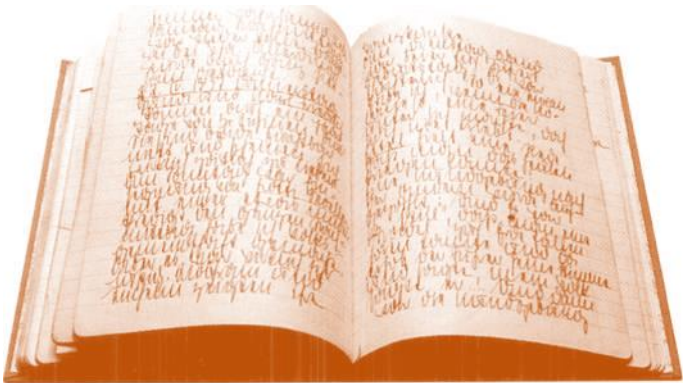
Oben: König Viktor Emanuel III. (rechts) besucht die Villa Massimo, begleitet von Botschafter von Hassell (2. v. r.).

Unten: Hermann Göring (2. v. r.) besucht Rom. Neben ihm Ulrich von Hassell, Außenminister Graf Ciano und Benito Mussolini (v. 1. n. r.)

Fey von Hassell. 1943

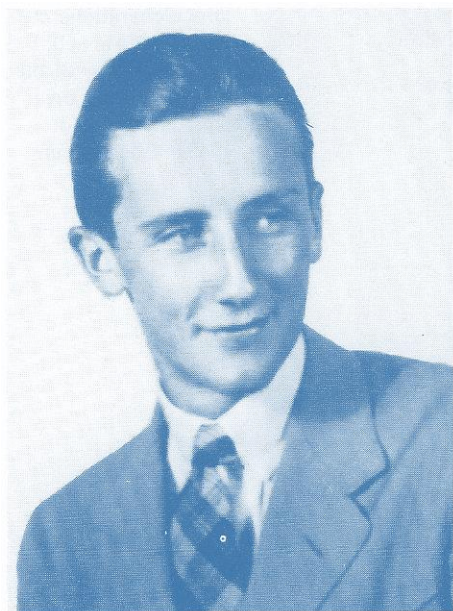


Die Einladung für Fey von Hassell zum Diner für Generalfeldmarschall von Blomberg



Oben: Hochzeit in Königsberg: Versammlung der Familie von Hassell (1937). Unten: Das Tagebuch

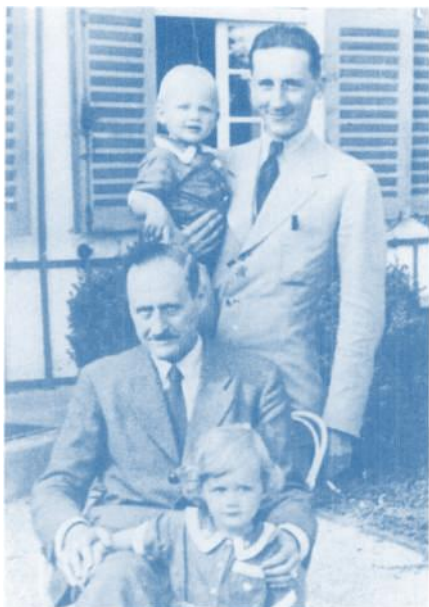
Detalmo Pirzio-  
Biroli



Hochzeit 1940







Drei Generationen:  
Ulrich von Hassell,  
Detalmo Pirzio-Biroli  
und die Enkel Corra-  
dino und Roberto,  
1943 in Ebenhausen

Fey von Hassell mit  
ihren Kindern in  
Brazzà, 1943





Ulrich von Hassell vordem Volksgerichtshof, September 1944



Die Hindenburg-Baude bei Bad Reinerz (oben) und das Lager Haudegen I im KZ Stutthof (unten). Die Zeichnungen stammen von Markwart Graf Schenk von Stauffenberg jr.



Sonderbau 5 im KZ Buchenwald (oben); Eingang zum KZ Dachau (unten).  
Zeichnungen von Markwart Graf Schenk von Stauffenberg jr.

Zur Erinnerung an gemeinsame  
Tageshaft in St. Hof auf der Winderburg-  
Bauke, im Buchenwald bei Dachau (K.Z.)

1944 - 1945

Otto Philipp Graf Schenk v. Hauffenberg.

Clemens Graf Schenk v. Hauffenberg.

Alexander Graf Schenk von Hauffenberg

Markwart Graf Schenk von Hauffenberg

Maximilian Graf Schenk v. Hauffenberg

Ilse Lindemann geb. von Friedberg

Else-Lotte von Hofacker geb. Pastor

Anna-Lisa von Hofacker

Maria Gräfin Schenk von Hauffenberg geb. Klaven

Maria Freifrau v. Hammerstein-Equord geb.

Freiin v. Hammerstein

Hildegard von Hammerstein

Franz Freiherr v. Hammerstein

Luise Freiin

Hildegard Maria Fischer

Christine Fischer

Anna Maria Fischer geb. Ulmer

Dr. Maximilian Fischer

Josef Fischer

Frau v. Fischer geb. Ulmer

Anna Fischer

Julia Fischer

Nach dem Ende der Haft liess Fey von Hassell ihre Mitgefangenen auf dieser Liste unterschreiben

Siegmund Graf von ... 3 Kinder, Gerdung, Gant-  
schaff von Sibylle Maria

August von ...  
Kloster ...  
Anna ... geb. ...  
Sibylle ... geb. ...  
Eliaball ...

Freie Gräfin Schenk von Stauffenberg  
Eliaball Gräfin Schenk von Stauffenberg  
geb. ... mit zu ...

Wolke ...  
Gräfin ...  
Habrueel  
Eberhard von ...

Marg ...  
...

Alexandra Gräfin Schenk von Stauffenberg  
Marie-Fabrice Gräfin Schenk von Stauffenberg  
Céon Plum 7. L. Plum

v. Erich Haberlein Margt Heberlein  
Leigemann abasum Krasni spum B. Rosen  
L. Orosy ...

Stary ...  
...

v. Tomandy-Hogessy Géa  
Kgl. bay. Generalleutnant 3.

Winkler  
Hofmann ...

Markwart Graf  
Schenk von Stauffen-  
berg nach der Befreiung



Hjalmar Schacht  
(links) und Sigismund  
Payne-Best unmittel-  
bar nach ihrer Befreiung



Die Baronin Maria  
von Hammerstein-  
Equord

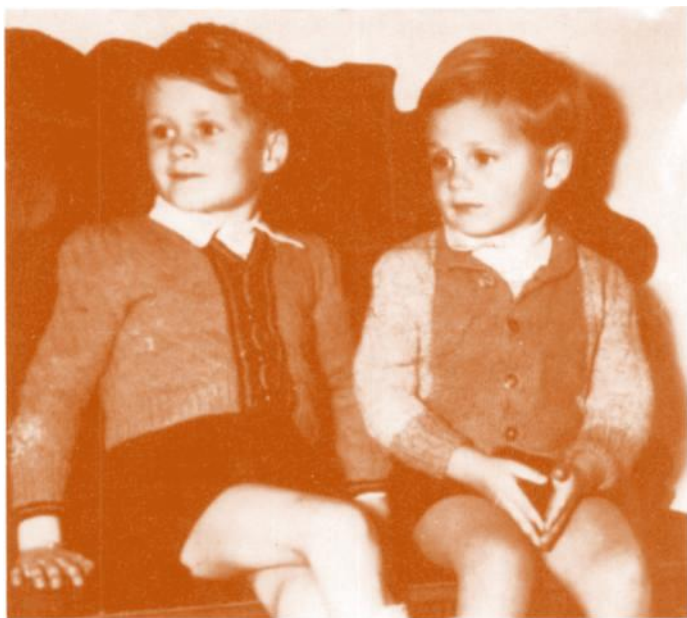
Die Kapelle des  
I hotels Pragser Wildsee



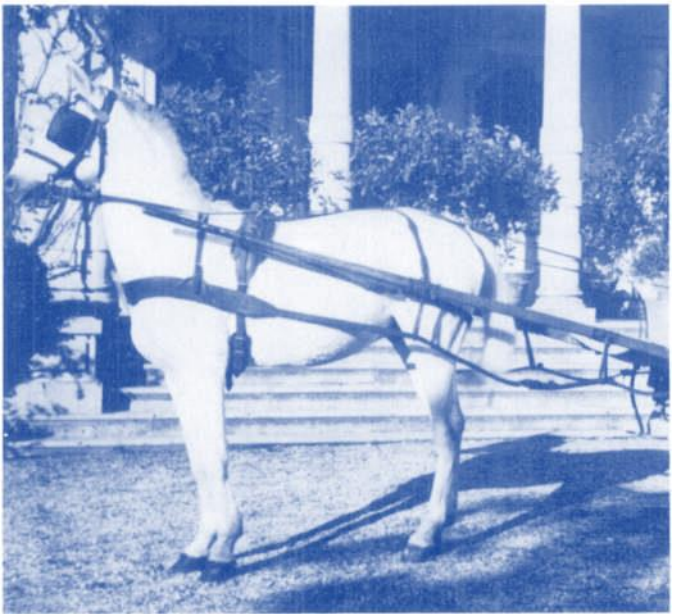




Oben: Alexander von Stauffenberg. Unten: Markwart (links)  
und Otto-Philipp von Stauffenberg (rechts)



Oben: Corradino und Robertino nach ihrer Rückkehr nach Brazzà.  
Unten: Wolf-Ulrich und Hans-Dietrich von Hassell, 1945



Oben: Das Castello di Brazzà. Unten: Das Pferd Mirko

## 6.

### *Im Gefängnis in Innsbruck*

«Da musste uns so recht zu Bewusstsein kommen, wie richtig der Satz von Dostojewski ist, in dem er den Menschen einmal geradezu definiert als das Wesen, das sich an alles gewöhnt.»\*

Wie in Kriegszeiten üblich, kam der Zug mit grosser Verspätung an. Dannenberg überliess mich einem Mann, der zwar Zivil trug und sich nicht auswies, aber gewiss zur Gestapo gehörte. Jedenfalls war er so anständig, mich mit jedem sprechen zu lassen, der sich von mir verabschieden wollte. Meine liebe Freundin Maria Nigris blieb einige Stunden bei mir. Für sie war das riskant, da jeder Kontakt zu mir kompromittierte. Aber wie dankbar war ich ihr für diesen Liebesbeweis in einem Augenblick, in dem ich mich von Gott und der Welt verlassen fühlte. Später kam auch noch ein anderer sehr lieber Freund, Luciano Giacomuzzi, der im Oktober des vergangenen Jahres Detalmo bei sich versteckt hatte, als er mich und die Kinder besuchte. Luciano war in letzter Zeit nicht in Udine gewesen und wusste deshalb nichts von den jüngsten Vorfällen. Als er aber davon erfuhr, radelte er sofort nach Brazzà, wo er hören musste, dass ich schon fort sei. So fuhr er, immer mit dem Fahrrad, weiter zum Bahnhof. Als ich ihn kommen sah, wurde mir klar und schmerzlich bewusst, was ich nun verlor, und das Unbekannte, das mir bevorstand, wurde noch dunkler. Seit dem schweren Schlag, den mir die Nachricht versetzt hatte, dass ich fort müsse, weinte ich zum ersten Mal. Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass meine Freundin Andreina di Caporiacco einen Boten nach Brazzà geschickt hatte, der mich

\* Viktor E. Frankl, ... trotzdem ja zum Leben sagen, a.a.O., S. 115.

und die Kinder in ihr Haus in den karnischen Alpen bringen sollte. Dort hätte uns sicher niemand gefunden. Der Bote kam zu spät. Ich war mit den Kindern schon abtransportiert worden.

Erst gegen Mittag setzte sich der Zug in Bewegung. Die Kinder schliefen gleich ein. Sie waren so artig wie nie zuvor, als ob sie verstanden hätten, dass dies eine Zeit war, in der sie ruhig und folgsam sein müssten. Es war eine endlose Reise! Als wir um ein Uhr in der Nacht in Villach ankamen, verpassten wir natürlich den Anschluss. Der SS-Mann, der uns begleitete, erlaubte uns, in einem riesigen Saal, wo Frauen und Kinder untergebracht waren, ein wenig auszu-ruhen.

Erst am nächsten Morgen konnten wir weiterfahren und, man höre und staune, der SS-Mann half mir, die Koffer zu tragen.

Nachmittags kamen wir in Innsbruck an. Nach langem Warten in der Staatspolizeistelle wurden wir von der SS in eine Art Kaserne gebracht. Dieses Gebäude schien der Gestapo zu dem Zweck zu dienen, ihre Gefangenen zu sammeln, um dann zu entscheiden, wohin sie gebracht werden sollten. Auch Verhöre wurden hier wohl durchgeführt. Ich sah viele Gefangene in blauweiss gestreiften Kitteln, denen man die Haare geschoren hatte. Sie trugen ein rotes aufgenähtes Dreieck am Ärmel, das sie als politische Häftlinge auswies. Auf der linken Brust hatten sie, wie alle Gefangenen, ihre Registriernummer und den Anfangsbuchstaben ihres Herkunftslandes. Zwei von ihnen trugen mir die Koffer die Treppen hoch und über einen langen Flur, an dessen Ende man bis zur Decke reichende Verschlüge errichtet hatte, hinter denen Gefangene auf ihr Verhör warteten. Sie schauten misstrauisch durch das eiserne Gitter hindurch und sahen verstört und verhungert aus.

Zwei SD-Männer kamen auf mich zu, der eine in Zivil, der andere trug die schwarze SS-Uniform und blickte mir finster entgegen. Plötzlich brüllte er mich an: «Sie sind also die Tochter dieses Verbrechers, dessen Kopf wir haben rollen lassen. Dieser Hund! Dieses Schwein! Was erwarten Sie

denn von uns? Sollen wir Sie mit Samthandschuhen anfassen?» Diesen Sätzen folgte ein boshaftes Gelächter. Der SS-Mann, der mich nach Innsbruck begleitet hatte, verabschiedete sich. Er war sehr höflich zu mir gewesen und hatte mir zu verstehen gegeben, dass meine Deportation in seinen Augen vollkommen falsch war. Obwohl er zur SS gehörte, war er für mich die letzte Erinnerung an Italien. Wie glücklich konnte er sein, wieder dorthin zurückzukehren. Vielleicht war er auch der letzte Mensch gewesen, der mich gut behandelt hatte. Tränen verschleierten meinen Blick, dann strömten sie immer heftiger; leider blieb das auch dem brutalen SS-Mann nicht verborgen. Von Neuem brüllte er: «Hören Sie doch mit dem Gewimmer auf! Seien Sie nicht so entsetzlich blöd!» Danach fuhr mich der andere SD-Mann, der in Zivil, in ein – Hotel! Ich traute meinen Augen nicht: Ich bekam ein schönes Zimmer mit allem Komfort. Die Gestapo durchsuchte zwar meine Koffer, hatte aber glücklicherweise nichts zu beanstanden. Nach soviel grauenhaften Erwartungen fühlte ich mich wie im Paradies.

Tags darauf konnte ich sogar zusammen mit den anderen Hotelgästen zu Mittag essen, voll Stolz auf meine beiden Kinder, die sich mustergültig benahmen. Aber all das war nur von kurzer Dauer, eine Fata Morgana! Als ich nachmittags um zwei Uhr die Kinder zum Mittagsschlaf hinlegen wollte, öffnete sich die Tür, und zwei Gestapo-Männer traten ein. Sie waren von einer derart übertriebenen und schmierigen Höflichkeit, wie man sie von Deutschen eigentlich nicht kennt. Aber die Nazis hatten Leute zu Handlangern und Meuchelmördern abgerichtet, die nichts mehr mit den Deutschen, die ich kannte, zu tun hatten. Sie waren schwer zu durchschauen, und was sie sagten, hatte mit der Wahrheit nichts zu tun. Ich muss gestehen, dass ich jedesmal auf sie hereinflie, obwohl ich während meiner Haftzeit genügend Gelegenheiten hatte, sie kennenzulernen. Offensichtlich dachte ich zu geradlinig, um jemand anderem zu unterstellen, dass es ihm um die «Wahrheit» dessen, was er sagte, zuallerletzt gehen könnte. Es war zum Verzweifeln. Oft habe ich mich während meiner Haftzeit gefragt, ob das

denn wirklich Deutsche sein konnten. Nein, es war ein völlig anderer Menschentypus – in meinen Augen die Personifizierung Hitlers! Würden diese Figuren ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie aufgetaucht waren? Aber die Deutschen sind ja beständig und gründlich, und was sie machen, machen sie ganz.

Den Glauben an ein besseres Deutschland verlor ich trotzdem nicht; dessen Repräsentanten befanden sich in den Konzentrationslagern, und wenn sie überlebten, würden sie zum Vorteil Deutschlands und der ganzen Welt wieder in Erscheinung treten. Die beiden Gestapo-Männer behaupteten, sie wollten mich lediglich darauf vorbereiten, dass ich ein paar Tage mit ihnen gehen müsste, um «all die Angelegenheiten, die zwischen uns in der Schwebelage sind, zu klären». Die Kinder könnten mich verständlicherweise nicht begleiten, sie würden aber währenddessen in einem guten Kinderheim untergebracht und zu diesem Zweck in die Obhut zweier NS-Fürsorgerinnen gegeben werden, die schon zu uns unterwegs seien. Corradino hatte ein paar Worte aus unserer Unterhaltung aufgefangen und fragte mich ganz aufgeregt, ob ich jetzt fortgehen würde. Ich verneinte das und wandte mich erneut an den einen Gestapo-Mann mit den Worten: «Sagen Sie mir bitte die Wahrheit! Handelt es sich wirklich nur um einige Tage oder um einen längeren Zeitabschnitt? Es macht mir nichts aus, wenn Sie mir sagen, wie es sich wirklich verhält, ich bitte Sie sogar sehr darum, denn dann kann ich mich innerlich darauf einstellen.»

Er antwortete nur: «Ich versichere Ihnen, es handelt sich nur um ein paar Tage, höchstens drei. Sie können ganz beruhigt sein!»

In der Absicht, bestätigend zu lächeln, brachte er nur ein Grinsen zustande, dieses typische verlegene Grinsen. Immer das gleiche, nur Lügen.

Die NS-Fürsorgerinnen kamen und fragten kurz nach den Gewohnheiten der Kinder. Dass das eine reine Formsache war, zeigte sich daran, dass sie nicht den geringsten Versuch machten, Kontakt mit den Kindern aufzunehmen. Ich zog ihnen die Mäntelchen an und sagte zu Corradino: «Weisst

du, die Mama kommt gleich nach. Und ihr macht jetzt einen schönen Spaziergang.» Robertino fand das grossartig und ging ohne Schwierigkeiten mit, während Corradino wie ein Wilder zu toben und zu schreien begann. Er versuchte, sich mit aller Gewalt von der Hand der Fürsorgerin loszureissen, und sie hatte Mühe, ihn nach draussen zu bringen. Instinktiv wollte ich genauso losschreien wie er, aber ich musste mich den Kindern zuliebe beherrschen, ausserdem wollte ich der Gestapo gegenüber keine Schwächen zeigen. Ich zuckte mit keiner Wimper. Aber ich hörte Corradino noch auf der Treppe schreien. Das Herz krampfte sich mir zusammen, ich empfand grenzenlosen Schmerz, dieses Kind so leiden zu sehen. Noch hoffte ich aber, die beiden bald wiederzusehen.

Die Gestapo brachte mich ins Gefängnis. Sie nahmen mir alles, was ich besass: die Koffer, meinen Schmuck, das Geld. Mit Bestürzung fiel mir ein, dass ich mich im Hotel umgezogen hatte und dass die Jacke mit den im Futter eingenähten 3'000 Lire und den Reichsmark nun im Koffer lag. Ich konnte nur hoffen, dass die Sachen nicht genau durchsucht würden.

Ein äusserst grober Gefängnisaufseher führte mich in eine winzige Zelle, in der sich glücklicherweise nur noch eine sehr junge, einfache Frau befand. Sie hörte auf den schönen Namen Emma. Ich liess mir von ihr alle Einzelheiten und Umstände erzählen, die sie ins Gefängnis gebracht hatten.

Es war eine geringfügige und eigentlich beinahe lächerliche Sache: Sie hatte sich am Schwarzschlachten eines Schweines beteiligt und sich zweimal geweigert, in der Gaststätte, in der sie bediente, weiter zu arbeiten, weil sie dort misshandelt wurde. Schwarzmarkt und Arbeitsverweigerung waren zwei sehr schwere Verbrechen und wurden streng bestraft, auf sie stand sogar KZ. Deshalb war Emma jedesmal, wenn ein Transport zu einem Lager zusammengestellt wurde, voller Sorge, dass diesmal auch sie aufgerufen würde.

Den Zeitpunkt eines Transportes erkannte man zuerst an dem eiligen Hin und Her auf den Gefängnisfluren; Zellentüren wurden geöffnet und geschlossen, Lastwagen kamen



und fuhren wieder ab, Gefangene, die an unserer Tür vorbeigingen, schrieten vor Entsetzen. Das ungewohnte Hin und Her unterbrach die übliche Totenstille. Während ihres ersten Verhörs war Emma so geschlagen worden, dass sie vor lauter seelischem und körperlichem Leid eine Fehlgeburt im siebten Monat hatte, von der sie sich kaum erholte. Schliesslich setzte sie es durch, dass sie zu einem Arzt gebracht wurde; ich durfte sie begleiten. Als \vir unter Bewachung in dem Wartesaal des Arztes ankamen, schauten uns alle voll Mitleid, aber auch voll Neugier an. Zu unserem Glück schief unsere Wache ein. Eine neben mir sitzende Frau flüsterte mir zu: «Ich war auch zwei Jahre im Gefängnis, ich weiss, was es heisst, Hunger zu haben. Sie sitzen sicher ebenso unschuldig im Gefängnis. Sagen sie mir, was Sie brauchen können. Ich werde für Sie tun, was ich kann. Und jedenfalls nehmen Sie erst einmal dies an...» Und geschwind legte sie zwei herrliche Brötchen und ein Stück Butter auf meinen Schoss. So schnell wie möglich brachte ich alles in meiner Tasche unter und bedankte mich. Dann fragte ich sie, ob sie zufällig ein paar Streichhölzer bei sich hätte; es sei mir nämlich gelungen, einige Zigaretten in die Zelle zu schmuggeln. Sie hatte keine bei sich, aber sie stand sofort auf, ging hinaus und war im Handumdrehen wieder zurück – mit einer ganzen Schachtel Streichhölzer. Alle Anwesenden verfolgten diese Szene voller Spannung, unser Bewacher aber schnarchte weiter.

Nach dem Arztbesuch mussten wir ins Gefängnis und in die winzige Zelle zurück. Zu rauchen gab es bald nichts mehr, weil die Zigaretten schnell zu Ende waren, zu lesen hatte ich auch nichts, da ich vergessen hatte, mir Bücher mitzunehmen, und zu essen gab es nichts ausser der ekelhaften Gefängniskost: eine muffige, stinkende Suppe und ein feuchtes Stück Schwarzbrot. Voll Sehnsucht dachte ich an den Schinken und die Würste, die noch in meinem Koffer liegen mussten. Ich versuchte, die Gefängnisaufseher zu einem Anruf bei der Gestapo zu bewegen; von ihr brauchte man die Erlaubnis, den Schinken und die Würste holen zu lassen. Die einzige Antwort der Aufseher waren Flüche, sie

machten nicht einmal die Tür auf, vielmehr rasselten sie pausenlos mit ihrem Schlüsselbund, um daran zu erinnern, dass sich das wichtigste Machtinstrument in ihren Händen befand.

Glücklicherweise war Emma eigentlich ein optimistisch veranlagter Mensch. Ihr gelang es, sogar in der Zelle eine Atmosphäre zu schaffen, die man heiter nennen konnte. Oft sang sie mit ihrer sympathischen, weichen Stimme Volkslieder. Manches Mal ging mir ihr Gesang zwar auch auf die Nerven, aber für gewöhnlich beruhigte er meine Gedanken und Gefühle. Mit besonderer Vorliebe sang sie:

Sag' zum Abschied leise Servus,  
und nicht Lebwohl und nicht Ade,  
denn diese Worte tun mir weh.  
Es gibt jahraus, jahrein  
ein' neuen Wein und neue Liebe-  
leien...

Endlich gelang es mir, einige Bücher aus der Gefängnisbibliothek zu bekommen. Es schien mir geradezu schicksalhaft, dass das erste Buch, das ich erhielt, ein Roman war, der während der Französischen Revolution spielte; er handelte von einer jungen Gefangenen, die weit mehr erliden musste als ich bisher.

Leider blieben Emma und ich nicht allein in der Zelle. Die Gefängnisse waren mit Deutschen und Ausländern überfüllt – ein Beweis sowohl für den herrschenden Terror wie für den passiven Widerstand in Deutschland. Sie wussten gar nicht mehr, wohin mit all den Häftlingen. So kam es, dass wir in der winzigen Zelle bald zu fünft hausten; zwei Kroatinnen und eine Serbin waren dazugekommen, ziemlich vulgäre Personen, die nur über unerfreuliche Dinge sprachen, Läuse hatten, schmutzig waren, und deren Haut von einem widerlichen Ausschlag bedeckt war. Unter diesen Umständen war es nicht gerade ein Vergnügen, zu fünft auf den zwei Strohsäcken auf der Erde zu schlafen.

Eine der beiden Kroatinnen bat mich jeden Morgen, ihre Schultern, die von abscheulichen Schwären übersät waren,

mit einer Salbe einzuschmieren. Wer weiss, warum sie ausgerechnet mich dazu auserkoren hatte! Ich wollte es ihr aber auch nicht abschlagen, denn sie war ausgemergelt und heruntergekommen und tat mir leid. Die arme Frau! Mir grauste davor, sie zu berühren und einzucremen, aber ich überwand mich, denn sie dauerte mich sehr und meine Hilfe brachte ihr etwas Erleichterung.

Beinahe jeden Tag war Fliegeralarm, und wir wurden in einen ganz unsicheren Luftschutzkeller gebracht. Ich muss gestehen, dass ich jedesmal grosse Angst hatte. Die Bomben fielen ununterbrochen und sehr nah, weil das Gefängnis dicht beim Bahnhof lag.

Nachts machten die Wachen mehrmals das Licht in der Zelle an, um zu prüfen, ob die Hände der Gefangenen auf der Decke lagen. In letzter Zeit hatten viele versucht, sich das Leben zu nehmen. Eine der Frauen in meiner Zelle war wegen nicht-politischer Delikte bereits 14mal im Gefängnis gewesen und hatte zwei Selbstmordversuche hinter sich. Nach einem Verhör kehrte sie in die Zelle zurück und hatte ein Messer bei sich, um den dritten Versuch zu machen. Glücklicherweise entdeckten wir das Messer rechtzeitig und nahmen es ihr fort.

Am meisten zermürbten mich aber diese nicht endenwollenden Stunden im Gefängnis. Meine Hauptbeschäftigung war, täglich in der Zelle auf und ab zu gehen, wie ein Tier im Käfig. Bis zu 300mal ging ich hin und her und sagte mir dabei die Gedichte her, die ich auswendig konnte. Das half mir, nicht an die Kinder und an meinen Vater zu denken. Manchmal überlegte ich auch, was ich bei einem Verhör sagen würde. Das Verhör fand aber nie statt. Ich hatte mir heimlich einen Bleistift besorgt und mir Wahrsage-Karten angefertigt. Jeden Tag baten mich meine Gefährtinnen, ihnen die Zukunft vorauszusagen. Selbstverständlich war das Ergebnis immer das gleiche: Sie würden am nächsten Tag entlassen werden. Das trat natürlich nicht ein, aber sie richteten dennoch ihren Glauben darauf. Ich versuchte auch, Serbisch zu lernen, aber ohne Erfolg. In der übrigen Zeit las ich.

Nach zehn Tagen erschien der gleiche Gestapo-Mann, der mich ins Gefängnis gebracht hatte. Als erstes bat er mich, die Hotelrechnung zu begleichen – ich wollte meinen Ohren nicht trauen! Ich hatte doch keine Vergnügungsreise gemacht! Ausserdem kam er sich ganz besonders grosszügig vor, als er mir mitteilte, er habe den Schinken und die Würste an die Luft hängen lassen, damit sie nicht schlecht würden; er würde mir etwas bringen lassen, leider sei einiges aber schon verdorben. Mir war sofort klar, dass er log, er hatte gewiss mit Vergnügen die Sachen selbst verzehrt! Er fügte noch hinzu, dass er täglich auf eine Antwort aus Berlin warte, dass ich bald in die Freiheit entlassen würde und dass es den Kindern gut ginge. Ich wusste nicht, was ich ihm überhaupt glauben konnte. War es Taktik, waren es einfach schamlose Lügen, oder stimmte es? Zu guter Letzt kam die grosse Überraschung: Er übergab mir einen Brief meines Bruders Wolf-Ulli aus Berlin! Dann ging er und schloss die Zellentür, die sich nun für längere Zeit nicht mehr öffnen sollte.

Endlich Nachrichten von zu Hause! Ich verschlang Wolf-Ullis Brief regelrecht.

*Berlin, 9. Okt. 44*

«Liebe kleine Schwester,

Gestern erreichte mich die Nachricht von Deiner Verhaftung. Du kannst Dir vorstellen, wie entsetzt ich war. Ich habe mich nun gleich hier bei der Geheimen Staatspolizei erkundigt, und mir wurde gesagt, dass ich an Dich unter der Anschrift Staatspolizeistelle Innsbruck schreiben könnte. Ich habe diese Anschrift auch an Mutti weitergeleitet, die sich sicher auch gleich mit Dir in Verbindung setzen wird. Vielleicht kann sie oder Almuth nach Innsbruck fahren und Sprecherlaubnis bekommen. Man versicherte mir, dass die Kinder in einem guten Kinderheim untergebracht sind und dass Du sie sofort nach Deiner Freilassung wieder bei Dir haben wirst. – Mutti wusste schon von Deiner Verhaftung, weil sie vom Kommandanten in Brazzà, Dannenberg, einen Brief mit der ‚netten‘ Nachricht bekommen hatte. Ich lege

diesen Brief, den mir unsere Mutter schickte, bei. Es besteht kein Zweifel: Der Brief zeigt deutlich, in welchen Zeiten wir leben. Ich denke in grosser Liebe an Dich. Dein getreuer Bruder W U»

Dann las ich Dannenbergs Brief vom 28. September an Mutti:

*28. Sept. 44*

«Sehr verehrte gnädige Frau!

Ich bedaure, Ihnen Ihren Brief an Ihre Tochter zurück-schicken zu müssen, desgleichen ein zweites Schreiben aus Hamburg. Ich bitte Sie, dieses Schreiben weiterleiten zu wollen, da uns die genaue Anschrift fehlt. Sie wollen entschuldigen, dass beide Schreiben geöffnet sind, doch habe ich die unangenehme Aufgabe, die einlaufende Post überwachen zu müssen.

Ich habe nun die Pflicht, Ihnen von den Vorgängen hier zu berichten. Ihre Frau Tochter ist in der Ihnen bekannten unglücklichen Angelegenheit nach Bekanntwerden des Urteils in Untersuchungshaft genommen worden. Ich habe ihr alle möglichen Erleichterungen verschaffen (ich bin der Nachfolger von Oberstlt. Eisermann) und sie auch besuchen können, ihr auch meinen Adjutanten oder einen anderen meiner Herren geschickt. Es gelang mir schliesslich durch meine persönliche Bürgschaft, die gnädige Frau wieder ins Schloss zu holen; sie musste sich die dauernde Anwesenheit meines Adjutanten gefallen lassen, war aber bei ihren Kindern und konnte für die Verwaltungsdinge sorgen. Dann kam plötzlich der Befehl, dass Ihre Tochter mit den Kindern unter Begleitung eines Herrn in Zivil nach Innsbruck zu reisen habe. Ich habe sie selbst in meinem Wagen vorgestern früh zur Bahn gebracht. Die endgültige Adresse weiss ich noch nicht, auch nicht, was man weiterhin mit ihr vorhat. Mir ist nur soviel bekannt, dass dort Vernehmungen stattfinden sollen. Ein etwas unglücklicher Umstand ist dabei, dass Ihre Tochter mit einem italienischen Offizier verheiratet ist, der jetzt auf der Gegenseite kämpft.

Sobald ich etwas Genaueres weiss, werde ich mir erlauben, Ihnen Mitteilung zu machen. Ob Korrespondenz möglich sein wird, glaube ich bezweifeln zu müssen. Immerhin habe ich Ihrer Tochter geraten, den Versuch zu machen, ob mit mir selber ein Briefwechsel möglich ist. – Den Abschied zu schildern, erlassen Sie mir bitte. Aber es ist beachtlich, wie sehr das italienische Personal an Ihrer Tochter hängt! Die Verwaltung hier wird der Schwager Ihrer Tochter beaufsichtigen (es war nicht mein Schwager, sondern Detalmos Vetter, Alvise di Brazzà).

Soweit die bisherigen Vorgänge. Ich empfehle mich Ihnen, sehr verehrte gnädige Frau – ergebenst – Dannenberg Oberstleutnant und Kdr.»

Wolf-Ullis Brief schien mir zwar allzu optimistisch, aber er gab mir auch wieder neue Hoffnung. Vor allem beruhigte es mich, dass nun die ganze Familie von meinem Schicksal und von dem der Kinder wusste. Dannenbergs Brief hingegen irritierte mich. Sein Verhalten war ja ziemlich anständig, aber offensichtlich hatte er auch, so wie die Dinge gelaufen waren, ein schlechtes Gewissen. Was auch immer die Gründe waren, meiner Mutter zu schreiben, so dankte ich es jedenfalls Dannenberg, dass sie Nachricht von meiner Deportation erhalten hatte und meinen Aufenthaltsort kannte. Man muss sich ausserdem darüber im Klaren sein, dass dies alles unter den wachsamen Augen des politischen Offiziers Kretschmann vor sich gegangen war. Ein weiterreichender Schritt hätte Dannenberg offenbar überfordert. Wir lebten in einer Diktatur, und Helden hatten Seltenheitswert.

Im Gefängnis gab es keinerlei Krankenpflege, niemand kümmerte sich um die Kranken. Zum Beispiel hätte eine meiner Zellennachbarinnen dringend von einem Arzt untersucht werden müssen, weil sie ständig an starken Leibschmerzen litt. Immer wieder versuchte ich die Wachen zu überzeugen, dass sie einen Arzt kommen lassen müssten, aber meine Bitten wurden nur mit Geschrei beantwortet. Der Aufseher duzte mich, wurde wütend und zum Schluss schlug er die Zellentür zu und brüllte: «Blöde Kuh! Sei nicht

so frech! Nimm dich bloss in Acht, sonst lass ich dich nach Ravensbrück bringen!» Das war die schlimmste Drohung, die er aussprechen konnte.

Die Tage im Gefängnis schlichen dahin, Stunde für Stunde, eine wie die andere: das Hin- und Her-Tigern in der Zelle, die Wassersuppe mit dem feuchten Brotkanten, das Kartenlesen für die Mitinsassen, die sehnsuchtsvollen Blicke zu dem kleinen Stück Himmel hinter den Gittern am winzigen Fenster hoch oben an der Wand, das ewige Schlüsselgerassel auf dem Flur, die ordinären Flüche der österreichischen Wachen und ihre unverschämten Blicke, wenn wir uns morgens unter ihren Augen wuschen.

Als ich später Gelegenheit hatte, mit ehemaligen Berliner Häftlingen Erfahrungen über die Zeit im Gefängnis auszutauschen, konnte ich Vergleiche zwischen der Gestapo in Süd- und Norddeutschland ziehen. Ich musste feststellen, dass die österreichischen und bayerischen Gestapo-Leute bürokratischer, unhöflicher, strenger und auch brutaler als ihre norddeutschen «Kollegen» waren. Nach meinem Dafürhalten versuchten die Süddeutschen, die berühmte unerbittliche preussische Disziplin und Ordnung nachzuahmen, und vor lauter Angst, dies könnte ihnen nicht gelingen und sie würden nicht ernst genommen, dachten sie sich nur um so strengere, härtere und gemeinere Strafen aus. Um gegen die Beklemmung und die Monotonie anzukämpfen, dachten wir uns manchmal kleine Spässe aus. Zum Beispiel schrieb ich die Wände mit Versen, Schlagworten und Sprichwörtern voll, die einen wenn auch versteckten antinazistischen Inhalt hatten, so folgendes Gedicht von Goethe:

Feiger Gedanke,  
Bängliches Schwanken,  
Weibisches Zagen,  
Ängstliches Klagen  
Wendet kein Elend,  
Macht Dich nicht frei.

Allen Gewalten  
Zum Trutz sich erhalten,  
Nimmer sich beugen,  
Kräftig sich zeigen,  
Rufet die Arme  
der Götter herbei.

Wenn wir morgens über den langen Flur zum Waschen gingen, warf ich verstohlene Blicke in die anderen Zellen, was eigentlich streng verboten war. Durch solche Blickkontakte konnte ich mich mit den merkwürdigsten Leuten «anfreunden». Da war zum Beispiel einer, den ich schon aus dem Luftschutzkeller kannte. Ihm gelang es, sich auf mysteriösen Wegen jeden Tag Knoblauch zu besorgen, und jeden Abend bedeutete er mir, doch in seine Zelle zu kommen, um eine Knoblauchmahlzeit einzunehmen. Aber das blieb ein Kindertraum, wie hätte ich so etwas tun können? Durch seine Vermittlung konnte ich mir Kriminalromane besorgen, die mir wenigstens etwas die Zeit vertrieben. Dieser Häftling, ein Eisenbahner, hatte seinen Hass auf Hitler öffentlich kundgetan. Das war sein einziges «Verbrechen», und es reichte, um ihn mehrere Monate ohne ein Verhör ins Gefängnis zu sperren. Mit den Wachen kam er gut aus, weil er eine so freundliche Art hatte, dass alle ihn sympathisch fanden. Man konnte fast meinen, das Gefängnis sei für ihn ein Ort, um sich auszuruhen, und kaum ein Tag verging, an dem er nicht irgend etwas zu lachen fand oder sich über jemanden lustig machte.

Im Luftschutzkeller machte ich noch zwei weitere interessante Bekanntschaften. Ein Mann war mir durch sein Aussehen aufgefallen, ein Holländer, blond, hochgewachsen, mit blauen Augen, bekleidet mit einer Trachtenjacke und einem Tirolerhut, was ihm ausgezeichnet stand. Er wirkte immer ernst und traurig, und das konnte ich gut verstehen, nachdem er mir seine Geschichte erzählt hatte. Er war zur SS einberufen worden, weil sie grossgewachsene Männer suchten, er lehnte ab, woraufhin sie ihn mit Gewalt holten. Es gelang ihm zu fliehen, aber sie fingen ihn in der Nähe der



holländischen Grenze wieder ein: Jetzt erwartete ihn das Todesurteil oder, wenn er Glück hatte, das Konzentrationslager. Ein anderer Mann, Südtiroler, Sohn eines Hoteliers in Bozen, war völlig ausgemergelt, hatte ein beinahe gespenstisches Aussehen. Er hatte für Deutschland optiert, weil man ihm Arbeit versprochen hatte. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als man ihn kurzerhand ins Gefängnis in Innsbruck sperrte, statt ihm wie versprochen Arbeit zuzuweisen. Vielen Arbeitern aus Südtirol sei es ebenso ergangen, erzählte er. Wie war so etwas möglich? Die Erklärung war: Die Transporte von «Arbeitswilligen» nach Deutschland wurden durchgeführt, bevor die Einstellungs- und Arbeitsbedingungen geklärt waren. Nun fürchteten die Nazis, dass die Leute während dieser Wartezeit ohne Arbeit und möglicherweise ohne Nahrung auf den Gedanken kommen könnten, nach Hause zurückzukehren. Um dies zu verhindern, wurden sie kurzerhand eingesperrt. Der Südtiroler schenkte mir ein paar Zigaretten, und ich brachte ihm, weil er so ausgehungert war, etwas von meinem Schinken.

Am 21. Oktober geschah etwas Besonderes. Ich wurde von der Gestapo auf den Dachboden des Gefängnisses zu meinen Koffern gebracht, die ich in Gegenwart der Wache öffnen sollte. Ich konnte mir saubere Kleidung herausnehmen. Dann bestach ich die Wache mit einigen Zigaretten, damit ich selbst auch ein paar Päckchen mit in die Zelle nehmen konnte. Dabei bemerkte ich voller Wut, dass von den 600 Zigaretten, die ich aus Italien mitgenommen hatte, 300 fehlten. Ebenso vermisste ich den mitgenommenen Tee. Aber was konnte man schon von solchen Leuten erwarten! Das Geld, das ich in das Jackenfutter genäht hatte, war jedenfalls noch vorhanden, wie ich durch einen raschen, verstohlenen Griff feststellte.

Der nächste Tag, der 22. Oktober, war mein Geburtstag, ich wurde 26 Jahre alt. Da öffnete sich morgens die Zellentür, und die Wache sagte: «Du bist frei.» Es schien das schönste Geburtstagsgeschenk meines Lebens – und sollte dann tatsächlich einer der grauenhaftesten Tage meiner Gefangenschaft werden. Ich sammelte meine Sachen zusam-

men, verabschiedete mich von meinen Zellengefährtinnen, die natürlich neidisch waren, und ging zum Gefängnisausgang hinunter.

Unten erwartete mich ein Gestapo-Mann in Zivil, der sich mit den Worten an mich wandte: «Wir werden eine kleine Reise machen!» Ich fragte sofort, wohin es gehen sollte, denn nun machte mich das alles unsicher.

«Ich weiss nur, dass ich Sie nach Schlesien bringen soll.»

«Und meine Kinder?!»

«Wieso? Haben Sie Kinder?»

«Ja, ich habe zwei Kinder. Man hat sie mir bei meiner Verhaftung weggenommen.»

«Tut mir leid, über deren Schicksal weiss ich nicht Bescheid. Ich habe keine Ahnung, wo Ihre Kinder sind. Jedenfalls bitte ich Sie, auf der Reise vernünftig zu sein. Machen Sie keine Szenen, die böse Folgen haben könnten. Im Gegenteil, tun Sie, als ob Sie mich schon lange kennen.» Darauf konnte er lange warten, mehr als unumgänglich nötig wollte ich mich nicht unterordnen.

Man gab mir den Schmuck, die Uhr und das bisschen Geld, das ich bei meiner Inhaftierung abgegeben hatte, zurück, dann liess man mich lange auf einem Flur warten. Glücklicherweise war ich allein, und so konnte ich in meiner grenzenlosen Verzweiflung meinem Weinen freien Lauf lassen. So viele Tränen hatte ich im Gefängnis unterdrückt, immer neue kamen jetzt dazu. Der Gedanke, nichts von den Kindern zu wissen, trieb mich an die Grenze des Wahnsinns. Ich dachte, ich müsste den Verstand verlieren. Mit einem Mal hörte ich auf zu weinen, jemand hatte mich am Arm berührt. Eine Frau, die mein Verhalten aufmerksam gemacht hatte, fragte mich nach dem Grund meines Kummers. Stockend erzählte ich ihr von meinen Kindern, dann berichtete sie von ihrem Schicksal: Sie war Polin und seit Jahren im Gefängnis, wo sie als Putzfrau die Flure reinigte. Die Gestapo hatte sie in Polen verhaftet, gerade als ihr nur wenige Jahre altes Kind nicht bei ihr war. Sie bat die Gestapo, ihr Kind holen zu dürfen, um es mitnehmen zu können. Dies wurde abgelehnt mit der Begründung: «Was küm-

mert uns Ihr Kind? Stellen Sie sich vor, jede Mutter würde erst ihr Kind holen, bevor sie ins Gefängnis geht. Wir haben keine Zeit für solche Sentimentalitäten. Gehen wir! Kommen Sie mit!» Sie hatte in all den Jahren nichts mehr von ihrem Kind gehört, weder wo es war noch wie es ihm ging... Die arme Frau! So gelang es ihr, mich zu beruhigen, weil mir klar wurde, wie viele Menschen ebenso litten wie ich, und dass nicht wenige ein noch viel grausameres Schicksal tragen mussten.

Gerade rechtzeitig fand ich meine Beherrschung wieder. Der Gestapo-Mann von vorhin kam in Begleitung einer Frau auf mich zu, beide in Zivil. Sie hatten offensichtlich Angst, ich könne fliehen. Lächerlich! Wohin hätte ich mich denn wenden sollen! Auf dem Innsbrucker Bahnhof mussten wir lange auf dem Bahnsteig warten. Meine beiden Bewacher unterhielten sich so angeregt, dass ich ihnen den Rücken zukehren konnte, und wieder fing ich an zu weinen. Meine Verzweiflung war unendlich, ich konnte meiner Tränen einfach nicht mehr Herr werden. Ich fühlte mich so ohnmächtig in den Händen dieser Verbrecher! Weit fort von den Kindern schickten sie mich, die weiss Gott wo waren. Es gab keine Möglichkeit, etwas von ihnen zu erfahren. Von Zuhause hatte ich auch keine Nachricht. Es war für mich das absolute Grauen. Schliesslich fuhren wir in einem heillos überfüllten Zug ab.

Die Mitreisenden waren fast nur Flüchtlinge, Menschen, die alles verloren hatten und einem unbekanntem Schicksal entgegenfuhren, arm und ausgehungert, auseinandergerissene Familien, in den Herzen eine machtlose Wut auf diesen sinnlosen Krieg. Die Züge hatten 20 und noch mehr Stunden Verspätung, und wir mussten mehrmals umsteigen. In dem unbeschreiblichen Durcheinander gelang es mir, dem Schicksal eine Botschaft anzuvertrauen. Meine Bewacher hatten mir erlaubt, auf dem Trittbrett vor dem Abteil etwas Luft zu schnappen. Dort stand eine freundliche Frau, der es gelang, mir ein Blatt Papier und einen Bleistift zu verschaffen. Auf die eine Seite schrieb ich die Adresse meiner Mutter, auf die andere, dass man mich nach Osten brächte und

ich keine Nachricht von den Kindern hätte. Als wir wieder einmal an einem Bahnhof hielten, warf ich den Zettel auf die Gleise. Tatsächlich erreichte meine Mutter diese Botschaft per Post. Irgendein freundlicher Mensch muss den Zettel gefunden, gelesen und abgeschickt haben.

Während der langen Aufenthalte auf den traurigen Bahnhöfen, die grossenteils stark beschädigt waren, hatte ich Gelegenheit, all die Menschen, die nun seit vier Jahren diesen Krieg erlebten, zu beobachten. Auf den ersten flüchtigen Blick konnte man glauben, dass der Zusammenbruch unmittelbar bevorstünde. Die Frauen waren schlecht gekleidet, ihre Mimik nervös und ihre Gesichter scharf gezeichnet, das Eisenbahnpersonal war ausschliesslich weiblich. Es war ein Hin- und Herschieben von Menschenmassen wie nie zuvor. Ganze Dörfer und Städte von Flüchtlingen bewegten sich von Osten nach Westen, während die Truppen von Westen nach Osten verlegt wurden – dies alles scheinbar in einem unglaublichen Durcheinander. Aber wenn man genauer hinschaute, entdeckte man etwas anderes. Wenn auch die Züge mit grosser Verspätung ein- und ausfuhren, so funktionierte doch alles, so hatte man sich offenbar doch in der Situation eingerichtet. Ich sah Soldaten und Offiziere, die seelenruhig Fronturlaub nahmen, als ob auf der Kriegsbühne alles normal sei. Da die Züge, auch auf den Gängen, total überfüllt waren, mussten die Reisenden durch die Fenster einsteigen, aber immerhin, man fuhr. Zu meinem Entsetzen sah ich unzählige 15-, 16jährige junge Burschen, die einberufen worden waren und zur Front fuhren. Sie wirkten müde, bar jeglicher Begeisterung, hatten einen tieftraurigen Ausdruck in ihren blassen Gesichtern; gezwungen, für Ideale zu kämpfen, die dem Untergang geweiht waren. Mir kam es so vor, als trüge jeder von ihnen auf der Brust unsichtbar dieses Schild mit der Aufschrift, das man auf allen Bahnhöfen und Plätzen lesen konnte: «Alle Räder müssen rollen für den Sieg». Welch ein Verbrechen beging Hitler an Deutschland! Welch ein unvergleichlicher Egoismus zwang ihn, das ganze Land mit sich in den Abgrund zu reissen, um nicht alleine unterzugehen. All das schien mir

immer offensichtlicher in einem tragischen Licht. Diese jungen Leute konnten nicht fröhlich sein, keine Scherze, kein Gelächter... Man konnte meinen, sie hätten jede Hoffnung auf bessere Zeiten aufgegeben, als warteten sie nur noch auf den Tod und blickten entsetzt auf den Zusammenbruch um sie herum.

Unter ständigen Luftangriffen reisten wir drei Tage lang bis Reinerz, einem Ort in der Nähe Breslaus, im Böhmerwald gelegen. Meine Wachen hatten mir aus unerfindlichen Gründen diesen Bestimmungsort verschwiegen.

## 7.

### *Im Hotel Hindenburg-Baude bei Reinerz*

Am Bahnhof von Reinerz empfing mich ein Obersturmführer mit der typischen übertriebenen und schmierigen Höflichkeit; sogar einen Handkuss gab er mir. Diese Geste von solch einem Mann! Unerträglich! Zu meiner grössten Verwunderung fuhr er mich mit einem kleinen Privatauto zu einem hübschen, im Wald gelegenen Hotel namens Hindenburg-Baude.

Kaum angekommen, stellte mich der Offizier einem Bruder und einer Schwester Stauffenberg vor. Als ich diesen Namen hörte, war mir sofort klar, dass ich mit ihnen bis zum Kriegsende in Gefangenschaft bleiben würde. Später trafen noch andere Häftlinge ein. Bald bestand die Gruppe aus acht Stauffenbergs, sechs Goerdelers, drei Hofackers, dem Ehepaar Kuhn und Fräulein Gisevius. Aus meiner Familie war ich die einzige. Es waren also ausschliesslich Familienmitglieder der Verschwörer des 20. Juli, durchwegs sympathische Menschen. Von ihnen erfuhr ich erste Einzelheiten über den Ablauf des Attentats auf Hitler, und Ilselotte von Hofacker konnte mir endlich mitteilen, wie es meiner Familie ging. Sie war die Frau von Oberstleutnant Caesar von Hofacker, der in Paris zusammen mit seinem Vorgesetzten, General von Stülpnagel, verhaftet worden war. Nach ihren Informationen waren meine Mutter und meine Schwester am gleichen Tag wie mein Vater verhaftet worden. Man habe sie aus unserem Haus in Ebenhausen abgeholt und in München ins Gefängnis gesperrt; sie blieben nur zehn Tage dort, weil mein Bruder Wolf-Ulli die Gestapo in Berlin überreden konnte, sie wieder nach Hause gehen zu lassen. Er musste versprechen, dass sie sich jeden Morgen bei der Polizei in Ebenhausen meldeten.

Bei der Gestapo in Berlin fragte Wolf-Ulli, warum man, statt seine Mutter und seine Schwester zu verhaften, nicht

ihn selbst, der von allen Familienmitgliedern doch den engsten Kontakt zu seinem Vater gehalten habe, verhaftet hätte. Die Gestapo, an solch mutige Äusserungen nicht gewöhnt, war so überrascht und verwirrt über diese Frage, dass sie auf der Stelle meine Mutter und meine Schwester freilassen, ohne jedoch Wolf-Ulli zu verhaften – ein wirklich seltener Fall!

Ilselotte hatte man ihre drei kleineren Kinder fortgenommen, während die beiden älteren, ein 15jähriger Junge und ein 13jähriges Mädchen, bei ihr bleiben konnten. Aus geheimen Quellen hatte sie die Information, dass die meisten Kinder, die ihren Eltern im Zusammenhang mit dem 20. Juli fortgenommen worden waren, in einem Kinderheim in Bad Sachsa im südlichen Harz untergebracht waren. Ob auch meine Kinder dort waren? Es war nicht sehr wahrscheinlich, weil sie mir die Kinder zu einem späteren Zeitpunkt als den anderen Müttern weggenommen hatten. Aber wo konnten Corradino und Robertino dann sein? Ich war ausser mir! Ilselotte Hofacker, eine schöne Frau um die 40, war stets guter Dinge, aber auch energisch. Ihr Herz war von purem Gold. Über das Schicksal ihres Mannes war sie sich im unklaren, da sie bisher noch keine offizielle Nachricht von seinem Tod erhalten hatte. Sie behielt ihren Kummer für sich, weil sie ihre beiden Kinder, die bei ihr waren, nicht beunruhigen wollte. Ihr Sohn Eberhard war vom Schicksal so hart angepackt worden, dass er viel zu ernst wirkte. Man spürte, dass er sehr litt, andererseits fühlte er sich aber auch für Mutter und Schwester verantwortlich. Auch seine Schwester Annele, ein sehr hübsches Mädchen, hatte einen ernsten, in sich gekehrten Ausdruck in ihren auffallend schönen Augen.

Mein Hotelzimmer, das ich allein bewohnte, hatte einen herrlichen Blick auf die Wälder. Nachdem ich meine Koffer ausgepackt hatte, las ich die beiden Briefe, die man mir – welch ein Wunder! – aus dem Innsbrucker Gefängnis nachgeschickt hatte. Der eine war von Grossmutter.

*Ebenhausen, 22. Oktober 44*

«Meine geliebte Li,  
habe tausend Dank für Deinen lieben Brief vom 2. Oktober. Ich war sehr gerührt darüber, dass Du meines uralten Geburtstags in dieser schweren Zeit gedacht hast, noch dazu aus dieser schmerzlichen Trennung von Deinen lieben, herzigen Bübchen heraus. Hoffentlich kannst Du wenigsten hie und da Nachricht von ihnen bekommen. Und wie gerne würden wir Dir etwas Liebes tun, z.B. Dir etwas zur Stärkung schicken. Wenn Du Erlaubnis hast, so schreibe mir über diesen Punkt. .. Hast Du erfahren, dass Almuth und Dieter hofften, Dich letzten Mittwoch im Innsbrucker Gefängnis zu besuchen? Leider wurde ihnen dort gesagt, dass Du bereits woanders hingebracht worden seist.\* Wohin wohl? ... Ich segne Dich in grosser Liebe. Deine alte Grossmutter.»

Der andere Brief war von Lotti:

*Hamburg, 22. Okt. 44*

«Mein lieber Hase, einsam und verlassen bist Du und doch nicht alleine. Alle, die dich lieb haben, sind bei Dir, nicht nur heute, sondern jeden Tag. Da fliegen so viele warme innige Wünsche aus tiefstem Herzen zu Dir, so manches Gebet schliesst Dich mit ein, und über uns breitet sich doch Gottes Hand, wenn es auch im Augenblick bitter schwer ist, noch daran zu glauben ... Mein lieber tapferer Kämpfer, einsames kleines Geburtstagskind, es denkt in Liebe und Fürbitte an Dich  
Deine alte Lotti.»

In beiden Briefen stand kein Wort über Papa! Nicht einmal Ilselotte hatte einen Hinweis, und keiner aus meiner Familie hatte mir mitgeteilt, dass er hingerichtet worden wäre. Lebte er vielleicht noch? Ich gab die Hoffnung nicht auf.

\* Viel später haben wir die Daten meiner Abfahrt aus Innsbruck und dem fehlgeschlagenen Besuch von Almuth und Hans-Dieter verglichen und festgestellt, dass ich zum Zeitpunkt ihrer Ankunft noch gar nicht fort war. Die Erklärung ist wohl, dass man ein Zusammentreffen verhindern wollte.



Von vornherein fühlte ich mich am stärksten der Familie Stauffenberg verbunden, die mir alle sehr sympathisch waren. Ganz besonders anziehend fand ich Alexander, den Bruder Claus Stauffenbergs, der die Aktentasche mit dem Sprengstoff in der Nähe Hitlers deponiert hatte. Alex war ungefähr 40 Jahre, hochgewachsen, mit markantem Profil und grauen Schläfen. Er trug immer noch die Uniform eines Reserveoffiziers. Man hatte ihn in Griechenland, wo er sich mit seinem Regiment befand, verhaftet. Eigentlich war er Professor für Alte Geschichte an der Universität München. Er war so gross, dass er sich jeden Tag, wenn er ins Esszimmer kam, bücken musste, um nicht an den Türrahmen anzustossen. Er war charmant und warmherzig, zweifelsohne ein Mann, der auffiel, dabei aber weniger stark, als er auf den ersten Blick wirkte. Er entdeckte ständig die komischen Aspekte an Menschen und Situationen, und weil ich genauso veranlagt war, wandte er sich bei den Mahlzeiten mit seinen komischen oder bissigen Bemerkungen gern an mich. Meinen Tischnachbarn, Herr und Frau Kuhn, waren unsere Albernheiten sehr fremd. Sie waren sehr ernst, sie beinahe stets traurig, weshalb sie von uns allen bis zuletzt «Mater dolorosa» genannt wurde. Es war grausam und ungerecht von uns, sie so zu nennen, denn die Kuhns hatten allen Grund zur Sorge: Nach dem misslungenen Attentat hatte ihr Sohn sich versteckt, und sie wussten rein gar nichts von ihm, nicht einmal, ob er noch lebte. Dabei war er ihr einziges Kind. Woher sollte die arme Frau auch die Kraft nehmen, fröhlich zu sein?

Eines Tages fiel mir auf, dass Alex Dantes «Inferno» auf italienisch las, obwohl er die Sprache doch gar nicht konnte. Zu meinem Erstaunen erklärte er mir, dass seine perfekten Lateinkenntnisse und die englischen Anmerkungen ihm für das Verständnis seiner Lektüre von grossem Nutzen seien. Obwohl mit einem Italiener verheiratet, hatte ich die «Göttliche Komödie» selbst noch nicht gelesen, und das war mir eigentlich recht peinlich. Alex lieh mir das Buch, und ich war begeistert von der Schönheit dieser Sprache. Alex, der ab und zu zum Italienisch-Unterricht kam, den ich einigen

Leuten aus unserer Gruppe auf deren Wunsch hin gab, tat sich mit dem Italienischen tatsächlich sehr leicht, was er seinen gründlichen Kenntnissen des Lateinischen und Griechischen zuschrieb. Die SS erlaubte uns, täglich ohne Bewachung einen Spaziergang durch den Wald zu machen; nach einer Stunde mussten wir uns bei ihr zurückmelden. Die Möglichkeit zu fliehen bestand für uns ohnehin nicht: Wir hatten keine Papiere und keine Verbindung zur Bevölkerung, vor allem aber auch keine Ahnung, wo wir eigentlich waren. Alex und ich bemühten uns, bei diesen täglichen Gängen nur italienisch zu sprechen. Um ihn zum Sprechen zu ermutigen, stellte ich ihm viele Fragen und erfuhr dadurch einiges aus seinem Leben und dem seiner Familie.

Alex hing sehr an seinen toten Brüdern. Sein Zwillingbruder Berthold hatte mit 26 Jahren als Anwalt am Haager Internationalen Gerichtshof begonnen. Anfang des Krieges wurde er als Reserveoffizier der Marine eingezogen und bearbeitete Seerechtsangelegenheiten. Da er zum Widerstand gehörte, aber auch seines Namens wegen wurde er am 10. August 1944 hingerichtet. Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Claus, der Attentäter, hatte eine brillante militärische Karriere gemacht, war Anfang 1943 als Major in Afrika schwer verwundet worden und im Juli des gleichen Jahres dann zum Stabschef des Befehlshabers des Ersatzheeres ernannt worden. In dieser Position, in der er oft mit Hitler zusammentraf, war er der richtige Mann zur Durchführung des Attentats.

Alex schilderte mir seine Jugend und das harmonische Leben bei ihnen zu Hause. Alle drei Brüder waren sehr musikalisch veranlagt, der eine spielte Violine, der andere Bratsche und Alex Klavier. Sie gründeten ein recht erfolgreiches Trio. Später gehörten sie zum George-Kreis. Der Umstand, dass sie den Dichter «Meister» nannten, veranlasste übrigens die Gestapo, den entführten Kindern aus der Stauffenberg-Familie den Namen «Meister» zu geben. Tatsächlich erfand die Gestapo für all diese Kinder neue Nachnamen, denn infolge eines Befehls von Hitler sollten

die Namen «all dieser Verbrecher», wie er sie nannte, für immer aus der Geschichte getilgt sein.

Alex erzählte mir auch ausführlich von seiner aussergewöhnlichen Frau Lita, von der ich schon viel gehört hatte. Als hervorragende Fliegerin arbeitete sie an der Verbesserung der Möglichkeiten von Nachtlandungen. Weil dies ein militärisch wichtiger Bereich war, sahen sich die Nazis auf ihre Mitarbeit angewiesen. Sie hatte sich bereit erklärt, mit denjenigen weiterzuarbeiten, die ihre Familie eingekerkert oder sogar umgebracht hatten, weil sie völlig zu Recht der Auffassung war, mehr für ihre Familie tun zu können, wenn sie auf freiem Fuss lebte. Sie durfte Alex regelmässig besuchen und war so die einzige Verbindung zwischen uns Gefangenen und der Welt draussen, und das war für uns sehr wichtig.

Auch ich erzählte Alex aus meinem Leben und von meiner Familie, und seine genauen Nachfragen halfen mir dabei. Diese langen Unterhaltungen, die Faszination, die dieser Mann ausstrahlte und das Gefühl gegenseitiger Freundschaft liess mir das, was ich an den Deutschen immer geliebt hatte, wieder zu Bewusstsein kommen. Wie alle Diplomatenkinder war auch ich von einem Land zum nächsten gezogen; dann heiratete ich nach Italien, meinem neuen Vaterland, in dem ich mich rasch zu Hause fühlte. Wenn man meine Familie ausnimmt, hatte ich von meinem ursprünglichen Vaterland nur unangenehme und sogar schmerzliche Seiten zu spüren bekommen, die eben mit diesem besonderen historischen Abschnitt verknüpft waren: der Zeit des Nationalsozialismus, die für mich persönlich Verhaftung und Trennung von meinen Kindern bedeutete.

Alex war der erste Mensch, der mir trotz der schrecklichen Lage, in der wir uns befanden, die positiven Aspekte meines ursprünglichen Vaterlandes in Erinnerung brachte, seine Bedeutung in der Kunst, seine humanistische Kultur, seine intellektuelle Lebendigkeit und moralische Redlichkeit. Er begeisterte sich sehr für Lyrik, rezitierte oft meisterhaft seine Lieblingsgedichte und versuchte sich auch selbst in dieser Kunstform.

Während der eintönigen Tage in der Hindenburg-Baude

mit den ständigen schmerzlichen Gedanken an jene, die uns bereits verlassen hatten, an die Greuel, die uns womöglich noch erwarteten und die ungewisse Zukunft meiner Kinder, waren unsere Unterhaltungen und unser gegenseitiges Verständnis von unschätzbarem Wert. Im Verlauf dieser schweren Zeit wurde mir immer deutlicher, wieviel eher Leid und Gefahr in freundschaftlicher Gemeinschaft zu ertragen sind als alleine.

Es war erst der Kern eines später sehr viel grösseren Kreises von Leidensgefährten, den man in der Hindenburg-Baude festgesetzt hatte: Von der Familie Stauffenberg auch Vettern und Kusinen, die weder etwas mit dem 20. Juli zu tun noch mit den unterschiedlichen Gruppen des deutschen Widerstands Verbindung gehabt hatten. Sie waren einzig und allein deshalb verhaftet worden, weil sie den gleichen Namen trugen. Clemens, das Familienoberhaupt, hatte sich wegen eines schweren chronischen Herzleidens in Oberstdorf zur Kur befunden und, obwohl er nicht transportfähig war, brachte ihn die SS zur Hindenburg-Baude, wo er seine Frau Elisabeth wieder traf, die schon früher verhaftet worden war und zunächst ins Münchner Gefängnis Stadelheim gesperrt worden war. Obwohl Elisabeth ihren Mann in der Kur in Sicherheit geglaubt hatte, freute sie sich doch sehr, ihm wieder nahe zu sein, und für Clemens waren Mut und Zuversicht seiner Frau geradezu lebenswichtig. Die beiden, schlank und hochgewachsen, waren ein auffallendes Paar: Clemens war eher still und schüchtern, Elisabeth hingegen hatte viel Witz und Fröhlichkeit. Drei ihrer Kinder hatten sie bei sich, der älteste Sohn war vor zwei Jahren gefallen. Die 30jährige Tochter Gaggi arbeitete unermüdlich von früh bis spät für ihre Familie. Sie bereitete den Tee und die Medikamente für den kranken Vater, besserte die Wäsche ihrer Brüder aus, kochte für den Vater die Diätkost extra. Sie war immer in Bewegung, tröstete alle mit einer bewundernswerten Geduld und stellte sich selbst ganz zurück. Sie kümmerte sich auch sehr um das Wohlergehen der Kuhns, deren Sorge um den verschollenen Sohn sie teilte, denn er war ihr Bräutigam.

Markwart, Gaggis sehr intelligenter 24-jähriger Bruder, hatte schon in Dachau die gestreifte Häftlingskleidung getragen. Durch seine geschorenen Haare wirkte er völlig entstellt, und es dauerte lange, bis dieses entwürdigende Merkmal verschwunden war. Mit dem zweiten Bruder, Otto Philipp, der mit seinen 18 Jahren der jüngste war, verstand ich mich besonders gut. Er war sehr rücksichtsvoll, sanft, ein empfindsamer Träumer und Idealist.

Zu guter Letzt war da noch Markwart senior, Clemens' Bruder, den wir alle «Onkel Moppel» nannten, ein eleganter Kavallerieoffizier, der noch wie Alex seine Uniform trug. Er war Oberst, um die 55 Jahre alt und hatte ein Herz aus Gold; wir liebten ihn alle sehr. Er hielt sich immer bei Clemens' Familie auf, da weder seine Frau noch seine Kinder, über deren Schicksal er nichts wusste, bei ihm waren.

Zum engsten Kreis der Familie Stauffenberg gehörten ausser Alex Mika Stauffenberg und Anni Lerchenfeld. Mika war die Frau von Berthold, dem Zwillingbruder von Alex, der nach dem Attentat hingerichtet worden war. Sie war Deutsche, aber in Russland geboren, und hatte schon sehr früh die Grauen der russischen Revolution erlebt, bis es ihren Eltern endlich gelang, aus Russland zu fliehen.

Anni Lerchenfeld, «Tante Anni», war die Schwiegermutter von Claus Stauffenberg, um die 60 Jahre alt und baltischer Herkunft, eine sehr originelle, von Geist und Vitalität überschäumende Frau. Wie Markwart kam auch sie aus dem KZ, und zwar aus Ravensbrück. Sie erzählte endlos von ihrer Zeit in Russland, als ihr Mann in einer Festung eingesperrt war und sie Tag und Nacht unterhalb der Festungsmauern wartete, um ihm bei der Flucht, die schliesslich gelang, behilflich sein zu können. Mit riesigen Pantoffeln und ganz ärmlich in schwarz gekleidet traf man sie in den Korridoren an. Das Gewand hing an ihrem mageren Körper herab. Obwohl sie eine starke Persönlichkeit war, gingen wir ihr lieber aus dem Weg, denn sie liess niemanden zu Wort kommen. Sie hatte eine so blühende Phantasie, dass man nicht wusste, was stimmte und was erfunden war.

In der Hindenburg-Baude hatte man auch mehrere Ange-

hörige der Familie Karl Friedrich Goerdelers festgesetzt, des ehemaligen Bürgermeisters von Leipzig und Haupt des zivilen Widerstands gegen das Hitlerregime, der sich so mutig für den Umsturz eingesetzt hatte. Da die Gestapo versuchte, die Namen anderer Verschwörer aus ihm herauszupressen, sass er noch im Gefängnis, aber über sein endgültiges Schicksal konnte es keine Zweifel geben. Seine Frau Anneliese litt physisch und psychisch sehr. Ihre Tochter Marianne, 27 Jahre alt, war eine sehr intelligente und ernste junge Frau, und die 15jährige Schwester Benigna war zwar immer guter Laune, aber viel zu jung für all das Missgeschick, das sie bewältigen musste, ebenso wie ihre gleichaltrige Kusine Jutta. Dann war da noch Irma, die Frau von Anneliese Goerdelers ältestem Sohn, von dem sich jede Spur verloren hatte. In unserer Gruppe hatte jeder ein anderes, hartes Schicksal zu tragen, aber wir vier Frauen, Mika Stauffenberg, Ilselotte Hofacker, Irma Goerdeler und ich litten gemeinsam unter der furchtbaren Sorge, nicht zu wissen, was aus unseren Kindern geworden war.

Zur Goerdeler-Familie gehörte auch Dr. Bogislav Goerdeler, der Bruder Carl Friedrich Goerdelers, der auf mich anfangs den Eindruck eines unverbesserlichen Brummbärs machte und der auch zweifelsohne kein Mann vieler Worte war. Aber mit der Zeit merkte ich, wieviel Intelligenz, Geist und Humor sich hinter der rauhen Schale verbarg.

Annelise Gisevius, die Schwester von Hans Bernd Gisevius, war nach dem 20. Juli wegen der Flucht ihres Bruders in die Schweiz als Geisel genommen worden. Sie hatte keine Kleidung ausser dem hauchdünnen Sommerkleid, in dem sie verhaftet worden war, weshalb sie ständig fror. Sie fühlte sich sehr alleine und überschüttete uns gerade deshalb mit Liebenswürdigkeiten, was uns wiederum sehr bedrängte. Vor allem aber befürchteten wir, dass ihr ewiges Geplapper uns bei der SS verraten könnte.

Bevor man uns in Reinerz zusammenfasste, hatten die Mitglieder unserer Gruppe die gleiche besondere Behandlung erfahren – ausser mir, Markwart Stauffenberg und Anni Lerchenfeld. Sie waren in Einzelhaft genommen und

mit Respekt behandelt worden. Man bezeichnete sie als «Ehrenhäftlinge», später nannte man uns häufiger «Sippenhäftlinge», ohne dass diese Änderung der Bezeichnung für das Verhalten uns gegenüber irgendeine Bedeutung hatte. In der Hindenburg-Baude durften wir keinen Kontakt zur Bevölkerung aufnehmen. Unser Aufenthaltsort war von der SS aus diesem Grund gewählt worden: weit ab von der Strasse, auf einem Hügel, umgeben von Tannenwald. Früher war unser Hotel ein Ausflugsziel für die Reinerzer und Breslauer gewesen. Jetzt hing am Hoteleingang ein grosses Schild, auf dem «Geschlossen» zu lesen war.

Dennoch muss in Reinerz durchgesickert sein, wer da in dem Hotel wohnte. An manchem Sonntag kamen Ausflügler mit dem offenbar einzigen Ziel, die Fenster des Gebäudes neugierig zu beobachten. Ein Herr brachte es eines Tages sogar fertig, uns zu «bedrohen». Er richtete seine geballte Faust auf unsere Fenster und sagte: «Man muss endlich Schluss machen mit diesem Gesindel!» Aber da er sehr leise sprach und vorsichtig um sich schaute, begriffen wir, dass er in Wirklichkeit die Nazis meinte.

Die Besitzerin des Hotels, eine Polin, war sehr schlau; heute war sie mit der SS einig, aber morgen hätte sie sich ebensogut mit jeder anderen Macht verständigt. Sie liess erkennen, dass sie in ihrem Innersten unsere Beherrscher ablehnte. Die SS-Leute, unsere Bewacher, liessen uns in Ruhe. Es gab keine Verhöre, und eigentlich bekamen wir sie kaum zu Gesicht. Aber wir wagten nicht, mit der Hotelbesitzerin offen zu sprechen, da sie ebensogut ein Spitzel sein konnte. Ihre Bediensteten waren Kriegsgefangene, Polen und Russen, mit denen sich Mika und Anni manchmal heimlich unterhielten; sie beobachteten den Verlauf des Krieges mit grosser Freude, denn wenn die Dinge sich weiter so entwickelten, würden sie bald zu ihren Familien zurückkehren können.

Ein ganzer Monat verging in dieser etwas unheimlichen Ruhe.

## 8.

### *Von Reinerz nach Stutthof*

Am Morgen des 30. November klopfte es plötzlich an unsere Türen. Die SS-Wachen riefen: «Ihr werdet woandershin transportiert!» Um sieben Uhr sollten wir fertig sein. Der Ausdruck «Transport» machte uns sehr misstrauisch. Natürlich sagte man uns weder, warum wir fortmüssten, noch, wohin die Reise gehen würde. Die meisten von uns Frauen gerieten in grosse Aufregung.

Glücklicherweise konnte ich all meine Sachen in einem einzigen Koffer unterbringen, denn der andere fiel vor Altersschwäche schon auseinander. Der übriggebliebene Koffer war dermassen vollgestopft, dass ich ihn nur mit der Hilfe von Otto Philipp schliessen konnte, eine Hilfe, die ich bis zum Ende unserer Odyssee noch oft in Anspruch nehmen musste. Wie bei den Gefangenentransporten üblich, liess man uns dann doch lange warten. Zu guter Letzt kamen zwei Lastwagen, einer für uns, der andere für das Gepäck. Auf dem knatternden Vehikel wurden uns alle Gliedmassen durchgerüttelt. In Reinerz mussten wir aussteigen, es erwarteten uns 21 Uniformierte, so dass auf jeden von uns ein bewaffneter Mann kam! Einfach lächerlich! Jetzt waren wir also wieder richtige Gefangene, das Leben im Hotel hatte uns das schon fast vergessen lassen. Die Hoffnung, in ein anderes Hotel verlegt zu werden, schwand zusehends, und in gleichem Masse steigerte sich unsere Furcht, in ein KZ gebracht zu werden.

Um den für uns bestimmten Waggon dritter Klasse zu erreichen, mussten wir über die Gleise gehen, zwischen zwei Reihen von Soldaten hindurch, die das Gewehr auf uns gerichtet hielten. Ich fand es mehr komisch als beängstigend. Natürlich war das Abteil für 21 Personen viel zu klein, wir mussten uns ganz eng aneinanderdrängen, so dass sich keiner mehr rühren konnte. Die Fenster waren vergittert



und plombiert. Die Luft war bald schier zum Ersticken. Der Waggon mit dem Gepäck und der Militäreskorte war an unseren angekoppelt. In unserem Waggon wechselten sich regelmässig zwei Wachposten ab. Es schienen einigermaßen verträgliche Leute zu sein,»weil sie nicht der SS angehörten. Verzweifelt versuchten wir herauszubekommen, wohin sie uns bringen würden, und schliesslich erfuhren wir, dass wir uns auf dem Weg nach Danzig befanden, besser gesagt auf dem Weg zum Ende der Welt, nämlich in die Nähe der russischen Front. Im Fall des totalen Zusammenbruchs konnten wir leicht in die Hände der Russen fallen, und dann würden wir wohl in Sibirien landen – dann, so dachte ich, wäre es fast noch besser, sofort von den Nazis erschossen zu werden.

Nach unendlich vielen Unterbrechungen trafen wir in Breslau ein. Dort mussten wir wiederum warten, weil sämtliche Gleise durch die Truppentransporte belegt waren. Wir waren zum Umfallen müde. Schliesslich wurden wir «ausgeladen» und wie eine Herde von Schafen zu einem für Gefangene bestimmten riesigen Raum neben dem Bahnhof getrieben. Es herrschte eine eisige Kälte. Man warf uns Holz hinein, mit dem wir einen winzigen Ofen heizen konnten, dann drehte sich der Schlüssel im Schloss um. Bald war die Luft zum Schneiden, wir konnten kaum noch atmen. Zuerst schauten wir uns alle an, ohne ein Wort zu sagen, aber dann schwirrten die Stimmen nur so durcheinander, weil jeder aufgeregt seine Meinung loswerden wollte.

Nach langem Bitten und Flehen durch die geschlossene Tür gaben uns die Wachen ein wenig heissen «Kaffee» und «Brot». Dann konnten wir uns endlich ausstrecken. Wir legten uns auf den Fussboden und auf die Bänke, die entlang der Wände standen. Auf einer Seite des Raumes befand sich eine Toilette, jedoch ohne Tür. Iselotte und ich hängten eine Decke davor, die aber die «Benutzer» nur zum Teil verdeckte. Man konnte ihren Oberkörper sehen, und das brachte uns natürlich zum Lachen. Um unsere Nervosität zu bekämpfen, erzählten wir uns gegenseitig lustige Geschichten und Witze. Lotte Hofacker und ich nutzen diesen Mo-

ment, um uns hinter die Decke des Klos niederzuducken und trotz Dr. Goerdelers strengem Rauchverbot – dies um Clemens zu schützen – eine Zigarette zu rauchen. Wir hatten ein sehr schlechtes Gewissen, aber dennoch genossen wir diese Zigarette ganz besonders, vielleicht gerade weil es verboten war; zu unserer Entschuldigung ist zu sagen, dass der Ofen ja auch entsetzlich rauchte! Der alte Dr. Goerdeler, der sich mit einem Minimum an Medikamenten um unsere ärztliche Versorgung kümmerte, konnte dem herzkranken Clemens Stauffenberg, der nur mit grösster Anstrengung atmete, kaum helfen.

Bevor ich mich niederlegte, betrachtete ich den armseligen Schlafraum und uns Häftlinge; es war ein erschütterndes Bild. Obwohl unsere Gefangenschaft noch nicht lange dauerte, waren die meisten gesundheitlich und im Aussehen schon sehr heruntergekommen. Nur ihr Sinn für Haltung und ihre Selbstbeherrschung, Dinge, die sie in frühester Jugend gelernt hatten, waren unverändert. «Onkel Moppel» sass aufrecht an die Wand gelehnt auf einer der Bänke in seiner Oberstuniform. Er war eingeschlafen, nur sein Kopf war ihm auf die Brust gesunken. Neben ihm sass Elisabeth, den Kopf leicht an seine Schulter gelegt, auch sie schlief. Morgens um vier Uhr wurden wir geweckt. Man trieb uns in unseren Waggon zurück, dann fuhren wir einen Tag und eine Nacht durch. Die Soldaten waren durch SS-Leute ersetzt worden. Sie machten uns mit ihren Bemerkungen beinahe verrückt, denn sie redeten so, als wären sie überzeugt, dass wir dem Tod entgegengingen. So forderte uns einer auf: «Es wird klüger sein, dass ihr all eure Vorräte aufesst. Man kann nie wissen...» Vor dem Schlafengehen ermahnte uns ein anderer: «Bitte, bleibt ganz ruhig. Setzt euch hin und versucht, etwas zu schlafen. Das wird das beste für euch sein...» Fragend schauten wir einander an.

Viele von uns assen tatsächlich ihre Vorräte auf, andere jedoch, darunter ich selbst, behielten etwas zurück – zum Glück, denn dieses Wenige sollte uns noch von grossem Nutzen sein. Bei den Worten der SS-Leute lief es uns eiskalt den Rücken herunter, aber keiner mochte es dem anderen

gestehen. Am nächsten Morgen kam es zu einem Auftritt, dessen Ursache nur verstehen kann, wer die tiefen Wurzeln militärischer Tradition in Deutschland kennt. «Onkel Moppel» und Alex massen natürlich den Uniformen, die sie trugen, nicht die Bedeutung bei, die sie früher einmal besessen hatten. Nach dem Irrsinn, den Hitler ausgelöst hatte, fühlten sie sich der Wehrmacht nicht mehr zugehörig, die für sie Ehre, Disziplin und Ritterlichkeit bedeutet hatte. Aber sie waren sich dennoch bewusst, dass sie trotz allem noch «Uniform trugen», mit allen Rangabzeichen. Nun verlangte die SS, dass sie ihre Schulterstücke und alle anderen Abzeichen entfernen sollten, die die Offiziersuniform kennzeichnen. Dies war für uns die Bestätigung, dass sie uns ins KZ bringen würden: Sie wollten dadurch vermeiden, dass die anderen Häftlinge bemerkten, wie viele Wehrmachtsoffiziere ins Lager kamen. «Onkel Moppel» und Alex weigerten sich strikt, diesen Anweisungen nachzukommen. Wenn es schon sein musste, dann sollten die SS-Leute es doch selbst tun. Das aber wagten sie doch nicht! Es folgte ein leidenschaftlicher Wortwechsel, und man schloss zu guter Letzt den Kompromiss, dass «Onkel Moppel» und Alex statt der Uniform Zivilkleidung anzogen. Wir waren von dieser Szene und von dem herrischen Gebaren der SS, das einige von uns zum ersten Mal erlebten, erschüttert; die meisten begannen zu weinen. Was mich betraf, so zog ich die Wachen im Innsbrucker Gefängnis immer noch diesen Ungeheuern vor. Unsere Niedergeschlagenheit war auf einem derartigen Tiefpunkt angelangt, dass wir mit dem Schlimmsten rechneten. Würden sie uns Frauen von den Männern trennen? Das war für uns eine schreckliche Vorstellung, denn auch wenn die Männer in dieser Situation ebenso ohnmächtig waren wie wir, so gaben sie uns dennoch ein Gefühl der Sicherheit. Schon bei meinem Zusammentreffen mit der SS in Friaul war mir aufgefallen, dass diese Leute um so hochmütiger und unmenschlicher wurden, je unsicherer sie waren. Hier erschien mir dieser Zug noch ausgeprägter. Aus ihrem Gesichtsausdruck konnten wir den Konflikt in ihrem Inneren erahnen: Sie ertrugen es einfach nicht,

einerseits allmächtig, aber andererseits so gut wie besiegt zu sein. Endlich hielt der Zug an. Lange Stunden mussten wir noch warten, dann hiess man uns auf einen Lastwagen klettern, der ganz geschlossen war. Als wir aber durch einige Ritzen spähten, erkannten wir, dass wir den mit elektrischem Strom geladenen berüchtigten Stacheldrahtzaun bereits passiert hatten.

## 9.

### *Das Konzentrationslager Stutthof und das Durchgangslager Matzkau*

«Stellt der Wille zum Humor, der Versuch, die Dinge irgendwie in witziger Perspektive zu sehen, gleichsam einen Trick dar, dann handelt es sich jeweils um einen Trick so recht im Sinne einer Art Lebenskunst.»\*

Im KZ Stutthof – eine unserer Wachen hatte uns den Namen heimlich mitgeteilt – mussten wir vor einer grossen Baracke aussteigen, die von Stacheldraht umgeben war und an deren vier Ecken sich je ein Wachturm befand.

Wir wurden vom Lagerkommandanten empfangen. Er wirkte brutal, jeder Grausamkeit fähig, dabei ohne Umschweife, als würde er die Dinge beim Namen nennen; er schien nicht zum Typus der schmierigen und falschen SS-Leute zu gehören. Warum er wohl Lagerkommandant geworden war? Er wandte sich mit folgenden Worten an uns:

«Ihr seid sogenannte ‚Sippenhäftlinge‘ im Zusammenhang mit dem Komplott vom 20. Juli. Diese Baracke steht euch zur Verfügung. Ihr könnt euch bis abends um neun Uhr auch ausserhalb der Baracke bewegen. Solltet ihr danach noch draussen gesehen werden, haben die Wachen Schiessbefehl. Es ist verboten, mit den Wachen zu sprechen. Ihr dürft euch nicht laut beim Nachnamen nennen. Die Baracke müsst ihr selbst sauberhalten. Jeden Morgen um acht Uhr wird kontrolliert, bis dahin muss alles in Ordnung sein. Ihr müsst selbst für euch kochen und eure Wäsche waschen. Die Frauen werden die Strümpfe der Häftlinge stopfen, die Männer werden Holz hacken und den Ofen heizen. Ihr dürft eure eigenen Kleider anziehen und seid nicht verpflichtet,

\* Viktor E. Frankl, ... trotzdem ja zum Leben sagen, a.a.O., S. 75.

Häftlingskleidung zu tragen. Alle Medikamente, die ihr bei euch habt, müsst ihr abliefern. Im Übrigen könnt ihr eure Zeit nach eigenem Gutdünken verbringen. Ich werde euch Bücher aus der Lagerbibliothek besorgen. Wenn ihr Fragen habt, könnt ihr euch an den Untersturmführer wenden, der für euch zuständig ist. Es ist euch erlaubt, alle vierzehn Tage nach Hause zu schreiben. Bei der Gelegenheit: Ich habe hier einige Briefe für euch.»

Er gab uns die Post und ging dann, ohne noch etwas hinzuzufügen. Seinen Worten entnahmen wir, dass wir uns gewissermassen in einer Sonderposition befanden. Jedenfalls waren wir froh, dass man uns nicht getrennt hatte, so dass wir darüber alles andere vergassen. Obwohl wir sehr müde waren, organisierten wir erst einmal unsere Unterbringung. Unser Gepäck hatte man uns gelassen. Die geräumige Baracke war durch einen Flur unterteilt, auf den Zimmer für je 16 Personen gingen, vier Räume auf der einen und vier auf der anderen Seite des Flurs. In der Mitte des Flurs gab es einen grossen Aufenthaltsraum. An jedem Ende der Baracke befanden sich zwei kleinere Kammern. Davon war eine als Kohlenlager und eine als Speisekammer gedacht, aber beide blieben stets leer. Wir teilten uns die Zimmer auf, mehr oder minder nach Familien, nach dem Geschlecht, und einige Ehepaare erhielten einen Raum für sich. Ich schlief mit Gaggi und Mika Stauffenberg, Ilselotte und Annele Hofacker in einem Zimmer; am anderen Ende der Baracke waren die zwei kleinen, sich gegenüberliegenden Zimmer von Anni Lerchenfeld und Frl. Gisevius.

Um die Baracke herum war der Boden sandig, es wuchs kein Baum und kein Strauch. In einiger Entfernung konnte man hinter Stacheldraht und Mauern weitere Baracken erkennen. Unsere Baracke befand sich glücklicherweise am Rande dieser Gefangenenstadt, dadurch hatten wir einen weiten Blick auf einen grünen Kiefernwald jenseits des Stacheldrahts. Weil die Älteren unter uns kaum mehr Arbeitsanstrengungen gewachsen waren, mussten wir jungen Leute um so mehr tun. Wir alle waren, auch durch die schlechte Ernährung, sehr geschwächt. Wir bekamen morgens einen

wässrigen Kaffee mit Schwarzbrot, mittags eine undefinierbare Suppe, in der etwas Gemüse schwamm, und abends wieder wässrigen Kaffee mit Schwarzbrot. Manchmal gab es Käse dazu. Nur sonntags entdeckte man in der Suppe etwas Fleisch oder ein Stückchen Wurst. Aber was hätten wir, wie es uns der Kommandant empfohlen hatte, kochen sollen? Wir hatten ja keinerlei Lebensmittel! Die Tage gingen unendlich langsam vorüber. Die angekündigte morgendliche Kontrolle wurde nie durchgeführt. Meist sassen wir in dem grossen Aufenthaltsraum, einige lasen, einige unterhielten sich, andere stopften Strümpfe. Die einzelnen Gruppen, die sich schon auf der Hindenburg-Baude zusammengefunden hatten, blieben auch hier zusammen. Familie Goerdeler, die sich oft über sehr anspruchsvolle Themen unterhielt, bewunderte im besonderen Rilke; oft rezitierte sie aus seinen Gedichten. Eine kleine Gruppe, die aus den Kindern Hofacker, «Onkel Moppel», Markwartjunior und mir bestand, sass häufig um den einzigen Ofen, und «Onkel Moppel» und Markwart erzählten komische, meist auch reichlich unanständige Geschichten, die immer grosses Gelächter zur Folge hatten. Selten verstand ich die Pointe, aber ich lachte doch mit.

Allmählich wurde uns klar, warum wir so pompös einen ganzen Monat in der Hindenburg-Baude untergebracht worden waren: Unsere Baracke, die man neu für uns in Stutthof errichtet hatte, war noch nicht fertig gewesen, als sie uns hatten einliefern wollen.

Trotz mangelhafter Verpflegung, durch die wir täglich schwächer und anfälliger wurden, waren erstaunlicherweise alle noch wohlauf, sogar Clemens ging es leidlich. Nach einer Woche fiel der erste um, und zwar Alex, aber es war weder die Schuld von Bazillen noch von schlechter Ernährung; Alex verletzte sich beim Holzhacken mit der Axt am Fuss. Er musste lange das Bett hüten. Markwart, Otto Philipp und ich besuchten ihn jeden Nachmittag; dabei brachten wir uns Bridge bei. Aber diese Zeiten hielten nicht lange an. Unser Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Fast alle erkrankten an Ruhr, so auch ich, und wir

mussten wochenlang im Bett bleiben. Als der Kommandant erfuhr, dass so viele von uns erkrankt waren, bekam er es offenbar mit der Angst zu tun. Und so erfuhren wir ein neues, merkwürdiges Detail.

Durch einen Gefangenen, der uns das Holz brachte, erfuhren wir, was über uns im Lager gesagt wurde – in einem Lager verbreiten sich Nachrichten wie vom Wind vorwärtsgetriebenes Feuer: Himmler hatte genaue Anweisungen gegeben, dass keiner von uns sterben sollte. Wir waren Geiseln, und Geiseln sind nur lebendig von Nutzen. Der Kommandant erkundigte sich bei Dr. Goerdeler, welche Medikamente wir brauchten. Die Medikamente wurden besorgt, und sogar unser Blut wurde untersucht. So stellte sich heraus, dass Gaggis Angina in Wirklichkeit Scharlach war. Sie wurde in eines der leerstehenden Zimmer gelegt. Ich hatte gerade die Ruhr überstanden, und da alle anderen krank waren, musste ich bei ihr schlafen, um sie nach Dr. Goerdelers Anweisungen so gut wie möglich zu pflegen. Wir wurden so von den anderen ganz isoliert, und wenn Gaggi so vor sich hindöste, ich also nichts für sie tun konnte, begann ich, Figuren für die Weihnachtskrippe zu zeichnen. Ich schnitt sie aus und klebte sie auf Karton, den ich so knickte, dass sie frei stehen konnten. Gaggi war so schwach, dass sie sich nicht alleine aufsetzen konnte. Ich hielt sie fest, während sie minutenlang hustete und starke Schmerzen in der Brust hatte.

Dann kam Weihnachten, und, so unglaublich es klingen mag, sie brachten uns ein Bäumchen! Einige von uns besaßen Kerzen, andere hatten rechtzeitig das Staniolpapier vom Käse aufbewahrt und Sterne daraus gebastelt. Otto Philipp hatte aus Pappe eine Krippe gebaut, in die ich meine Figuren stellte. Sie wurden von einem roten Kerzchen angestrahlt. Dr. Goerdeler erlaubte mir, nach einer gründlichen Desinfektion meiner Kleider an der Feier teilzunehmen. Wir sangen all die alten Weihnachtslieder – und dabei sass uns ein dicker Kloss im Hals. Das letzte Weihnachtsfest hatte ich mit den Kindern in Brazzà gefeiert – Corradino, seine Schreie, als sie ihn in Innsbruck die Treppen hinunterzogen, und Robertino! Wo waren sie? Was machten sie heute? Und noch



etwas anderes brachte uns an den Rand der Fassung, die Dankbarkeit, so eng verbunden durch dieses Leid zu wandern. Wir sangen, so fest wir konnten.

Gaggi wurde immer kränker, die Medikamente reichten nicht aus. Trotz der Befürchtungen unseres Kommandanten interessierten sich die SS-Leute natürlich nicht wirklich für unsere Krankheiten. Auch ich kämpfte mittlerweile gegen arge Halsschmerzen und leider hatte ich auch Fieber. Da ich der SS die Medikamente, die ich aus Italien mitgebracht hatte, nicht ausgehändigt hatte, konnte ich mit Chinin dagegen angehen. Gaggi hatte meine Hilfe nötig, und ich musste bei Kräften bleiben. Aber nach einer Woche musste ich mich geschlagen geben, ich hatte hohes Fieber. Gott sei Dank war Elisabeth Stauffenberg einigermaßen widerhergestellt und übernahm meine Aufgabe. Gleichzeitig mit mir mussten sich Jutta Goerdeler, Mika Stauffenberg, Lotte und Annele Hofacker ins Bett legen. Der SS wurde es nun doch unheimlich, dass so viele von uns krank waren. Sie eröffneten uns, dass im Lager Typhus ausgebrochen war. Blutuntersuchungen ergaben, dass Mika, Jutta und ich Typhus hatten, Lotte und Annele Scharlach und Anneliese Goerdeler die Ruhr. Die SS-Wachen ordneten daraufhin an, dass alle Kranken in einem Zimmer unterzubringen seien. Es grenzt an ein Wunder, dass wir uns nicht gegenseitig angesteckt haben, aber vielleicht halten sich sogar Mikroben an gewisse Regeln der Machtverteilung.

Nachdem sie uns einige wenige Arzneimittel ausgehändigt hatten, gingen die SS-Männer, und sie tauchten erst wieder auf, als wir alle halbwegs gesund waren. Alles blieb an dem armen Dr. Goerdeler hängen, der so wenige Medikamente zur Verfügung hatte, dass er mehr oder weniger nur mit guten Ratschlägen und psychologischer Unterstützung arbeiten konnte.

Die Typhuskranken, Mika, Jutta und ich, kämpften mit dem Tod. Das Fieber stieg bis 41 Grad, unsere Schläfen klopften unerträglich. Diese bedrohliche, gespenstische Atmosphäre werde ich nie vergessen. Jeden Tag heulten die Sirenen wegen neuer Luftangriffe, und wir blieben ohn-

mächtig in unseren Betten, da uns verboten worden war, in den Luftschutzraum zu gehen; in unserem Zustand wäre das sowieso unmöglich gewesen. Nachts hörten wir das Bellen der Hunde, es war ein Alptraum. Wenn sie bellten, bedeutete es, dass Häftlinge einen Fluchtversuch gemacht hatten. Die Hunde kläfften grässlich bei der Verfolgung dieser Ärmsten aller Armen, dann wurden sie eingeholt und von den Tieren gepackt, und man hörte nur noch die durchdringenden, entsetzten Schreie der Häftlinge.

Ich bat Otto Philipp, für mich nach Hause zu schreiben, ob sie mir kräftigende Nahrungsmittel schicken könnten. Das Schicksal war mir wohlgesonnen, schon nach 15 Tagen kam ein Paket von Lotti aus Hamburg. Es waren Äpfel darin, deren köstlicher Geschmack mir unvergesslich blieb.

Mika litt, eine häufige Erscheinung nach einer Typhuserkrankung, an leichten Gehirnstörungen. Eines Nachts wachte sie gegen zwei Uhr auf und zündete eine Kerze an, weil sie unbedingt einen der mir von Lotti geschickten Äpfel schälen wollte. Mit äusserster Anstrengung gelang es ihr, sich hinzusetzen. Obwohl sie entsetzlich fror, weigerte sie sich, sich eine Decke auf ihre mageren Schultern legen zu lassen. Mit zittrigen Fingern begann sie, im Zeitlupentempo den Apfel zu schälen. Wir beobachteten ganz gespannt ihre Bewegungen. Es dauerte eine ganze Stunde, die Szene hatte etwas vollkommen Irreales an sich. Endlich war der Apfel geschält, und ein Stückchen nach dem anderen verschwand hinter ihren fiebrigen Lippen. Dann schauten ihre eingesunkenen, glänzenden Augen in die Runde, begleitet von einem triumphierenden Lächeln.

Jeden Morgen kam Dr. Goerdeler zu uns und tat, was ihm irgend möglich war. Ich bekam jeweils eine Spritze, um mein durch die Temperaturschwankungen zwischen 36 Grad und 40 Grad geschwächtes Herz zu stützen.

Dr. Goerdeler hatte selbst einen chronischen Schnupfen. Immer, wenn er sich über mich beugte, hing ein Tropfen an seiner Nase, und ich fürchtete mich vor dieser «drohenden Gefahr». Seinem besorgten Gesichtsausdruck entnahmen wir, dass es uns wirklich sehr schlecht gehen musste.

Während dieser Zeit wuchs meine Bewunderung für Ilse-lotte Hofacker von Tag zu Tag. Nicht alleine weil sie uns aufopfernd pflegte, sondern weil sie uns ihre Fürsorge auch dann noch schenkte, als sie erfahren hatte, dass ihr Mann hingerichtet worden war.\* So kümmerte sie sich tagsüber unentwegt um uns, während sie nachts, wenn keiner sie sah, verzweifelt weinte. Ich merkte das in der Früh nur an ihren rotgeränderten Augen; ihr Verhalten uns gegenüber blieb unverändert, und nicht ein einziges Mal schüttete sie einer von uns ihr Herz aus, vielleicht in der Befürchtung, uns mit ihrem unsagbaren Kummer zu belasten.

Ausser Dr. Goerdeler durfte niemand unser infiziertes Zimmer betreten. Der einzige, der dennoch zweimal am Tag kam, war Alex; er hatte die Aufgabe übernommen, Holz in den kleinen Ofen nachzuschieben. Wir hätten uns beide gern unterhalten, aber wir mussten darauf verzichten, um eine Ansteckung zu vermeiden. Einmal gab er mir einen Zettel mit einem von ihm verfassten Gedicht:

Willst du ein Wegstück gemeinsam weiter  
Mit mir leidvoller Zeit ins Dunkel wandern  
Und Dich nicht irren lassen durch die andern  
Und bleiben wie Du warst: beglückt und heiter?

\* Cäsar von Hofacker, ein Vetter der Stauffenbergs, war Oberstleutnant d. Res. und glühender Gegner der Nazis. Zurzeit des 20. Juli war er in Paris General von Stülpnagel zugeteilt. Als nach dem Attentat allen Kommandos das berühmte Codewort «Walküre» übermittelt wurde, handelte man in Paris und ebenso in Wien entsprechend den Absprachen. Alle SS- und SD-Leute wurden auf der Stelle ohne Blutvergiessen verhaftet. Dann jedoch kam die Nachricht, dass Hitler noch am Leben war! Viele französische Freunde und deutsche Emigranten boten Hofacker an, ihn zu verstecken, aber er weigerte sich. Er war entschlossen, seine Idee offen vor Deutschland und der ganzen Welt zu verteidigen. Er wurde zusammen mit Stülpnagel verhaftet und vor Freislers Volksgerichtshof gestellt. Wie anwesende Zeugen berichteten, unterbrach Hofacker den Redefluss Freislers mit folgenden Worten: «Sie sollten jetzt schweigen, Herr Präsident, denn jetzt geht es um meinen Kopf, in einem Jahr aber um den Ihren.» Hofacker wurde am 20. Dezember 1944 hingerichtet.

Und seis auch nur (ich weiss es) unterm Fächeln  
Der Lebensfreude wie sie Götter schenken  
Den Tapferen im schmerzlichen Gedenken  
Des Heimatwehs ein unter-Tränen-Lächeln.

Und wie ein Blütenregen unter Bäumen  
Ein linder Duft, mit dem ich Dich begrüss  
Ist meine Sehnsucht, wundersam und süß,  
Die nur der Traum erfüllt: so lass mich träumen.

Und sei mir Trost da wir in finstern Schächten  
Hingleiten sonder Steuer sonder Stern,  
Du unerreichbar mir und schmerzlich fern,  
Doch atmend nah in schweren Zwölfernächten.

Die letzten Verse versteht man nur mit einer zusätzlichen Erklärung: Alex' Bett stand im angrenzenden Zimmer genau parallel zu meinem, nur durch die Wand getrennt. Die «Zwölfernächte», die er erwähnt, sind die Nächte zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar. Was man in diesen zwölf Nächten träumt, wird sich im Lauf der nächsten zwölf Monate erfüllen.

Alex' Besuche bescherten mir zwar viel seelische Wärme, aber das Zimmer blieb kalt, da der Ofen viel zu klein war. Draussen herrschte ungewöhnliche Kälte, der Winter 1944-45 war der härteste in all den Kriegsjahren. Wieder einmal waren die SS-Männer um unsere Gesundheit besorgt. Sie fürchteten sehr, dass entgegen Himmlers Direktiven einige von uns sterben könnten.

Offensichtlich hoffte Himmler im Augenblick des Zusammenbruchs, von den Alliierten das Leben geschenkt zu bekommen, wenn er das unsere erhalten würde. Da unsere Männer durch Krankheit und unzureichende Ernährung sehr geschwächt waren und um Schlimmeres zu vermeiden, schickte die SS zwei russische Frauen, ebenfalls Häftlinge, die uns beim Holzhacken und Heizen helfen sollten. Selbstverständlich unterhielten sich Mika Stauffenberg und Anni Lerchenfeld sofort mit ihnen auf russisch. Die Frauen waren

froh, ein paar Worte in ihrer Sprache wechseln zu können, und erzählten viel über das Lagerleben. Durch sie erfuhren wir zum ersten Mal Einzelheiten über die Gaskammern. Sie sagten auch, dass die SS die russischen Gefangenen weitaus schlechter als die anderen Gefangenen behandle. 40 Menschen hausten ohne Matratzen und Decken in Räumen, die für 16 gedacht waren. Sie erzählten uns von anderen «Sonderhäftlingen» im Lager, von denen es hiess, sie seien Skandinavier. Erst später stellte sich heraus, dass es Ungarn waren. In einer anderen Baracke, so meinten sie, lebten viele Kinder, ausschliesslich deutsche. Tatsächlich erfuhren wir dann, dass es sich um andere «Sippenhäftlinge» handelte. Es waren Kinder von Mitgliedern der «Gruppe Seydlitz», benannt nach dem General von Seydlitz, der nach Stalingrad zusammen mit General Paulus im «Bund Deutscher Offiziere» von der Sowjetunion aus auf das Ende des Nationalsozialismus und des Krieges hinarbeitete.

Wir standen am Beginn des Jahres 1945. Die Russen hatten ihre gewaltige Winteroffensive begonnen und rückten rasch voran. Wir hörten schon das Dröhnen der Front-Artillerie. «Onkel Moppel» mit seiner langen militärischen Erfahrung konnte die Entfernung der Kampflinien abschätzen. Wir waren entsetzt bei dem Gedanken, wir könnten den Russen in die Hände fallen. Uns Kranken ging es langsam besser, aber wir waren noch viel zu schwach, um aufzustehen, geschweige denn, um transportfähig zu sein. Dabei war es so bitterkalt, dass wir völlig angezogen schlafen mussten. Mein einziger Trost waren die Briefe von Alex. Das Gedonner der Artillerie war schon so nah, dass «Onkel Moppel» meinte, sie könnte nur noch zehn Kilometer von uns entfernt sein.

Er muss ziemlich genau geschätzt haben, denn am 27. Januar hiess es endlich – und wie üblich ganz plötzlich: «Fertig machen! In einer Stunde geht der Transport ab!» Wir Kranken konnten vor Schwäche kaum stehen, deshalb halfen uns die anderen beim Packen. Draussen tobte ein Schneesturm. Ilselotte liess mir eine Berghose. Glücklicher-

weise erlaubte man uns, Decken mitzunehmen, sonst wären wir sicher erfroren.

Man brachte uns teilweise in Krankenwagen an einen kleinen Bahnhof, wo der übliche Dritte-Klasse-Waggon auf uns wartete: unbeheizt, die Fenster teilweise zerbrochen, so dass es hercinschneite und sich auf den Bänken dicke Schneehaufen angesammelt hatten. Draussen heulte der Sturm, man konnte kaum die Linien der Landschaft unterscheiden. Es herrschte eine sibirische Kälte, und ich gesellte mich, ohne weiter zu fragen, zu den Gesunden, weil die Atmosphäre unter den Kranken für mich nicht mehr zu ertragen war. Schon aus Platzmangel mussten wir eng beieinander sitzen, aber in diesem Fall war das nur nützlich, weil wir uns gegenseitig etwas wärmen konnten. Mir gegenüber sass Gaggi, sie sah gespenstisch aus. Auch von mir sagten sie, mein Gesicht bestünde nur noch aus zwei grossen, erschrockenen Augen. «Onkel Moppel» hatte hohes Fieber, und wir befürchteten, dass er sich bei uns angesteckt, dass er Typhus haben könnte! Clemens Stauffenberg hatte geschwollene Hände und Füsse und grosse Atemschwierigkeiten. Wir mussten noch enger zusammenrücken, weil kurz vor der Abfahrt weitere Gefangene in unser Abteil gewiesen wurden.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, aber nach zehn Minuten standen wir schon wieder. Riesige Schneeverwehungen türmten sich auf den Schienen. Einige Freiwillige aus unserer Gruppe sollten helfen, die Schneemassen wegzuschaufeln. Zwei Stunden später kamen sie völlig durchgefroren zurück, aber der Zug fuhr immer noch nicht weiter. Ein weiterer Waggon mit von der SS als Skandinavier bezeichneten, tatsächlich aber ungarischen Gefangenen wurde an unseren angehängt, ausserdem mehrere Viehwagen mit Hunderten von Häftlingen. Viele von ihnen waren bereits tot, erfroren, andere lagen im Sterben. Die Toten wurden einfach ins Freie geworfen! Wir empfanden Entsetzen, vor allem aber grosses Mitleid mit diesen armen Menschen, und das Jammern über unsere eigene Situation verging uns. Ein italienisches Sprichwort sagt: «Man muss immer rückwärts

schauen – der, der sich beschwerte, nur Feigen zu essen zu haben, entdeckte, als er sich umdrehte, einen anderen, der die weggeworfenen Schalen ass.» Das mag ein banaler Trost sein, und doch zeigt uns erst der Blick auf die uns umgebende, noch schlimmere Realität die eigene Situation im richtigen Grössenverhältnis. Neben unserem Zug bewegte sich eine nicht enden wollende Flüchtlingskolonne aus Ostpreussen. Das war der neuerliche Grund dafür, dass wir nicht weiterfahren konnten. Die Schienen schneiten wieder zu. Kinder der Flüchtlinge blieben erfroren im Schnee zurück, Pferde brachen entkräftet zusammen. Eine unserer Wachen rettete einen kleinen Buben, der erst nach langer Massage wieder zu sich kam. Für eine ganze Weile konnte ich nur stumm neben den anderen sitzen, denn beim Anblick des Knaben quälte mich der Gedanke an meine eigenen beiden kleinen Kinder noch mehr.

Der starke Wind trieb den Schnee durch sämtliche Ritzen und durch die zerbrochenen Fenster in unseren Wagen. Wir wickelten uns so gut wie möglich in unsere Decken. Das Unangenehmste war, dass keiner seine Notdurft verrichten konnte; dazu mussten wir nach draussen gehen, kamen aber der eisigen Kälte wegen unverrichteter Dinge wieder zurück. Unsere Männer mussten aufs Neue die Schneemassen beseitigen, und schliesslich kamen wir einige Kilometer voran. Wir näherten uns der Weichsel. Dort sollte uns eine Fähre ans andere Ufer bringen, aber die Fähre kam nicht. Wenn wir in diesem Tempo weiterfahren, würden wir niemals das nächste KZ erreichen, das in Thüringen liegen sollte. Nach langem, langem Warten setzte uns endlich eine Fähre über. Als wir mehr tot als lebendig in Danzig ankamen, hatten wir in 37 Stunden eine Strecke von 30 Kilometern zurückgelegt.

An eine Weiterfahrt war offenbar nicht zu denken, es gab keine Waggons, und das Eisenbahnnetz war völlig überfüllt durch Truppentransporte und Flüchtlinge – ein Zeichen dafür, dass die Russen sehr nahe sein mussten. Wir wurden auf Lastwagen verladen und nach Matzkau gefahren, einem «Besserungslager» für SS-Männer, von denen die meisten

«Muss-Deutsche» aus Nachbarländern waren, für schuldig befunden, sich den Nationalsozialismus nicht völlig zu eigen gemacht zu haben, auf den sie hier wieder eingeschworen werden sollten.

Den Hügel zum Lager mussten wir durch den tiefen Schnee zu Fuss erklimmen. Wegen unseres gespenstischen Aussehens schickte man Häftlinge, die uns beim Gehen stützen sollten. Es waren schreckliche Typen, die uns den Hügel rücksichtslos hinaufzerrten. Wir waren so schwach, dass ich zweifelte, ob wir diese Anstrengung überleben würden. Aber wieder bestätigte sich meine Überzeugung, dass man dann stirbt, wenn es vom Schicksal beschlossen ist, ungeachtet aller menschlichen Bemühungen. Oben angekommen wurden wir in eine unbeschreiblich schmutzige Baracke geführt. Übelriechende, verbrauchte Luft schlug uns entgegen, denn am Tag zuvor hatten durchmarschierende Truppen dort übernachtet. Unsere Erschöpfung stand uns so deutlich ins Gesicht geschrieben, dass andere Gefangene für uns die Baracke putzen mussten – entsprechend fragwürdig war das Ergebnis. Was konnte man schon von diesen Menschen erwarten? Sie wirkten so elend, wie verhungert in ihren Sträflingskleidern. Wenn etwas Nützliches herumlag, war es natürlich im Bruchteil einer Sekunde verschwunden. Diese Menschen taten mir sehr leid; wir konnten beobachten, dass sie wie Vieh behandelt wurden. Sie mussten jeden Morgen in der eisigen Kälte von fünf bis sieben Uhr Übungen machen, und die SS-Männer hatten den grössten Spass daran, sie durch den Schnee robben zu lassen.

An unserem Ankunftstag wurde uns warmes Essen versprochen, das aber nicht bei uns ankam, weil die Häftlinge, die es bringen sollten, auf dem Weg durch das Lager wie Tiere alles in sich hineingeschlungen hatten. Abends gegen zehn Uhr wurde ein neuer Versuch gemacht, und diesmal kam das Essen wirklich bei uns an. Verglichen mit unseren vorhergehenden Erfahrungen war es eine richtige Luxusmahlzeit: schmackhafter Kartoffelsalat mit kleinen Wurststückchen. Während der zehn Tage, die wir in diesem Lager



verbrachten, weil wir nicht weitertransportiert werden konnten, wurden wir in der Tat so gut ernährt wie nur wenige Menschen in jener Zeit. Wir bemerkten zum zweiten Mal, dass es die SS-Männer bei unserem Anblick – wir waren durch Krankheit und den Transport schon sehr heruntergekommen – mit der Angst zu tun bekamen, einer von uns könnte sterben. Deshalb waren sie so bemüht, uns durch gute Ernährung wieder zu Kräften zu bringen. Uns schien das für unser künftiges Schicksal bedeutungsvoll. Was konnten wir daraus schliessen?

Innerhalb der vergangenen Monate hatten wir so etwas wie einen starken «Verfall» bei der SS festgestellt. Die höheren Ränge waren zwar fast durchwegs mit Deutschen besetzt, aber in der Truppe gab es schon viele Ausländer, die nicht überzeugte Nationalsozialisten waren, sondern eher Söldnertypen, die jederzeit für alles einsetzbar waren – das war Hitlers «Elitetruppe». Zum anderen überlegten wir: Wenn uns diese SS-Leute die gleiche Verpflegung zukommen liessen, wie sie die SS-Führer erhielten – woraus man erfuhr, was die hohen Tiere der SS nach fünf Jahren Krieg noch zu essen bekamen – musste das heissen, dass Himmlers Befehle absolut ernst gemeint und endgültig waren. Die dritte Überlegung war, dass Hitler, nachdem er die präzise Order gegeben hatte, alle Familien der am Attentat des 20. Juli Beteiligten zu vernichten, gar nicht ahnte, dass wir alle noch lebten. Deshalb durfte niemand etwas von unserer Existenz wissen, und deshalb war es uns auch streng verboten, unsere Nachnamen auszusprechen. Das Ergebnis unserer Überlegungen war: Wir waren Himmlers persönliche Geiseln – alles andere als eine beruhigende Vorstellung, denn das Leben von Geiseln ist an eine Gegenleistung gebunden, die möglicherweise nicht zu verwirklichen ist.

Der arme «Onkel Moppel» war an Flecktyphus erkrankt und befand sich in ernster Gefahr. Anni Lerchenfeld hatte sich während des eisigen Transportes eine Lungenentzündung geholt und starb fünf Tage später. Nach eindringlichen Bitten erhielten wir die Zusage, dass sie neben den Schwiegereltern von Alex auf einem Friedhof in der Nähe von

Danzig beerdigt würde, und dieses Versprechen wurde trotz der immer näher heranrückenden Russen erfüllt, wie wir später von Lita erfuhren.

Seit längerem schon baten wir die SS-Männer, einmal warm duschen zu dürfen; auch dieser Wunsch wurde endlich erfüllt. Die Wachen begleiteten uns auf dem Weg durch das riesige Lager, dann traten wir in eine Art Halle, die den Gaskammern, die uns die beiden russischen Gefangenen in Stutthof beschrieben hatten, erschreckend glich. Aber die Tür wurde nicht hinter uns geschlossen, und aus unzähligen Duschen kam kochendheisses Wasser – kein Gas.

Die Russen waren inzwischen so nah, dass eine Fortsetzung des Transports unmöglich schien. In unserer Umgebung wurde gekämpft, und über uns fanden täglich Luftschlachten statt. Wir machten heimlich Bekanntschaft mit den Ungarn, die die SS uns gegenüber als Skandinavier bezeichnet hatte. Unter ihnen befanden sich Minister der Regierung Lákatos. Vor der Verhaftung durch die Nazis hatte Horthy umgehend eine neue Regierung gebildet, an deren Spitze Lákatos stand. Aber die Nazis stürzten ihn nach 35 Tagen und setzten den willfährigen Szälasi an seine Stelle. Alle Mitglieder der Regierung Lákatos wurden verhaftet und deportiert, auch Horthy, den man aber von den anderen trennte. Die Ungarn waren sympathische Leute, mit denen wir uns gern unterhielten. Das war natürlich verboten, deshalb mussten wir uns zu ungewöhnlichen Zeiten und an ungewöhnlichen Orten treffen, etwa gegen Abend auf dem langen, dunklen Flur oder in den Waschräumen. Ihre perfekten Umgangsformen nach Art österreichisch-ungarischer Kavaliere auch noch hinter den Gefängnismauern waren oft Anlass für lustige Szenen. Ein Beispiel: Die Toilette konnte man nicht absperren. Als Elisabeth Stauffenberg einmal die Tür öffnete, sah sie sich einem der Ungarn gegenüber, der gerade auf dem «Thron» sass. Er erhob sich instinktiv und lüpfte zur höflichen Begrüssung seinen Hut.

Einer der Ungarn war Otto Hatz, Oberst im ungarischen Generalstab; er hatte in vergangenen Jahren meinen Vater

in Rom kennengelernt. Er war nicht sehr gross, ausnehmend freundlich, hatte ein gut geschnittenes Gesicht mit einem imposanten grauen Schnurrbart. Meist trug er eine Pelzmütze und einen ledernen, pelzgefütterten Husarenmantel wie die meisten unserer Ungarn. Um diese langen Mäntel, die sie vorzüglich vor der Kälte schützten, beneideten wir die Ungarn sehr.

## 10.

### *Aufenthalt in Lauenburg – im Konzentrationslager Buchenwald*

Endlich, am 8. Februar 1945, konnten wir aufatmen! Der Transport ging weiter! Eilig packten wir unsere Sachen zusammen. Wir erhielten Proviant zugeteilt, und Fräulein Papke, eine mürrische Frau, die uns als Wache begleiten sollte, gab uns den befremdlichen Rat: «Nehmt nur ja alles mit, auch Nägel und Schrauben, reisst auch die Haken aus den Schränken. Es wird uns alles nützlich sein. Ans Stehlen muss man sich halt gewöhnen!» Aus ihren Worten ebenso wie aus den vielen kleinen Nebensächlichkeiten konnte man den nahen Zusammenbruch des «1'000jährigen Reiches» ahnen, «Onkel Moppel» mussten wir zurücklassen. Wegen seines Flecktyphus war er von uns isoliert worden. Trotzdem schlichen wir heimlich in sein Zimmer, um uns von ihm zu verabschieden. Er erkannte uns nicht mehr. Ich glaubte, dass ich ihn niemals wiedersehen würde. Seine Verwandten sagten nichts, aber auch sie befürchteten wohl, dass er vielleicht bald sterben würde.

Zusammen mit den Ungarn fuhren wir auf einem Lastwagen zum Güterbahnhof. In einem viel zu kleinen Viehwagon mussten wir 34 Personen mitsamt dem Gepäck unterkommen. Es war uns ein Rätsel, wie wir alle hineinpassten. Erst nachmittags um vier Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, und um ein Uhr in der Nacht kamen wir am Güterbahnhof von Danzig an. Normalerweise braucht man mit dem Auto für diese Strecke 20 Minuten.

Dort angelangt, wurde uns in stockfinsterner Nacht ein etwas grösserer Viehwagen zugewiesen. In aller Eile stellten wir einen in Matzkau gestohlenen Ofen hinein und legten etwas Stroh auf den Boden. So konnten wir uns wenigstens ausstrecken, aber zum Umdrehen reichte der Platz nicht, weshalb man vor dem Einschlafen die endgültige Position einnehmen musste. Wir konnten inzwischen hervorragend

eine Nacht durchschlafen, ohne uns auch nur einmal umzudrehen. Das einzige, was uns immer wieder aufweckte, war das Schnarchen der Männer, das wir nur durch einen lauten Pfiff unterbrechen konnten.

Wieder einmal konnten wir nicht weiterfahren, und das hatte immer den gleichen Grund: Die Bahnhöfe wurden ununterbrochen bombardiert, und es gab zu wenig befahrbare Strecken, die alle durch Truppenbewegungen nach dem Osten und Flüchtlingskolonnen nach Westen belegt waren. Auf dem Güterbahnhof von Danzig warteten wir drei Tage und drei Nächte mit ziemlich unguuten Gefühlen, wussten wir doch, dass vornehmlich Güterbahnhöfe bombardiert wurden, und tatsächlich wurde der Danziger kurz nach unserer Abreise völlig zerstört – wir hatten wahrhaft Glück im Unglück gehabt! Einmal am Tag durften wir an unserem Waggon entlang auf- und abgehen, aber nicht weiter, denn der Zug war vollbeladen mit anderen Gefangenen, die nicht wissen sollten, wer wir waren. An unseren Waggon war ein weiterer angekoppelt, in dem sich Fallschirmjäger befanden, die den Russen bei Stalingrad in die Hände gefallen waren. Da sie alle keine Nazis waren, waren sie bereit, zu Erkundungszwecken jenseits der deutschen Linien abzuspringen. Sie wurden jedoch von den Deutschen entdeckt und festgenommen. Über das Schicksal dieser armen Menschen gab es keinen Zweifel. Der Güterbahnhof lag direkt am Danziger Hafen, und eines Sonntagmorgens erlaubte man uns, einen Spaziergang entlang der Mole zu machen. Es war der 11. Februar. Zum ersten Mal seit Beginn der Gefangenschaft hatten wir Gelegenheit, das eifrige Treiben der Menschen zu beobachten. Bedingt durch den Krieg musste auch sonntags gearbeitet werden. Sicher taten das die Menschen gezwungen, aber sie lebten wenigstens ein wirkliches Leben im Vergleich zu unserem so eingeschränkten, abgeschotteten Leben als Häftlinge – dieser Unterschied wurde uns dadurch ganz deutlich. Die schwache Sonne beleuchtete die Szene und schien in ihrer ewigen Gleichförmigkeit aus dem dunstigen Blau des nördlichen Himmels auf uns herab. Der herrliche Tag, die Möglichkeit, frei auf der Mole her-

umzugehen, und das emsige Treiben vor unseren Augen, all das berauschte uns zutiefst. Die Tatsache, am Leben zu sein und die Schönheiten der Natur betrachten zu dürfen, rührte uns zu Tränen. Wir empfanden ein Gefühl der Dankbarkeit Gott gegenüber und waren glücklich über alles, was das Leben noch für uns bereit hielt. Ich spürte Zuversicht, dass nach all dem, was geschehen war, eine bessere Zukunft auf uns wartete. Aber dieser Moment der Hoffnung war sofort zerstört, wenn ich an meine beiden kleinen Buben dachte: Wo waren Corradino und Robertino? Lebten sie noch? Waren sie vielleicht krank? Hatten sie Sehnsucht nach zu Hause? Verlangten sie nach mir? Wieviel quälende und grausame Fragen, auf die es nach fünf Monaten der Trennung keine Antwort gab!

Fräulein Papke hatte mittlerweile Verstärkung bekommen. Ihr wurde als zusätzliche Wache ein SS-Mann namens Kupfer zur Seite gestellt. Papkes Rat, Nägel und Schrauben aus Matzkau mitzunehmen, erwies sich als sehr brauchbar, denn so konnten wir an den Wänden des Waggons unsere Sachen aufhängen. Als der Zug endlich anfuhr, flog uns der ganze Kram, unser Proviant ebenso wie unsere Kleidung, an den Kopf. Die Tür war wieder einmal verschlossen worden und die Luft im Innern zum Ersticken. Die ständigen Luftangriffe machten uns beinahe wahnsinnig, jeder Augenblick konnte für uns der letzte sein. Wir fuhren an brennenden Fahrzeugen, umgekippten Zügen, Trümmern und Bergen von Asche vorbei.

Wir erreichten Lauenburg – und wurden zu unserem Erstaunen wieder ausgeladen. Lastwagen fuhren uns zu einer unbeheizten Schule. Wegen Clemens, der es immer warm haben musste – es grenzte an ein Wunder, dass er noch atmen konnte, seine Füße schwellen nicht mehr ab –, stellten wir den gestohlenen Ofen, den wir natürlich nicht im Zug zurückgelassen hatten, im Zimmer der Männer auf. Wir Frauen schliefen voll bekleidet in einem der eisigen Zimmer, aber tagsüber hielten wir uns, eng zusammengedrängt, im beheizten Zimmer der Männer auf. Es war ein buntes Bild: Der eine wusch und stopfte seine Strümpfe, der andere

trocknete seine Haare, ein dritter schnitt seine Fingernägel, andere spielten Karten, einige lasen mit Alex Dante, oder er rezitierte mit leiser Stimme Gedichte für mich und Otto Philipp. Ausserdem trafen wir möglichst unbemerkt die Ungarn, die in einem anschliessenden Zimmer lebten. Die Atmosphäre hatte etwas Irreales, glich einem verfilmten grotesken Traum.

Über die verschiedensten Nachrichtenkanäle – auch manche Wachen verrieten uns einiges – waren wir über die Lage ausserhalb gut informiert: Die Russen hätten bereits die Oder überschritten und befänden sich in der Nähe von Neustettin. Stutthof sei durch Luftangriffe zerstört, das Lager und unsere Baracke existierten nicht mehr. Als wir das hörten, lief es uns kalt den Rücken hinunter. In Bromberg seien alle SS-Leute umgebracht worden. Bei *dieser* Nachricht war die Reihe des Entsetzens an Fräulein Papke, sie wurde totenbleich. Von diesem Tag an hörte man ihre schrille Kommandostimme nicht mehr auf den Korridoren. Überall spürte man den totalen Zusammenbruch, auch in den kleinen Details: Die Betten, die wir nicht brauchten, standen draussen im Regen, die Matratzen saugten sich voll Wasser – niemand kümmerte sich darum.

Am 19. Februar kam endlich der Zug, der uns bis nach Berlin und weiter bringen sollte. Und wer war in dem Zug? Niemand anderer als «Onkel Moppel»! Er hatte den Flecktyphus tatsächlich überstanden, es grenzte an ein Wunder! Er hatte dicke Tränen in den Augen, und unsere Freude war so gross, als hätte man uns unsere Befreiung verkündet; solch enge Bande wachsen nur aus dem gemeinsam erlebten Leid.

Am 21. Februar mussten unsere Männer den Waggon mit Stroh auslegen. Für Clemens nahmen wir aus der Schule ein Bett mit, und für Mika, die an heftigen Leberkoliken litt, packten wir eine Matratze in den Viehwaggon. Die SS-Männer sagten nichts, sie liessen uns sogar, unter der Bedingung, sie versteckt zu halten, auch die Blechnäpfe mitnehmen! Die Ungarn waren nun in einem anderen Waggon untergebracht. Der endlos lange Zug blieb die ganze Nacht

stehen und fuhr erst am nächsten Morgen los. Der Transport war diesmal ganz gemischt, Häftlinge, Flüchtlinge aus Ostpreussen und sogar «echtes» Vieh. Die Kühe in den offenen Waggons brüllten erbärmlich wegen der Kälte, aber auch weil man sie schon lange nicht mehr gemolken hatte. Clemens' Zustand verschlechterte sich von Stunde zu Stunde. Dr. Goerdeler gab ihm herzstärkende Spritzen, was schwierig war, weil der Viehwaggon unbeschreiblich wackelte, und, wenn der Zug plötzlich stehen blieb, wir alle aneinanderstiessen; zudem hatte Dr. Goerdeler aufgrund seines Alters etwas zittrige Hände. Während der häufigen Fahrtunterbrechungen durften wir zwar austreten, aber wenn der Zug – stets ohne Vorankündigung – wieder losfuhr, mussten wir schnell auf das Trittbrett eines anderen Waggons springen. Nachts konnten wir wegen der ständigen Luftangriffe überhaupt nicht aussteigen. Deshalb verschaffte die Wache uns einen Teerkübel als «Toilette», und wenn irgendeiner von uns dieses Ziel ansteuerte, drehten die anderen wie auf Kommando ihre Köpfe weg; das waren ebenso peinliche wie komische Momente.

Bei dieser Zugfahrt muss Gott seine schützende Hand über uns gehalten haben, denn kaum erreichten wir einen Bahnhof, hörten wir schon, dass der vorherige zerbombt oder von den Russen eingenommen worden war. Vielleicht war doch dort oben beschlossen, dass ich Corradino und Robertino wiedersehen sollte? Während eines Aufenthalts gingen einige unserer jungen Leute mit dem SS-Mann Kupfer zum Viehwagen, aus dem die Kühe so verzweifelt brüllten und kehrten mit 24 Litern Milch zurück. Das hatte den doppelten Vorteil, dass wir Milch zu trinken bekamen und die armen Kühe gemolken wurden.

Wieder einmal hatten wir wegen eines Luftangriffs einen längeren Aufenthalt in einem kleinen Dorfbahnhof, um uns herum endlose Flüchtlingskolonnen – einige versuchten verzweifelt, unseren Zug zu erklimmen – und jammernde Alte, weinende Kinder und Bombengezisch. Da klopfte jemand an unsere Waggontür. Es war ein Wehrmachtsoffizier, der folgende Unterhaltung mit Fräulein Papke führte:



«Bitte aufmachen. Wir müssen noch ein paar Leute bei euch unterbringen!»

«Unmöglich. Ich habe die Anweisung, niemand hereinzulassen!»

«Dummes Zeug! Hier sind halberfrorene Frauen und Kinder. Wir müssen einen Platz für sie finden.»

«Wir reisen mit ‚Ehrenhäftlingen‘, sie stehen unter dem besonderen Schutz von SS-Reichsführer Himmler.»

«Oh, Gott, ich scheiss' auf den Heini, dieses dreckige Schwein.»

Der Offizier draussen stiess ein bitteres Gelächter aus, liess aber von seinem Vorhaben ab. Die Papke sagte nichts mehr. Trotz unseres tiefen Mitleids mit den Frauen und Kindern mussten wir lachen und erzählten uns Witze über Himmler. Von der Papke kamen weder Ermahnungen noch Bedrohungen: Noch vor wenigen Tagen wäre das anders gewesen. Im Schutz der Dunkelheit und zu mehreren genossen wir diesen kleinen Triumph, weil dies auf der individuellen und psychologischen Ebene das Ende des Nazi-Reichs bedeutete.

Endlich erreichten wir, 40 km vor Berlin, Eberswalde. Die Reise fortzusetzen war unmöglich, weil Berlin unter einem Bombenhagel lag. Clemens lag im Sterben. Dr. Goerdeler gab ihm höchstens noch zwei Tage. Wir wandten uns an den SS-Mann Kupfer, dem sofort klar war, dass er etwas unternehmen musste. Es reichte ihm, dass schon Anni Lerchenfeld während dieses Transports gestorben war; deshalb setzte er sich mit dem Reichssicherheitshauptamt, das für jede uns betreffende Entscheidung zuständig war, in Verbindung. Kupfer erhielt umgehend die Anweisung, Clemens und Elisabeth ins Krankenhaus des KZ Oranienburg transportieren zu lassen. Der Abschied war traurig und schmerzlich. Um sieben Uhr abends kam ein SS-Mann, um sie abzuholen. Das Licht einer einzigen Kerze beleuchtete recht und schlecht unser armseliges Lager. Clemens wurde auf einer Bahre hinausgetragen, Elisabeth folgte ihm ernst und aufrecht. Ihre Beherrschung war bewundernswert, denn sie musste ihre drei Kinder bei uns zurücklassen, ohne

zu wissen, ob und wann sie sie wiedersehen würde. Es war ganz still im Waggon, denn es gab in dieser Situation kein tröstendes Wort mehr. Von draussen klangen verlorene Töne eines alten Liedes zu uns herein.

Da die Papke schlief und Kupfer nichts sagte, stieg ich nach diesem traurigen Abschied aus, um ein wenig Luft zu schnappen. Die Szenerie um mich herum schien mit jeder Stunde unwirklicher zu werden. Der einsam gelegene kleine Bahnhof war nur von schwachen, abgedunkelten Laternen den ganzen Zug entlang beleuchtet. Zaghafst drang hie und da Licht durch die Wagentüren. Aus einer Tür hörte man ein melancholisches Volkslied, aus anderen die Klänge einer Gitarre oder einer Ziehharmonika. Ohne die Schicksale zu kennen, spürte man doch die individuellen Tragödien und die Verzweiflung, die auf den Menschen lastete: Zum Tode verurteilte Männer, deren Schicksal beschlossen schien, hofften auf einen Bombenangriff, um fliehen zu können, andere Gefangene würden womöglich dem Tod im nächsten KZ begegnen, Flüchtlinge, die ihr Leben gerettet hatten, aber für wie lange? Auseinandergerissene Familien, Menschen unterschiedlicher Sprachen, die sich nicht kannten, aber einander wie Brüder verbunden waren.

Unser Aufenthalt dauerte einige Tage, denn es gab nur noch wenige offene Strecken. Erst am 28. Februar ging es weiter. Wir erreichten Weimar fast ohne Unterbrechung. Gegen vier Uhr nachmittags hiess es, wir sollten uns fertigmachen, weil wir in einer Stunde in Buchenwald sein sollten. Tatsächlich erreichen wir das Lager am nächsten Morgen um sieben Uhr.

Angeführt von zwei anderen SS-Wachen gingen wir durch dieses riesige Lager, einer richtigen Stadt vergleichbar. In einem Teil standen etwa 200 Baracken, in denen Gefangene aller möglichen Nationalitäten lebten, die zur Zwangsarbeit verurteilt waren. Die verschieden grossen Baracken dienten als Küchen und als Lagerhallen, als Mordstätten und Folterkammern. Aus den Schornsteinen der Verbrennungsöfen strömte der unverkennbare Gestank. Im Zentrum des Lagers befand sich auf einem grossen, asphaltierten Platz die

SS-Kaserne, wie wir später erfuhren, mit allem nur denkbaren Komfort ausgestattet. Etwas weiter entfernt lag ein Krankenhaus, dessen Pfleger, manchmal auch Ärzte, Häftlinge waren. In kleineren Baracken lebten SS-Offiziere mit ihren Familien, bisweilen auch prominente Gefangene, etwa Léon Blum mit seiner Ehefrau und ein bayrischer Prinz, die aber wie üblich keinen Kontakt miteinander haben durften.

Uns «Sippenhäftlinge» brachte man zu einer isoliert stehenden Baracke, die nicht wie in Stutthof von Stacheldraht, sondern von einer hohen, roten Mauer umgeben war, innerhalb deren man nicht mehr als 90 Schritte gehen konnte. Die Baracke lag nahe einer Fabrik, daher in dem Teil des Lagers, der von Bomben zerstört worden war. Für gewöhnlich bombardierten die Alliierten keine Konzentrationslager, und die Nazis wussten das. Aus diesem Grund bauten sie öfter Fabriken in die Nähe von KZs, was für sie zudem den Vorteil hatte, dass die dort arbeitenden Häftlinge keinen weiten Arbeitsweg hatten und keinen Kontakt mit der Bevölkerung aufnehmen konnten, um ihnen über die Geschehnisse im Lager zu erzählen. Zwei russische Gefangene berichteten uns mit sonderbarem Stolz, dass wir in der gleichen Baracke wohnten, in der die Tochter des Königs von Italien, Prinzessin Mafalda von Hessen, den Tod gefunden hatte.\* Während eines Luftangriffs waren die Fabrik und die Baracke der Prinzessin getroffen worden. Die arme Mafalda erlitt schwere Verletzungen und verblutete, weil die SS-Ärzte sie schlecht versorgten. Um ihre Identität zu verheimlichen, war sie stets als «Frau von Weber» angesprochen worden. In der gleichen Baracke, jedoch in einem anderen Flügel, war Rudolf Breitscheid, der sozialdemokratische Innenminister der ersten Regierung der Weimarer Republik, untergebracht worden. Er kam ebenfalls bei diesem Bombenangriff

\* Prinzessin Mafalda war ins KZ gekommen, nachdem ihr Vater nach dem Waffenstillstand der Italiener mit den Alliierten vor den Deutschen nach Süditalien geflohen war. Mafalda, die sich damals nicht in Rom aufhielt, wurde bei ihrer Rückkehr von der SS verhaftet.

um. Übrigens gelang es italienischen Gefangenen unbenutzt, Mafalda ausserhalb des KZ beerdigen zu lassen. Auf ihr Grab legten sie ein schlichtes Kreuz, auf dem «unbekannte Frau» zu lesen war. Nach dem Krieg teilte einer dieser Gefangenen dem Prinzen Philipp von Hessen die genaue Lage des Grabes mit. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es der Familie, den Leichnam exhumieren zu lassen, und Mafalda erhielt einen Platz im Familiengrab in Cronberg.

In der Baracke trafen wir auf viele andere «Sippenhäftlinge» des 20. Juli, unsere Gruppe wurde immer grösser. Da waren die Kinder von «Onkel Moppel»: Ines, eine hübsche und fröhliche 22jährige, ihre jüngere Schwester Alexandra und der 15jährige Bruder Clemens. Alle drei waren sie auf ihrem Besitz in Ammerdingen verhaftet worden und nach einem Aufenthalt im nächstgelegenen Gefängnis nach Buchenwald transportiert worden.

Anneliese Goerdeler konnte endlich ihren jüngsten Sohn Reinhard in die Arme schliessen, ebenso den ältesten Sohn Ulrich, der dort seine Frau Irma wiederfand. Ulrich Goerdeler hatte sehr gehofft, mit seiner Frau auch seine Kinder wiederzufinden, Irma jedoch kannte nicht einmal deren Aufenthaltsort.

Auch für mich gab es eine freudige Begegnung mit Maria Hammerstein, ihrer Tochter Hildrun, genannt «Puppe», und einem ihrer vielen Söhne, Franz. Maria war als junges Mädchen eine der besten Freundinnen meiner Mutter gewesen. Gemeinsam waren sie auf Hofbälle gegangen. Ihr Mann, General Kurt von Hammerstein, war 1930-1934 Chef der Heeresleitung gewesen. Er war ein überzeugter Gegner der Nazis, wurde nach dem Polenfeldzug entlassen und arbeitete lange im Widerstand. Er starb noch vor dem 20. Juli, aber einer seiner Söhne war aktiv am Staatsstreich beteiligt; dies war der Grund für die Verhaftung Marias und ihrer Kinder. Da sie erst Ende Dezember 1944 verhaftet worden waren, wussten sie über meine Familie Bescheid. Sie sprachen über die Hinrichtung meines Vaters wie über eine abgeschlossene Tatsache, sie ahnten ja nicht, dass in mir

noch eine vage Hoffnung gelebt hatte. Ich tat so, als wüsste ich alles, denn ich wollte auf keinen Fall zeigen, wie sehr mich die endgültige Nachricht vom Tod meines Vaters traf. Mein Vater war einige Wochen im Konzentrationslager Ravensbrück gewesen. Seine Ruhe und Selbstsicherheit war allen aufgefallen. Seine einzige Sorge galt meiner Mutter; jeden Tag, so hörte ich, versuchte er mit seinem gewinnendsten Lächeln, die Wachen zu überreden, einen Brief an sie weiterzuleiten, und anscheinend gelang ihm das auch schliesslich. Es erleichterte mich etwas zu hören, dass man ihn nicht körperlich misshandelt hatte. Er wurde vom Volksgerichtshof, von Freisler, verurteilt. Während der Vernehmung vor Gericht beeindruckte seine Haltung alle Anwesenden nachhaltig, und viel später erzählte mir meine Mutter, dass ein bei dem Prozess anwesender Zuhörer meinem Bruder Wolf-Ulli berichtet habe, mein Vater sei so bestimmt und selbstbewusst aufgetreten, dass man nicht mehr gewusst habe, wer der Kläger und wer der Angeklagte gewesen sei. Zwei Stunden nach dem Urteilsspruch wurde das Todesurteil vollstreckt. Wie musste sich meine Mutter allein fühlen, jetzt, wo man ihr den liebsten Menschen in ihrem Leben auf diese Weise genommen hatte. In diesen ersten Tagen in Buchenwald konnte ich meine Gedanken gar nicht lösen von ihrem und meinem eigenen abgrundtiefen Schmerz, der uns so eng verband.

Im Lager trafen wir auch noch einen Bruder von Generaloberst Erich Hoepner, der wegen seiner aktiven Mitarbeit im Widerstand im August 1944 hingerichtet worden war. Sein Bruder hatte seit seiner Verhaftung Schreckliches auszustehen gehabt, man hatte ihn wochenlang in eines dieser unterirdischen Kerkerlöcher gesperrt, die es in den KZs gab. Schon länger befanden sich Fritz Thyssen und seine Frau Amelie in unserer Baracke. Zu Beginn ihrer Haftzeit, vor drei Jahren, waren sie in einer Einzelbaracke untergebracht worden. Fritz, einer der drei Thyssen-Brüder, der «Stahlbarone», hatte sich deutlich gegenüber Hitler geäussert, unter anderem, dass die Industrie nicht in der Lage sei, in dem von Hitler verlangten Tempo Kriegsmaterial zu produzie-

ren, ein Krieg sei deshalb undenkbar. Im Dezember 1940 war er zusammen mit seiner Frau verhaftet worden. Er war ein faszinierender älterer Herr mit ausgeprägtem Sinn für Humor. Obwohl er keinen direkten Kontakt zur Aussenwelt gehabt hatte, war er gut über alles informiert. Seine Frau Amelie wirkte so zart und dünn, dass man sich wunderte, dass sie bisher alles überstanden hatte. In Buchenwald traf ich auch die 30jährige Isa Vermehren, die verhaftet worden war, weil ihr Bruder, Abwehragent in Istanbul, im Februar 1944 übergelaufen war. Vor dem Krieg hatte sie als Sozialfürsorgerin gearbeitet und irgendwann auch in einem Cabaret gesungen. Sie spielte hervorragend Ziehharmonika. In Buchenwald spielte und sang sie häufig für uns – eine von uns beinahe festlich empfundene Abwechslung.

Mir fiel ausserdem eine junge Frau auf, Frau Schröder. Sie war mit einem protestantischen Pastor verheiratet, der engen Kontakt zu Pastor Niemöller gehalten hatte. Von ihrem Mann wusste sie nichts, aber wenigstens waren ihre drei Kinder im Alter von fünf, sieben und zehn Jahren bei ihr. Wir Mütter, denen man die Kinder genommen hatte, beneideten sie darum natürlich sehr.

Da wir unsere Mahlzeiten nicht selbst zubereiten mussten, hatten wir viel Zeit, und so unterrichtete ich das älteste Schröder-Kind. Nachmittags las ich mit Alex die «Vita Nuova» von Dante, abends spielten wir Bridge mit Markwart junior und Otto Philipp. Wir vier waren unzertrennlich geworden.

Die Russinnen, die einmal in der Woche unsere Kohleration brachten – natürlich ebenfalls Häftlinge –, erzählten, dass Kommunisten unterschiedlicher Nationalität sich im Lager organisiert hatten, um auf den Moment des Zusammenbruchs vorbereitet zu sein. Deshalb hätten sie sich einen heimlichen Lebensmittelvorrat zugelegt. Entsprechend dem Vorschlag der russischen Häftlinge wollten sie im geeigneten Moment die SS-Männer töten – und zu meiner grossen Überraschung auch die Polen, die von den Russen fast mehr gehasst wurden als die Deutschen. Warum das so war, weiss ich nicht; so wurde es uns damals aber erzählt. Es war klar,

dass sie danach wegen ihres schlechten Gesundheitszustands das Lager nicht würden verlassen können und deshalb beschlossen, im Lager zu bleiben und dort die Entscheidungen der Alliierten abzuwarten.

Am 13. März erschien ein Gestapo-Mann, um uns Fragen zu stellen, aber auch unsere Beschwerden anzuhören. Das Wichtigste für uns war, endlich Nachrichten von unseren Kindern zu erhalten. Er versicherte uns, sich umgehend um unsere Angelegenheiten zu kümmern. Scheinbar hatten wir nichts dazugelernt und waren so naiv wie eh und je, denn in Wirklichkeit passierte nichts. Lügen, wie immer! Zu meinen Kindern hatte sich der Mann geäußert, sie seien nicht zusammen mit den anderen Kindern in Bad Sachsa, sondern woanders untergebracht, sie wollten jedoch alle Kinder von Widerstandsangehörigen des 20. Juli an einem dritten Ort zusammenführen. Konnte man glauben, was er sagte? Ich meinte, in meiner Verzweiflung zu versinken. Wie sollten wir denn die Kinder je wiederfinden in diesem Chaos, das nach dem Zusammenbruch noch totaler werden würde?

Zu meiner grossen Freude bekam ich einen Brief von meiner Mutter:

*15. Januar 1945, Ebenhausen*

«... Ich fürchte, dass mein letzter Brief Dich nicht erreichte, denn ich schickte ihn nur wenige Stunden vor einem grossen Luftangriff auf München ab. So schreibe ich Dir heute nochmals, um Dir zu sagen, dass es uns allen gut geht. Von München ist kaum was stehen geblieben. – Ich war so froh, als ich endlich wieder einen Brief von Dir in den Händen hielt, und es tut mir so leid, da Du immer noch nicht recht wohl bist. Du beklagst Dich über den Mangel an Briefen, aber ich habe alle 14 Tage, wie erlaubt, geschrieben. Dieter geht es gut. Er ist in Festungshaft in Küstrin ...»

Am 16. März kreiste ein Fieseler-Storch lange über unserer Baracke. Wir stürzten ins Freie und winkten mit Taschentüchern und Bettlaken. Es war Lita Stauffenberg, die Frau von Alex, die ihren Mann besuchen kam, wie sie es schon einmal in Stutthof getan hatte; damals hatte ich aber mehr tot als

lebendig mit Typhus im Krankenzimmer gelegen und deshalb Litas Besuch aus der Luft nicht miterlebt. Sie war unsere einzige Verbindung zur Welt jenseits des Stacheldrahtes.

Als Lita wieder abgeflogen war, umringten wir Alex, um Neuigkeiten zu hören. Nach Stutthof hatte Lita nichts mehr über das Schicksal ihres Mannes erfahren. Vor einigen Wochen hatte sie mit der Gestapo in Lauenberg telefoniert, und dort endlich hatte sie gehört, dass wir in Richtung Berlin transportiert worden seien, es beinahe ausgeschlossen sei, dass wir nicht durch die Russen vom Westen getrennt worden wären. So hatte Lita versucht, auf gut Glück in Buchenwald zu landen, um nachzuforschen, ob wir vielleicht hier wären. Nach allem, was Lita Alex erzählt hatte, musste auch meine Familie langsam über meinem Schicksal verzweifeln. Von Tag zu Tag ging das «Dritte Reich» schneller seinem Untergang entgegen; jeden Tag Fliegerangriffe, jede Nacht bellten die Wachhunde, schrien die fliehenden Häftlinge, wenn sie von den Hunden gepackt wurden, auf Karren luden sie die Toten, und die Lebenden sahen wie Skelette aus, sie bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Man hörte, dass jeden Tag 200 bis 300 Menschen im Lager starben.

Nur um einmal für kurze Zeit dieser Festung zu entkommen, gab ich vor, starke Zahnschmerzen zu haben, und liess mich zum Zahnarzt bringen. Abermals verwundert sah ich die riesige Barackenstadt vor mir und erlebte eine groteske, surrealistische Szene: Häftlinge in den grauweiss gestreiften Kitteln, die von der Arbeit zurückkamen, ihr Blick verzweifelt oder schon wie leblos die Augen, statt Wangen dunkle Höhlen, die Haare wie üblich geschoren. Die Italiener und Russen unterschied man von den anderen, indem man ihnen ausserdem einen Streifen in die kurzen Stoppeln rasiert hatte. Sie marschierten in Viererreihen. Wenn sie zu langsam gingen, schlugen ihnen die Wachen mit dem Gewehrkolben in den Rücken. Der Gefangenenzug wurde von einer Musikkapelle angeführt, die unentwegt Marschmusik spielte. Am Ende der Strecke angelangt, stellten sich die



«Musikanten» am Strassenrand auf, und diese armseligen Kreaturen mussten an ihnen wie bei einer Parade vorübermarschieren. Konnte es noch etwas Sadistisches geben?

Im Westen war Würzburg bereits gefallen, die ersten amerikanischen Panzer fuhren in Bamberg ein. Wir hofften, dass der Rückzug so chaotisch ablaufen würde, dass die SS uns nicht mehr aus Buchenwald fortbringen könnte. Dann würden wir von den Amerikanern und nicht wie in Stutthof von den Russen befreit werden. Am 27. März überflog Lita noch einmal unsere Baracke, aber diesmal war sie nicht alleine. Wer konnte das sein? Es waren Clemens und Elisabeth Stauffenberg. Wenn Lita nicht gewesen wäre, wären sie in die Hände der Russen gefallen, die sich Berlin näherten. Auf Anordnung der SS brachte Lita Elisabeth zu uns ins Lager, Clemens jedoch nach Hause, der, obwohl einigermaßen genesen, keine weitere Reise durchgestanden hätte. Elisabeth erzählte, sie seien für eine Weile im Krankenhaus in Potsdam gewesen. Ausserdem hätte sich Franzis von Kameke, bei der meine Eltern immer gewohnt hatten, wenn sie in Berlin waren, heimlich nach mir erkundigt. Ich war froh darüber, weil mir das die Gewissheit gab, dass meine Familie über mich Bescheid wusste. Auch in Buchenwald hörte man nun das Dröhnen der Artillerie. Die Front konnte nicht weiter als 40 Kilometer entfernt sein. Unsere Nervosität war kaum noch auszuhalten, zumal das Gerücht umging, man wolle uns wieder abtransportieren – und tatsächlich kam am 3. April der Befehl: «Packt eure Sachen. Ihr dürft nur soviel mitnehmen, wie ihr auf den Knien halten könnt.»

## 11.

### *Von Buchenwald nach Dachau*

Stauffenbergs liessen viele Koffer im Lager zurück. Ich aber konnte den Befehl nicht mehr ganz ernst nehmen und zog meinen Koffer hinter mir her, auch wenn ich ihn nicht auf den Knien halten konnte. Wir sassen stundenlang auf unserem Gepäck und warteten, weil der Leiter des Transports erst abends eintraf. Er hiess Bader, war Obersturmführer und schien mir mit seinen eckigen, grausamen Zügen in dem sonst leeren Gesicht und den vulgären, aggressiven Manieren wie ein Bluthund. Mit ihm kam noch ein Untersturmführer namens Stiller, der etwas angenehmer wirkte. Sie schoben uns rücksichtslos in Busse, die eigentlich gerade für die Hälfte unserer Gruppe gereicht hätten, sie brüllten herum, wir sollten keine Geschichten machen, es sei genug Platz, sonst würden sie unser Gepäck hinauswerfen. Irgendwie sassen dann auch alle, zum Teil einer auf dem Schoss des anderen. Die zwei SS-Frauen, die in Buchenwald unsere Wachen gewesen waren, blieben im Lager zurück, und wir fragten uns, was mit ihnen geschehen würde. Die eine hatte oft aus Verzweiflung über die Situation geweint. Sie war mit Gewalt zur SS eingezogen worden und fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit aus dem Lager zu fliehen.

Die drei Busse setzten sich in Bewegung und fuhren bis zum nächsten Morgen durch. Mehrmals mussten die Fahrer nach dem Weg fragen. Während dieser Pausen hätten wir dringend austreten müssen, aber man verbot es uns unter Drohungen: «Tut euch nicht so wichtig! Wir können euch auch noch ganz anders behandeln!» Maria Hammerstein jedoch liess sich nicht einschüchtern. Ihre Stimme nahm einen leicht militärischen Ton an: «Wenn ihr mich nicht sofort aussteigen lasst, setze ich euch mitten in den Bus einen Bach.» Die Männer taten so, als hörten sie nichts. Darauf-

hin zwängte sie sich energisch zwischen uns und dem Gepäck durch und warf sich mit einer solchen Wucht gegen die SS-Wachen, dass diese wankten. Da gaben sie auf. Eine Wache stieg hinter ihr aus und richtete das Gewehr auf sie, bis sie fertig war. Einer nach dem anderen durften wir nun auch austreten. Wir hatten inzwischen weniger Angst und wurden den Wachen gegenüber fordernder. Das änderte zwar nicht ihr Verhalten uns gegenüber, aber wir konnten fast alles erreichen, was wir wollten.

Bei einem dieser Aufenthalte bemerkten wir, dass uns ein Auto folgte, in dem sich zwei Personen unter SS-Bewachung befanden. Wir erkannten Léon Blum, den ehemaligen französischen Premierminister, und seine Frau, die uns beide verstohlen zuwinkten. Hinter ihnen fuhr noch eine mit Menschen vollgestopfte «grüne Minna». Plötzlich kam noch ein dritter Wagen angefahren. Fünf Leute wurden aus der «Minna» herausgezerrt, zwei davon in Uniform, von denen einer eine schwarze Binde über einem Auge trug. Nach einer lebhaften Diskussion zwischen den SS-Leuten wurden zwei Personen wieder in die «grüne Minna» gedrängt; drei wurden in dem dritten Auto von der SS fortgefahren. Später erfuhr ich, dass einer dieser Männer Josef Müller gewesen war, der für den Widerstand die Verbindung zum Vatikan hergestellt hatte. Die zwei Offiziere gehörten ebenfalls, wie ich später erfuhr, zum Widerstand, der Marineoffizier Liedig und Major Gehre, der mit der schwarzen Augenbinde, ein naher Mitarbeiter von Admiral Canaris.

Im Verlauf der Reise stellten wir mit Schrecken fest, dass unsere Wachen Bader und Stiller sehr ungenaue Instruktionen im Hinblick auf uns erhalten hatten. Sie wussten gerade noch, wer wir waren und wohin sie uns bringen sollten, hatten aber keinen Pfennig für die Reise erhalten und liessen ihre üble Laune an uns aus. Die Busse hielten schliesslich bei einem KZ in der Nähe von Regensburg. Dort wollte man uns aber nicht aufnehmen, weil das KZ überfüllt war. Nun wussten die beiden SS-Leute nicht mehr, was sie tun sollten. Da es dem Abend zuging, luden sie uns nach langen Diskussionen im Gefängnis in Regensburg aus.

Von unserem Protest nahmen sie natürlich keine Notiz und trieben uns mit Stössen und brüllend durch das Gefängnistor. Da verlor ein Häftling, ein Offizier namens Schatz, jede Zurückhaltung und liess seiner Wut und Empörung freien Lauf – mit dem Ergebnis, dass die unsicher gewordenen SS-Leute den Gefängnisdirektor kommen liessen. Schatz fragte, ob man wenigstens die Zellentüren offenlassen würde, worauf der Direktor freundlich erwiderte, dass die Gefängnisvorschriften das nicht zuliessen.

Die Ungarn, die Gefangenen aus der «grünen Minna» und das Ehepaar Blum befanden sich bereits in diesem Gefängnis, und nach langem Hin und Her wurden wir zu fünft oder acht in die völlig verwanzten Zellen geschlossen. Auch Schatz musste diesem Befehl folgen. Als sie zusperreten, machten wir voller Wut einen Höllenlärm, und immerhin wurden am nächsten Tag unsere Türen geöffnet, und wir konnten auf den Korridoren entlanggehen. Auf unsere Bitten hin öffneten sie auch die Zellentüren der Ungarn. Die Gefangenen aus der «grünen Minna» und das Ehepaar Blum blieben eingesperrt. Léon Blum verhielt sich eher reserviert und wollte sich unseren Protesten nicht anschliessen. Der Offizier Schatz war als Vetter von Bernd Gisevius verhaftet worden, obwohl er niemals dem Widerstand nahegestanden hatte, sondern wie Kretschmann mit der Nazipropaganda gross geworden war. Aber wir hatten ihm, seit er zu uns gestossen war, die Augen geöffnet.

Durch die Klappen in den Zellentüren machten wir am nächsten Tag Bekanntschaft mit neuen Schicksalsgefährten. Wie war unsere Gruppe gewachsen! In einer Zelle entdeckte ich Oberstleutnant von Petersdorff, einen alten Bekannten meiner Eltern und eingeschworenen Nazigegner. Er war verhaftet worden, weil er nach dem Attentat Freunden geholfen hatte unterzutauchen. In seiner Zelle befand sich noch Major Sigismund Payne-Best vom englischen Geheimdienst und zwei weitere Geheimagenten. Sie waren zu Beginn des Krieges von den Deutschen an der holländischen Grenze enttarnt worden, als sie Kontakt zum deutschen

Widerstand aufnehmen wollten.\* In der gleichen Zelle war ausserdem der 22jährige Wassily Kokorin untergebracht, ein Neffe Molotows, in einer anderen erkannte ich das Ehepaar Heberlein, ebenfalls gute Freunde meiner Eltern; er war deutscher Diplomat gewesen. Wir, die wir uns über die Viehwagen, die überfüllten Autobusse und die Gewalttätigkeit der SS beschwert hatten, hörten jetzt von denen, die mit der «grünen Minna» gefahren waren, dass der Wagen im Innern in lauter winzige Zellen aufgeteilt war, in denen man lediglich sitzen konnte, sich umzudrehen oder zu bücken war ausgeschlossen. Es gab nicht die geringste Öffnung, und man wurde von dem schaukelnden Fahrzeug hin und her geworfen. Im Vergleich dazu schien unser Transport noch angenehm gewesen zu sein!

Meine Entdeckungsreise wurde plötzlich von durchdringendem Sirenengeheul unterbrochen, wir wurden alle in den Luftschutzbunker des Gefängnisses geführt, und nun flogen drei Stunden lang alliierte Flugzeugformationen über uns hinweg. Ihr Ziel lag offensichtlich woanders, denn Regensburg wurde nicht bombardiert.

Gegen Mittag tauchte Bader auf, ganz verzweifelt, und fragte doch wahrhaftig uns, wohin sie uns transportieren sollten. Einfach unglaublich! Wir schlugen ihnen sofort verschiedene Besitzungen von Freunden in der Umgebung vor, aber das gefiel ihnen verständlicherweise nicht. So ging die Reise ohne einen genauen Bestimmungsort weiter. Bader und Stiller waren völlig orientierungslos. Später erfuhren wir, dass sie den Befehl hatten, uns nach Dachau zu bringen, aber auch dieses riesige Lager war überfüllt. Es schien, als ob ganz Deutschland in KZs eingesperrt sei. Am nächsten Morgen machten wir in Schönberg im Bayerischen Wald halt, wo wir in einer Schule und in einem Krankenhaus untergebracht wurden.

Die Nachricht von der Identität der vielen «Gäste» verbreitete sich rasch in der Gegend. Unter SS-Bewachung

\* Es handelte sich dabei um den sogenannten Venlo-Zwischenfall, benannt nach dem holländischen Grenzübergang Venlo.

wurden wir zu den Bauern begleitet, um Säcke mit Stroh zu füllen, die wir als Matratzen auf unsere Lager legen sollten. Während dieses Unternehmens steckten uns die Bauern heimlich Äpfel und Eier in die Taschen. Wir richteten uns so gut wie möglich ein. Ich teilte den Schulraum mit den Familien Stauffenberg, Hofacker und Thyssen, zusammen 16 Personen. Auf dem Flur gab es eine primitive Toilette und im Zimmer ein Waschgeschirr.

Wir kamen überein, dass die Männer den Raum verliessen, wenn die Frauen sich wuschen und umgekehrt. Fritz Thyssen machte eine Ausnahme: Er hatte uns Frauen gebeten, im Zimmer zu bleiben, denn er sei langsam, würde sich rasieren, während wir uns waschen würden und uns natürlich den Rücken kehren.

Wir hatten nichts dagegen, hatten aber seinen kleinen Spiegel nicht bemerkt, den er zum Rasieren benutzte und so aufstellte, dass er uns Frauen während des Waschens genau beobachten konnte. Als wir ihm, halb lachend, diesen Trick vorwarfen, meinte er: «Was wollt ihr, ich bin ein alter Mann, habe weiss Gott viele Frauen im Evakostüm gesehen, nehmt mir dieses kleine Vergnügen nicht.» Fritz Thyssen hatte so viel Charme, dass wir ihm nicht böse sein konnten. Ausserdem ging er jeden Abend von Lager zu Lager, küsste den Frauen die Hand und machte ein kleines Kompliment. So wollte er die Stimmung ein wenig heben.

Die Eier und Äpfel hatten uns gestärkt, die SS-Männer nämlich sollten uns von den Lebensmittelvorräten abgeben und beschummelten uns ständig. Sie gaben uns für zehn Personen einen Laib Brot und ein Stückchen Käse und meinten, das müsste für Tage reichen. Unvorstellbar! Gottlob hielt dieser Zustand nicht lange an. Im oberen Stockwerk waren Léon Blum und seine Frau ganz komfortabel im Lehrerzimmer untergebracht. In anderen Zimmern schliefen Major Best und die anderen englischen Agenten, der Neffe von Molotow und Pfarrer Bonhoeffer, der ebenfalls in der «grünen Minna» angekommen war.

Als Müller und andere zum Transport nach Flossenbürg aufgerufen wurden, versteckte sich Bonhoeffer hinter ande-

ren und antwortete nicht, als er aufgerufen wurde. Leider holten ihn die SS-Männer ein paar Tage später doch noch ab. Er wurde am 9. April zusammen mit Admiral Canaris und General Oster hingerichtet.

Nach langem Fragen und Bitten erhielten wir die Erlaubnis, jeden Tag einen Spaziergang machen zu dürfen. Natürlich wurden wir von einer Wache begleitet. Wie im Traum gingen wir unter dem strahlend blauen Himmel durch die Frühlingslandschaft! Von den Wachen unbemerkt konnten wir Verbindung zur Bevölkerung aufnehmen. Der Erfolg: Die Leute aus dem Ort brachten dem zunächst wohnenden Bäcker Lebensmittel für uns. Nachts liessen wir einen Strick aus dem Fenster, und der Bäcker füllte für uns Eimer und Körbe mit den herrlichsten Leckerbissen. Die Menge an Brot und Butter, Eiern und Marmelade reichte für uns alle. Jede Nacht wiederholte sich die gleiche Szene, die mich lebhaft an Bilder von Spitzweg erinnerte.

Seit längerem schon waren wir ohne Nachricht über die Lage in Deutschland und erst recht über die internationale Situation. Nun teilten uns die Dorfbewohner die letzten Neuigkeiten mit. Seit Monaten schon fragten wir uns, warum die deutschen Soldaten für eine offensichtlich verlorene Sache weiterkämpften. Die einzige Erklärung, die wir uns vorstellen konnten: Seit über einem Jahr war das Terrorregime in Deutschland noch umfassender und brutaler geworden. Wir erfuhren, dass Wien eingenommen war und die Russen in unglaublichem Tempo vordrangen.

Ab und zu ging ich heimlich in den zweiten Stock, um mich mit Léon Blum und seiner Frau zu unterhalten, die mir mit einem wachen Intellekt begabt zu sein schienen, was unsere Kontakte bestätigten. Frau Blum war ihrem Mann freiwillig ins Gefängnis und ins KZ gefolgt, weil sie ihm in diesen finsternen Zeiten zur Seite stehen wollte. Beide stellten sich niemals in den Vordergrund, wie es andere taten, sie versuchten nie, einen Vorteil aus ihrer Position zu ziehen, und waren mit allem zufrieden. Es tat mir leid, dass ich nicht besser Französisch sprach; wir hätten sonst intensivere Gespräche führen können.

Am 12. April erreichte uns die schreckliche Nachricht, dass Lita in der Nähe von Schönberg mit ihrem Flugzeug abgestürzt und dabei umgekommen sei. Sie war wohl auf dem Weg zu Alex gewesen und dabei in einen Luftangriff geraten, mit dem sie gar nichts zu tun hatte. Stiller rief Alex nach draussen, um ihm die traurige Botschaft zu übermitteln. Als er wieder hereinkam, war er kreidebleich. Er hatte seine Frau sehr geliebt. Seine Beherrschung war bewundernswert. Der Tod seiner Frau, die Hinrichtung seiner beiden Brüder, die Zerstörung seines Hauses durch einen Bombenangriff, bei dem auch seine ganze, so sorgfältig über Jahre zusammengestellte Bibliothek verbrannte – das alles hatte seine ganze Vergangenheit ausgelöscht. Wir versuchten wohl, ihn zu trösten, aber wie mag er sich in diesem Augenblick unter so vielen Menschen gefühlt haben! Andererseits wollte er nicht allein sein, er bat Elisabeth und mich, uns zu ihm zu setzen. Unsere Freundschaft half ihm vielleicht doch auch in diesem Moment etwas.

Nach 14 Tagen, am 16. April, verliessen wir Schönberg. Die Dorfbewohner stellten sich am Strassenrand auf, um Abschied von uns zu nehmen – sollte das die «Entrüstung des Volkes» sein, vor der die SS uns schützen musste, weshalb sie uns ins KZ gesperrt hatte, wie unsere Wachen anfangs behauptet hatten? Wir fühlten uns wie stolze Fürsten, während die SS-Männer eine wütende, ohnmächtige Miene aufsetzten. Unsere nächtliche Fahrt war begleitet von dauernden Luftangriffen. Landshut war kurz vorher bombardiert worden, verkohlte Fahrzeuge, Pferdeleichen und obdachlose Menschen säumten den Weg. Dann fuhren wir durch München – ich war erschüttert. Von weitem schien alles intakt, schienen alle Gebäude noch zu stehen. Aber je näher wir kamen, desto deutlicher sahen wir: nur noch Mauern und Fassaden, dahinter gähnende Leere, einige Menschen streiften umher, Autos gab es keine mehr. München war zu einer von tiefem Schweigen beherrschten Gespensterstadt geworden. Kaum 20 Kilometer war ich von Mutti und Almuth entfernt. Ich hätte Ebenhausen ja zu Fuss erreichen können – aber mir fehlte der Mut. Die Haftzeit



hatte mich bereits passiv und ängstlich gemacht, ich wollte unter keinen Umständen alleine sein.

Wir hielten schliesslich vor dem Haupteingang des KZ Dachau, der aber nicht geöffnet wurde. Scheinbar erwartete niemand neue «Gäste». Eine unserer Wachen stieg aus und verschwand hinter dem Tor. Wir mussten im Bus bleiben und durften nicht aussteigen; währenddessen wurden wir zunehmend nervöser. Die Luft im Bus war zum Schneiden. Erst vier Stunden später öffnete sich das Tor, und wir entkamen den stinkenden Bussen. Es war drei Uhr nachmittags, die Sonne schien aussergewöhnlich stark für die Jahreszeit. Nirgends gab es Schatten. Erschöpft und ganz trocken vor Durst, setzten wir uns auf unser Gepäck. Nach einer endlos scheinenden Stunde tauchte ein SS-Obersturmführer auf und befahl unseren Männern, sich etwas abseits in einer Reihe aufzustellen, weil sie zum «Volkssturm» eingezogen werden sollten! Alle Männer von 16 bis 60 Jahren, die zu Hause geblieben waren, wurden in den letzten Kriegsmonaten zu diesem «Volkssturm» eingezogen. Wir Frauen bekamen es mit der Angst zu tun, viele begannen aus Verzweiflung zu weinen; wir befürchteten nämlich, dass es sich nur um einen Vorwand handelte und dass sie in letzter Minute unsere Männer erschossen würden. In dieser dramatischen Situation liess man uns weitere Stunden in der unerträglichen Hitze warten, bis wir von Müdigkeit überwältigt auf unserem Gepäck einschliefen.

Endlich, nachmittags um sechs Uhr, erschien ein hohes Tier von der SS, um uns mitzuteilen, dass man uns nicht trennen würde. Wir waren nun überzeugt, dass wir das ganze Theater nur der sadistischen Neigung unseres Transportleiters Bader zu verdanken hatten. Der SS-Führer wollte vermeiden, uns alle, müde wie wir waren, kilometerweit durch das Lager laufen zu lassen, um ein Quartier zu finden. Deshalb liess er uns Frauen zurück und machte sich mit den Männern auf die Suche. Wir warteten also weiter, bis sie uns holen kamen. Schliesslich hatten sie ausserhalb der eigentlichen Lagerstadt in der Nähe des SS-Krankenhauses einige leere Baracken gefunden; eine wurde uns zugeteilt, eine

andere den Ungarn. Wir bekamen das gleiche Essen wie die Krankenhaus-Patienten, es war gut und ausreichend, vor allem aber konnten wir endlich einmal uns und unsere Kleidung waschen – ein wahrer Genuss!

Jede Nacht war Fliegeralarm, die Angriffe klangen bedrohlich nahe. Unsere Baracken gehörten nicht zum eigentlichen Lager, sie waren vielmehr dem SS-Ausbildungslager benachbart, dem einzigen Steinbau weit und breit, der möglicherweise ein Ziel für die Angriffe darstellte. Sowohl tagsüber als auch nachts waren wir viel zu faul, in den Luftschutzraum zu gehen. Wenn die SS-Leute uns holen wollten, versteckten wir uns in den Schränken, unter den Betten und an anderen unmöglichen Stellen. Das ging aber nur so lange, bis die SS-Männer uns auf die Schliche kamen und uns zwangen, in den Luftschutzkeller zu gehen. Bei jeder Bombenexplosion wackelte die Baracke, als würde sie sofort zusammenbrechen, ein ekelhaftes Gefühl, aber allmählich waren wir dieser Gefahr gegenüber gleichgültig geworden. Während eines besonders heftigen Angriffs allerdings verlor ich doch einmal die Nerven, ich spürte höchste Todesangst. Alle waren in den Keller gegangen, aus irgendeinem Grund war nur ich alleine in der Baracke zurückgeblieben. Ich weiss nicht, ob das Gefühl der Einsamkeit, die Erschütterung der Baracke oder die unmittelbare Nähe der Explosion mich veranlassten, so schnell ich nur konnte die Baracke zu verlassen und die 100 Meter über die Wiese zum Luftschutzraum zu rennen. Alles war von «Christbäumen» taghell erleuchtet. Ich fühlte mich als Zielscheibe in diesem Orkan. Als ich endlich den Schutzraum erreichte, atmete ich unendlich erleichtert auf: Die vergangenen Minuten waren mir wie eine Ewigkeit erschienen. Die Baracke war nicht getroffen worden, die grossen Bomben scheinen immer näher zu sein, als sie es in Wirklichkeit sind, besonders, wenn man sich im Luftschutzkeller aufhält. Mich überfiel Angst und Entsetzen: Nicht nur die Städte, ganz Deutschland lag unter einem Bombenteppich. Waren Corradino und Robertino in Deutschland? Welche Schrecken mussten sie erleben? Bei den Bombenangriffen gab es viele Tote, viele wurden ver-

letzt und verstümmelt. Und ich hatte ihnen versichert, sie würden nur für die Zeit eines Spaziergangs von mir getrennt sein!

Ohne diese kleinen, unschuldigen und ungeschützten Wesen hätte mich all das viel weniger berührt, aber der Gedanke an sie brachte mich fast um den Verstand.

Wir hörten, dass Buchenwald von den Amerikanern besetzt worden war, dass die SS-Leute zu Fuss Richtung Dachau flohen und viele Häftlinge zwangen, mit ihnen zu kommen. Andere Häftlinge wurden in Viehwagen geladen und erhielten Proviant, der aber für den langen Transport nicht reichte. Solche Züge kamen dann mit einem Waggon voll Toter an. Wir hörten das von der unsympathischeren der beiden weiblichen SS-Wachen aus Buchenwald namens Rafforth. Der anderen, mit der wir uns angefreundet hatten, war die Flucht aus dem Lager in Zivilkleidung und mit gefälschten Papieren gelungen. Die Rafforth sah inzwischen jämmerlich aus, die Uniform hing ihr in Fetzen vom Leib, ihr Blick drückte Entsetzen und Verzweiflung aus.

Wir befanden uns mittlerweile an der Frontlinie, die Amerikaner waren höchstens 50 Kilometer von Dachau entfernt. Tag und Nacht gab es Alarm. Die Detonationen der Bomben mischten sich mit dem Dröhnen der Artillerie. Zu diesem Zeitpunkt hielten wir einen Weitertransport für ausgeschlossen, dennoch kam am 25. April die gewohnte Aufforderung: «Zusammenpacken!»

Wir hatten uns für den Fall, dass wir die Koffer nicht weiter mitnehmen konnten, aus Decken Rucksäcke genäht. Etwa 20 Minuten mussten wir zu Fuss durch das Lager zu den Lastwagen und Bussen gehen, mit denen wir fortgebracht werden sollten. Mit diesen Rucksäcken, an denen bei jedem Schritt die Pfannen und Pfännchen, Blechnäpfe und anderer Kram klapperte, sahen wir aus wie eine Zigeuner-Karawane. Natürlich reichte der Platz auf den Lastwagen nicht aus, deshalb mussten einige von unseren jungen Leuten mit anderen Häftlingen zu Fuss weitergehen, so Markwart Stauffenberg junior, Franz Hammerstein, Reinhard Goerdeler, der Offizier Schatz und andere. Schweren Herzens nahmen

wir Abschied von ihnen. Ob wir sie je wiedersehen würden? Was hatte die SS mit all den Häftlingen vor, die sie mit ihren Waffen vor sich hertrieb? Ich kletterte auf einen der überfüllten Lastwagen. Die wenigsten konnten auf ihren Rucksäcken sitzen, fast alle mussten mit eingezogenem Kopf stehen, um nicht ständig an die Wagendecke zu stossen.

Im gleichen Lastwagen, in dem ich sass, entdeckte ich den berühmten Pastor Niemöller, der seit 1937 in Haft war, ausserdem Kurt von Schuschnigg, den ehemaligen österreichischen Kanzler, mit seiner Frau Vera und der vierjährigen Tochter Sissy. Zunächst wirkte Schuschnigg sehr still, beinahe reserviert; er versuchte mit all seinem Leid und dem seiner Familie alleine fertig zu werden. Erst später hatte ich Gelegenheit, ihn besser kennenzulernen, und war überrascht festzustellen, dass er trotz der langen Gefangenschaft geistig und intellektuell überaus lebendig geblieben war; die politische Lage konnte er klar einschätzen. Sicher hat auch die Gegenwart seiner Frau Vera zu seiner trotz allem positiven und menschlichen Haltung stark beigetragen. Vera war eine lebhaftere, fröhlichere Frau, immer bereit, den anderen zu helfen; das trug ihr natürlich grosse Sympathie bei ihren Leidensgenossen ein. Lebensbedrohlich waren für Schuschniggs die Wochen im KZ Flossenbürg, einem der schlimmsten Vernichtungslager, vergleichbar dem, was Auschwitz für die Juden war. Nur wenige verliessen die Hölle von Flossenbürg lebend. Es grenzt an ein Wunder, dass Schuschniggs sich retten konnten und mit ihnen General Thomas, General von Falkenhausen, Molotows Neffe, Major Payne-Best und andere aus der Gruppe, die dann nach Dachau verlegt wurden.

Die Lastwagen setzten sich um zwei Uhr nachmittags in Bewegung, wie immer kannten wir das Ziel nicht. Leider war der widerwärtige Bader, der uns seit Buchenwald begleitete, immer noch bei uns. Der freundlichere Stiller deutete an, dass wir möglicherweise die Alpen überqueren würden.

Unendliche Gefangenenkolonnen schlurften mühsam in ihren Holzpantinen unter Bewachung an uns vorbei. Sie

hatten nur etwas Brot bekommen, nicht einmal ihre persönlichen Habseligkeiten hatten sie mitnehmen dürfen. Wenn einer nicht mehr weiterkonnte, wurde er von den SS-Männern mit dem Gewehr angetrieben, wenn einer hinfiel, wurde er sofort erschossen. Wir waren entsetzt und erschüttert – so viel Elend schleppte sich da an unserem Lastwagen vorüber. Eine Wache hatte Schuschnigg in Flossenbürg anvertraut, dass eine nicht unerhebliche Zahl von SS-Männern unter solchen Situationen, auch unter den ihnen in Flossenbürg befohlenen Hinrichtungen litten, sie hätten jedoch weder die Kraft noch die Möglichkeit, sich dagegen aufzulehnen. Wir nahmen an, dass die SS-Leute im Augenblick der endgültigen Niederlage, die sie auf sich zukommen sahen, ihre Gefangenen laufen lassen würden, um selbst zu fliehen und sich zu verstecken. Markwart Stauffenbergjunior bestätigte nach dem Krieg diese Vermutung: Die jungen Leute aus unserer Gruppe, die zu Fuss weiter mussten, hatten sehr viel Glück gehabt, hatten sich aber auch klug verhalten. Sie überredeten ihre Wachen, die Waffen fortzuwerfen und zu fliehen, und im Grunde waren diese nur froh, dass man ihnen half, eine Entscheidung zu treffen – es ging ja mittlerweile um die Rettung ihrer eigenen Haut – und im gewaltigen Chaos der deutschen Auflösung unterzutauchen. Die Gefangenen hatten sich so endlich die Freiheit verschafft!

Nach einigen Stunden erreichten wir die Alpen. Da die Lastwagen hoffnungslos überladen waren, mussten wir auf zu steilen Strecken aussteigen und zu Fuss weitergehen. So erreichten wir ein Durchgangslager in Reichenau – in der Nähe von Innsbruck! Mich ergriff grosse Traurigkeit: Vielleicht waren Corradino und Robertino ganz in meiner Nähe. In Reichenau schloss sich für mich der Kreis, der sich in Innsbruck geöffnet hatte. Begonnen hatte es mit dem Gefängnis in Innsbruck, und seitdem war ich von einem Konzentrationslager zum anderen geschoben worden – aber dies war noch immer nicht das Ende.

## 12.

### *Der Freiheit entgegen! Reichenau, Villabassa, Anacapri*

Die Ungarn und die Leute aus der «grünen Minna» waren schon vor uns im Durchgangslager Reichenau eingetroffen. Wir freuten uns, sie alle wiederzusehen, denn mittlerweile waren wir schon alte Freunde geworden. Wir lernten aber noch viele neue Mitgefangene kennen. Die Gruppe von Himmlers Sonderhäftlingen – vielmehr seine Geiseln – zählte nun 120 Menschen aus 16 verschiedenen Nationen. Sofort erkannte ich Dr. Hjalmar Schacht, der, obwohl viel zu intelligent und schlau, um sich über Hitlers Regime Illusionen zu machen, dennoch Hitler den Weg geebnet hatte. Aber als er 1938 wagte, offene Kritik an der Judenverfolgung zu äussern, entliess Hitler ihn von seinem Posten als Präsident der Reichsbank. Seit Kriegsbeginn hatte er Kontakt zur Widerstandsbewegung; als die Sache zu riskant wurde, zog er sich zurück. Aber sein anfänglicher Opportunismus und seine spätere Vorsicht hatten ihm nichts genützt, er wurde genauso wie alle anderen verhaftet und eingesperrt.

Unter uns befanden sich auch mehrere Erzbischöfe verschiedener Nationalität, ein Prinz Bourbon-Parma, ein preussischer Prinz, Prinz Philipp von Hessen, der seit mehr als eineinhalb Jahren nichts mehr von seiner Frau gehört hatte. Weil wir uns an der Botschaft in Rom mehrmals begegnet waren, erkannten wir uns trotz unseres heruntergekommenen Aussehens sofort wieder. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass seine Frau, Prinzessin Mafalda, vor einigen Monaten in Folge eines Bombenangriffs in Buchenwald umgekommen war. Ich lernte den Sohn von Horthy und den ungarischen Minister Miklós Kállay kennen, der von 1942-44 Ministerpräsident gewesen war, dann bei der türkischen Gesandtschaft in Budapest Zuflucht gesucht hatte, aber von der SS verhaftet und dann über Maut-

hausen nach Dachau gebracht worden war. Einer der ersten jedoch, dem ich begegnete, war der Sohn von Marschall Badoglio. Wir schämten uns beide für das Verhalten einiger italienischer Partisanen unter den Gefangenen, die so wichtig taten, als wären sie die einzigen, die Italien retten könnten. Ihre anmassende Haltung missfiel auch den anderen Häftlingen, unter denen sich wirklich aussergewöhnliche Persönlichkeiten befanden.

Abends ging die Fahrt in vier grossen Autobussen weiter. Weil unser Fahrzeug eine Panne hatte, mussten wir in einem völlig zerbombten Bergdörfchen warten. In dieser Vollmondnacht sahen wir Hunderte von Italienern mit ausgemergelten Gesichtern sich langsam den Berg hochschleppen. Sie waren gezwungen worden, in Deutschland zu arbeiten. In diesen letzten Tagen des Chaos hatten sie sich – teils freigelassen, teils geflohen – zu Fuss auf den Weg zurück nach Hause gemacht.

Am 27. April trafen wir in Niederndorf, einem kleinen Ort bei Toblach, ein.\* In verschiedenen Privathäusern fragten die SS-Männer, ob wir für wenigstens eine Nacht bleiben könnten, aber weil sie uns als SS-Familienangehörige ausgaben, erhielten sie verständlicherweise überall Absagen. Die Bevölkerung hatte mittlerweile keine Angst mehr vor der SS. Schliesslich parkten die Busse etwas ausserhalb auf einer Wiese neben der Eisenbahnlinie. Zwischen Bader und Stiller, die ausgestiegen waren, kam es zu einer lebhaften Auseinandersetzung. Dann gingen sie, ohne ein weiteres Wort an uns, in Richtung Niederndorf davon. Wir blieben mit einigen Wachposten in den Bussen zurück. Hungrig und durstig mussten wir wieder einmal – warten. Da sich unsere zum Teil sehr jungen Wachen in genau der gleichen Lage befanden, konnten wir uns ein wenig mit ihnen unterhalten. Ihr Verhalten uns gegenüber hatte sich verändert. Sie spür-

\* Über unsere Befreiung ist schon mehrfach geschrieben worden, so von Isa Vermehren, Sigismund Best und anderen. Jeder hat es etwas anders erlebt und beschrieben; ich gebe es so wieder, wie ich es gleich nach meiner Rückkehr aufgeschrieben habe.

ten, dass unsere Position mit jedem Tag stärker wurde, und zeigten sich ausgesprochen freundlich. Sie waren sich wohl auch darüber im Klaren, dass der Augenblick gekommen war, ihren Vorgesetzten nicht mehr blind zu gehorchen und nicht mehr jede Art von Grausamkeit zu begehen. Ihr Blick war lebendiger geworden, es schien, als ob sie wieder freier zu atmen vermochten. So merkwürdig es klingt, ich war überzeugt, dass sich bei ihnen, ähnlich wie bei uns, ein fast heiteres Gefühl der Entspannung bemerkbar machte.

In unserem Bus befanden sich zwei Häftlinge aus Dachau, Oberst Bogislav von Bonin, in voller Uniform, und Dr. von Flügge, die, nachdem Bader und Stiller davongegangen waren, lebhaft miteinander geflüstert hatten. Wir konnten ihre Erregung nicht verstehen. Nach ihrem geheimnisvollen Gespräch gelang es ihnen, die Wachen zu überreden, sie aussteigen zu lassen; sie behaupteten, Bader und Stiller bei der Suche nach Unterkunft helfen zu wollen. Erst am Abend danach erfuhren wir den wirklichen Beweggrund: Auf der Fahrt nach Niederndorf hatten sich Bader und Stiller unterhalten in der Annahme, dass ihnen niemand zuhöre, weil wir todmüde wären und schliefen. Aber Bonin und Flügge taten nur so, als ob sie schliefen, tatsächlich lauschten sie, und so gelang es ihnen, einiges aufzuschnappen, das allerdings ausreichte, ihnen die Dramatik unserer Lage deutlich zu machen. Die beiden SS-Männer flüsterten sich zu: «Was machen wir mit denen, die erledigt werden sollen?» – «Wir haben den Befehl, Bomben unter den Fahrzeugen anzubringen, etwas früher oder gleich nach dem Moment.» Bonin und Flügge wussten nicht, was mit dem «Moment» gemeint war, ihnen war jedoch klar, dass sie handeln mussten. Ein glücklicher Zufall kam ihnen dabei zu Hilfe.

Bonin wusste, dass sich die Heeresgruppe Süd des Generals von Vietinghoff, den er von früher kannte, in der Nähe befinden musste. In Niederndorf angelangt, bemerkte er tatsächlich in geringer Entfernung auf der anderen Strassenseite einen deutschen General, und als er näher trat, um sich zu vergewissern, war es wirklich Vietinghoff, dem er gegenüberstand. Die beiden begrüßten einander, und in aller Eile



umriss ihm Bonin in knappen, geflüsterten Sätzen unsere Lage. Erbat ihn um sofortige Hilfe durch seine Truppen, die allein uns aus der Gewalt der SS-Leute befreien könnten.

Vietinghoff sicherte seine Hilfe zu. Daraufhin suchten Bonin und Flügge das Hotel Bachmann auf, in dem sich die SS-Leute versammelt haben sollten. Bader und Stiller platzten vor Wut, als sie Bonin und Flügge eintreten sahen, aber diese beiden kümmerten sich nicht weiter darum, sondern bestellten sich in aller Ruhe an der Bar einen Kaffee, in Erwartung der weiteren Entwicklung, die sie mit Vietinghoff abgesprochen hatten. Nach etwa zwei Stunden flog die Tür des Gastraumes auf, und ein Offizier an der Spitze einiger Soldaten trat mit schussbereiter Pistole ein. Die SS-Männer sprangen auf der Stelle hoch, und einer von ihnen zog ebenfalls den Revolver. Der Offizier jedoch warnte ihn zu schiessen, forderte vielmehr alle auf, ihre Waffen abzugeben. Die SS-Leute wurden verhaftet, nur wenige konnten in dem Durcheinander entkommen. Der Offizier stammte, wie sich später herausstellte, aus der Familie von Alvensleben, die meine Eltern seit einer Ewigkeit kannte.

Wir hingegen sassen lange hungrig und durstig in den Autobussen und ahnten nichts von den Vorfällen in Niederndorf. Was war mit Bonin und Flügge? Wo waren Bader und Stiller geblieben? Warum kamen sie nicht zurück? Nach langem Hin und Her liessen uns unsere Wachen endlich aussteigen, und gemeinsam machten wir uns auf den Weg nach Niederndorf. Pausenlos fuhr deutsches Militär an uns vorbei. Soldaten lehnten sich aus den Lastwagen und riefen: «Es ist Frieden! Es ist Frieden! Endlich können wir nach Hause!» Unsere Wachen wussten den Namen des Gasthofs, in dem Bader und Stiller verabredet sein sollten. Dorthin wendeten wir uns und trafen – Bonin und Flügge, ausserdem einen Major mit einigen Soldaten, aber keinen einzigen SS-Mann mehr! Nachdem wir von der dramatischen Entwicklung der Dinge erfahren hatten, setzte eine lebhaftete Diskussion ein. Die Häftlinge aus den anderen Bussen wurden ebenfalls geholt, und dann berieten wir erst einmal das Unmittelbare: wo wir alle für diese Nacht schlafen könnten.

Wir Frauen sollten auf Matratzen auf dem Fussboden des Gastraumes schlafen, die Älteren kamen im Pfarrhaus und in Privathäusern unter. Abends erhielten wir ein warmes Essen: eine heisse Gemüsesuppe und Tiroler Knödel. Niemals werde ich diesen Genuss vergessen. Während wir bei Tisch sassen, kamen deutsche Soldaten herein, die auf dem Weg zurück nach Deutschland waren. Manche von ihnen meinten voll Hoffnung: «Glaubt ja nicht, dass der Krieg zu Ende ist! Jetzt werden Churchill und die Amerikaner mit uns zusammen sofort die Russen angreifen. Wir müssen sie aus Deutschland heraus in ihr eigenes Land zurückjagen!» Sie waren verzweifelt, befürchteten, die Russen würden ihre Frauen und Töchter vergewaltigen. Diese deutschen Soldaten mit ihren beinahe kindlichen Vorstellungen taten uns leid. Einmal mehr zeigten solche Sätze, welch ein Verbrechen Hitler an Deutschland und an der Welt verübt hatte.

Als ich hörte, dass der Offizier, der uns von der SS befreit hatte, von Alvensleben hiess, stellte ich mich ihm vor. Er erinnerte sich sehr gut an meine Eltern, war doch Papa einer der ältesten Freunde seines Vaters Udo gewesen. Ich fragte ihn im Laufe des Gesprächs, ob er mit dem Chef des SD in Udine verwandt sei. Ein SD-Chef namens Alvensleben hatte sich damals, als ich im Gefängnis in Udine sass, geweigert zu helfen. Dieser Alvensleben nun antwortete: «Aber natürlich, das ist mein Bruder. Er ist das schwarze Schaf der Familie. Er ist stets ein Nazi gewesen. Reden wir nicht von ihm! Man kann nur hoffen, dass er das Ende des Krieges nicht überlebt hat!»

Nun wurde auch klar, welcher «Moment» in dem von Bonin und Flügge auf dem Weg nach Niederndorf belauschten Gespräch gemeint gewesen war. Tatsächlich war es Himmler noch gelungen, einen Befehl durchzugeben: Da wir keinesfalls in feindliche Hände fallen durften, war unsere Tötung auf ein bestimmtes Datum festgelegt worden: auf den 29. April!

Mittlerweile standen wir unter dem «Schutz der Wehrmacht». Am nächsten Tag wurden wir alle im Hauptsaal des Hotels Bachmann zusammengerufen. Major von Alvensle-

ben, Major Payne-Best und noch einige andere hatten unter dem Vorsitz von Best ein internationales Komitee gegründet, das uns Sonderhäftlinge vertreten sollte. Aus Bozen hatte man einen gewissen Herrn Talhammer hinzugezogen, der zu einer grossen Hotelagentur gehörte. Auf der Versammlung – Redebeiträge und Gespräche in allen möglichen Sprachen schwirrten durch den Raum – wurde mit Hilfe dieses Herrn Talhammer beschlossen, die ganze Gruppe im eleganten Hotel Braies (Prags) am Pragser Wildsee unterzubringen, einige Kilometer von Niederndorf entfernt. Die deutschen Offiziere versicherten uns weiterhin ihres Schutzes, denn immer noch bestand die Möglichkeit, dass dem einen oder anderen der entkommenen SS-Leute die irrwitzige Idee kam, Himmlers Befehl auszuführen. Im Hotel Braies, das eigentlich nur während der Saison geöffnet hatte, fanden wir ausreichend Platz, viele, auch ich, hatten ein eigenes Zimmer. Zwar gab es keine Heizung, und wir froren ganz erbärmlich, aber wenn wir daran dachten, was wir bei den Transporten durchgemacht hatten, erschien uns dies hier wie ein Traum. Ich konnte den Blick nicht von meinem Fenster lösen, von den schneebedeckten Bergen, die sich steil über dem stillen, geheimnisvoll-traurigen See erhoben; die schweren vergangenen Monate und dann unsere glückliche Befreiung, das ungewohnt-köstliche warme Essen – dieses Gefühl, ein neues Leben geschenkt bekommen zu haben – das ich doch nicht wirklich geniessen konnte, weil mich immer wieder die Angst um Corradino und Robertino überfiel.

Jenseits dieses Gebirges lag Brazzà. Sollte ich die Freunde verlassen und auf gut Glück alleine losziehen? Aber ich fühlte mich tatsächlich viel zu schwach, um zu Fuss oder per Anhalter weiterzureisen, und ich traute mich auch nicht: Wenn man im Gefängnis gewesen ist, in dem man an nichts denken und keine Entscheidungen treffen muss, niemals allein ist und mit vertrauten Gefährten sein wenn auch schweres Schicksal teilt, dann verliert man die Gewohnheit und den Mut, auf eigene Faust zu handeln.

In diesen ersten Tagen der Freiheit schien uns Prags wie

das Paradies auf Erden. Wir gingen spazieren, hielten uns jedoch an Alvenslebens Empfehlung, uns nicht zu weit vom Hotel zu entfernen, falls sich in den umliegenden Wäldern noch SS-Männer versteckt hielten. Aber auch wenn diese Spaziergänge kurz waren, schienen sie uns doch schön wie im Traum: die dunklen, mächtigen Tannen, die kristallklaren Bäche, die, bereits vom geschmolzenen Schnee angeschwollen, sich rauschend zu Tal stürzten. Nach einigen Tagen hatte es sich herumgesprochen, dass Schuschnigg bei uns sei, und die Leute machten sich auf, um ihn zu sehen. Als Repräsentant der letzten wirklich österreichischen Regierung vor dem «Anschluss» hatte die Bevölkerung ihn geliebt. Diese Südtiroler Bauern, deren Sprache und Kultur zwar deutsch, deren Staatsbürgerschaft jedoch italienisch war, hegten weiterhin tiefe Sympathie für Österreich. Obwohl wir reichlich zu essen hatten, brachten sie uns Brot, Eier und vieles andere. Unterdessen erreichten uns eine Menge aufregender Nachrichten: Hitler war tot, Himmler und Goebbels hatten sich umgebracht, Göring war geflohen und der Waffenstillstand mit dem deutschen Heer in Italien unterzeichnet worden.

Am 4. Mai trafen amerikanische Truppen in unserem Hotel ein. Sie gehörten zur 88. Division. Auf der Stelle entwaffneten sie Major von Alvensleben und seine Soldaten, die nun Kriegsgefangene waren. Major Best bat den amerikanischen Kommandanten, Brigadegeneral Gerow, ein paar Worte an die deutschen Soldaten und ihren Major, der uns befreit hatte, richten zu dürfen, bevor sie ins Kriegsgefangenenlager gebracht würden – eine noble, entgegenkommende Geste des Siegers. Best sprach voll Achtung und Bewunderung für das deutsche Heer. Abschliessend meinte er, die nächsten Jahre würden hart und schwierig werden, aber auch für Deutschland kämen einmal bessere Zeiten. Die amerikanischen Soldaten überhäufte uns freigebig, wie das ihre Art war, mit Zigaretten und Schokolade, und mit Begeisterung und herzlichem Dank nahmen wir all das an.

Prälat Neuhäusler, der in Dachau zu uns gestossen war,

wollte eine Messe in der neben dein Hotel gelegenen Kapelle lesen, an der die meisten von uns auch teilnahmen. In seiner schlichten, ergreifenden Predigt dankte er Gott für seinen Schutz und unsere wunderbare Rettung. Diese kleine Bergkapelle fernab vom Rest der Welt war genau der richtige Ort für einen Dankgottesdienst, einen Dank, den wir alle zutiefst empfanden.

Der protestantische Pfarrer Niemöller wollte nicht zurückstehen und bat alle am nächsten Nachmittag in den grossen Saal des Hotels zu einer Predigt. Zwar nahmen wir teil, aber die aussergewöhnliche Atmosphäre während der Messe in der kleinen Kapelle, bei der keiner von uns an den konfessionellen Unterschied gedacht hatte, stellte sich hier nicht wieder ein. Niemöllers Ansprache blieb oberflächlich, als wäre sie nicht von einer wirklichen Empfindung getragen. Im Grunde zählte er seine persönlich erduldeten Leiden auf, wobei er mit der Pfeife im Mund vor seinen Zuhörern auf und ab ging, als befände er sich auf der Kommandobrücke eines Schiffes; tatsächlich war er ja früher Marineoffizier gewesen. Uns Protestanten machte das ziemlich verlegen; fast schämten wir uns für Pastor Niemöller.

Während dieser Zeit lernte ich Pastor Niemöller etwas besser kennen. Er hatte die angelsächsische Welt zutiefst beeindruckt und wurde von ihr verehrt, weil er als erster mutig von der Kanzel herunter die Nationalsozialisten verurteilt hatte. Später sprach er immer seltener über Religion, konzentrierte sich vielmehr darauf, Hitler anzuklagen. Er wurde verhaftet, und als er sieben Jahre später befreit wurde, hatte sich eine Legende um ihn gebildet, die seiner Person nicht entsprach, denn er war sowohl auf religiöser wie auf politischer Ebene ein eher einfacher Mann, für den es selbstverständlich gewesen war, von der Kanzel gegen die Nazis zu sprechen. Am 7. Mai wurde unser Hotel von amerikanischen Journalisten überlaufen. Sie hatten von dieser bunt zusammengewürfelten Gruppe gehört und waren neugierig auf die verschiedenen Persönlichkeiten. Sie interviewten Blum, Schuschnigg, Kallay und Payne-Best, am meisten aber hatten sie es auf Pastor Niemöller abgesehen.

Der war erstaunt, dass so viel Wesens aus ihm gemacht wurde. Er hatte nicht gewusst, dass er für die angelsächsische Welt zu einem Märtyrer geworden war.

Am Tag danach bat mich Alex, mit ihm noch einmal die kleine Kapelle zu besuchen. Dort setzte er sich an die Orgel und spielte wunderschöne Choräle. Die Schönheit der Musik, die Stille der Natur ringsherum und die stark mystische Atmosphäre in der Kapelle, dies alles rührte mich zu Tränen. Am Nachmittag rief uns alle der amerikanische General Gerow in die Halle des Hotels. Er teilte uns mit, er habe vom Alliierten Hauptquartier in Neapel den Befehl erhalten, uns dorthin bringen zu lassen; man wollte dort, bevor man uns endgültig nach Hause entliess, genau wissen, wen man da befreit hatte. Um nicht den Eindruck zu erwecken, dass wir noch unter irgendeiner Kontrolle standen, fügte er bei, dass, wer wolle, natürlich auch in Prags bleiben könne. Sicher war ihm aber klar, dass keiner von uns von allen und allem isoliert in den Bergen bleiben wollte.

Mir widerstrebte es zwar, nach Süden zu fahren, mich damit noch weiter von Friaul und von meiner Mutter zu entfernen, jetzt, wo wir dringend nach den Kindern suchen mussten. Aber es gab keine Alternative, ich musste den anderen folgen.

Am 10. Mai standen vor dem Hotel acht Autobusse für die Älteren und viele Jeeps für die anderen zur Abfahrt bereit. Am Ende der Kolonne fuhr ich zusammen mit Major Best, einigen Stauffenbergs und den Schuschniggs. Es war ungewöhnlich heiss für die Jahreszeit. Ständig flogen Flugzeuge über uns weg. Die Amerikaner behaupteten, dies geschähe zu unserer Sicherheit, was uns sehr belustigte, denn die Feindseligkeiten waren doch nunmehr beendet. Spät abends kamen wir in Verona an, wo wir im Hotel Colomba d'Oro übernachteten. Zu meiner Überraschung wurde ich von einem Verbindungsoffizier empfangen, der meinen Namen auf der Gästeliste gelesen hatte, einem Freund meiner Schwägerin Marina, namens Grilli. Er kümmernte sich rührend um mich und schickte mir Zigaretten, Gebäck und Schokolade aufs Zimmer. Abends bekamen

wir eine köstliche Mahlzeit, gegrilltes Hähnchen mit Spargel, danach ein leckeres Eis.

Am nächsten Morgen fuhr man uns nach einem üppigen Frühstück zum Flughafen, von wo uns drei Militärflugzeuge zwei Stunden später nach Neapel brachten. Am Flughafen von Neapel wurde uns zum ersten Mal klar, dass wir Deutschen einer besiegten Nation angehörten. Wir wurden nach Nationalitäten getrennt, dann beachtete man uns für mehrere Stunden überhaupt nicht mehr. Bis dahin hatte uns Major Best mit grossem Taktgefühl diese diskriminierende Situation erspart, im Gegenteil, er war zu uns deutschen Häftlingen ganz besonders freundlich und herzlich. Aber kaum war er nicht mehr bei uns, veränderte sich das Verhalten uns gegenüber krass.

Bedingt durch die innere Aufregung und all das Neue hatten wir uns von vielen unserer Kameraden gar nicht verabschiedet. Wo waren die Ungarn, wo Schuschniggs, Blums? Würden wir sie je wiedersehen? Zu guter Letzt wurde unsere deutsche Gruppe nach Anacapri in das Hotel Paradiso-Eden gebracht. Die Amerikaner baten uns noch um ein paar Tage Geduld, während der wir das Hotel nicht verlassen sollten. Nach einigen Tagen nahmen die Amerikaner General von Falkenhausen, General Thomas, Oberst von Bonin, Oberleutnant Schatz, den Prinzen von Hessen und einige andere mit, die nun wieder ins Gefängnis nach Deutschland gebracht wurden. Mir taten sie alle sehr leid, besonders Bonin, hatte er uns doch durch sein energisches Eingreifen vor dem sicheren Tod bewahrt.

Von nun an waren wir frei, konnten die umliegende Gegend durchstöbern, ans Meer zum Baden gehen und was sonst unser Herz begehrte. Wir waren darüber mehr als glücklich, zudem das Hotel für uns alle sehr klein war; wir mussten zu viert in winzigen Zimmern schlafen.

Die ungewisse Zukunft stellte unsere Geduld auf eine harte Probe. Ich hatte sofort ein Telegramm an Detalmo nach Rom geschickt, in der Hoffnung, dass er am Leben und gesund sei. Ich teilte ihm darin meine Adresse mit und bat ihn, mich abzuholen. Als ich kurz darauf seine Antwort in

den Händen hielt, konnte ich mich vor Aufregung fast nicht aufrecht halten. Er wollte schon am nächsten Tag ankommen! Auch meine Leidensgefährten waren gespannt, meinen Mann kennenzulernen, und nach Monaten angstvoller und finsterner Monotonie freuten sich alle darauf, endlich ein «normales» Ereignis mitzuerleben. Als Detalmo dann wirklich vor mir stand, waren wir beide innerlich dermassen aufgewühlt, dass wir zunächst überhaupt nicht wussten, was tun, wo beginnen und wie dem anderen mitteilen, was jedem von uns in diesen eineinhalb Jahren der Trennung zugestossen war.

Detalmo war sicher davon ausgegangen, dass die Kinder bei mir wären, und er war ausser sich, als er hörte, dass ich nicht wusste, wo sie seien. Er erhielt auf der Stelle die Erlaubnis mich mitzunehmen, zumal ich ja die italienische Staatsbürgerschaft besass. Wir buchten ein bequemes Zimmer in einem anderen Hotel, denn wir hatten beschlossen, noch einen Tag länger zu bleiben, um die Freunde aus der Haftzeit noch zu einem Abendessen einladen zu können. Wir sassen in einer nahegelegenen Trattoria an einem langen Tisch zusammen, das Essen war ausgezeichnet, und der Wein floss in Strömen. Detalmo war zunächst enttäuscht, weil unsere Gäste sehr wenig assen. Dafür gab es aber einen ganz einfachen Grund, der mit unserer Vergangenheit, unserer Gefangenenmentalität zu tun hatte: Sie hatten schon vorher im Hotel gegessen, um ja nicht eine der beiden Mahlzeiten zu versäumen. Dennoch war es ein schöner Abend, den viele, vom Wein ermutigt, durch Ansprachen würdigten. Detalmo schloss seine gelungene Rede mit einer Äusserung, die allen Anwesenden ans Herz ging: Jetzt, wo er all meine so sympathischen, so liebenswürdigen Freunde kennengelernt habe, bedaure er es beinahe, diese schwere Zeit nicht mit uns in Gefangenschaft verbracht zu haben.

Obwohl wir alle so fröhlich waren, schnürte es mir beinahe die Kehle zu bei dem Gedanken, mich von all diesen Menschen trennen zu müssen. An diesem Punkt meines Lebens fühlte ich mich diesen Freunden verbundener als irgendwelchen anderen Menschen vorher. Es war schreck-



lich! Eigentlich hätte ich voll Hoffnung und Freude sein müssen, nachdem ich wieder frei und bei Detalmo war und wir uns nun auf die Suche nach unseren Kindern machen konnten. Aber es ist immer schwer, wieder zu verlieren, was man so fest ins Herz geschlossen hat.

Otto Philipp kam morgens in unser Hotel. Ein letztes Mal half er mir, meine armseligen Siebensachen zusammenzuschneiden. Dann begleitete er uns zur Fähre, die Detalmo und mich nach Neapel bringen würde. Als sich das Schiff langsam in Bewegung setzte, hatte ich das Gefühl, als sei etwas in meinem Herzen zerbrochen. Ich verlor die Fassung, weinte schier endlos. Nur mit viel Mühe und Geduld gelang es Detalmo, mich ein wenig zu beruhigen. Nach der monatelangen Anspannung, meiner Selbstbeherrschung der SS und anderen Verbrechern gegenüber, der langen Trennung von meinen Kindern und nun dem Verlust der Freunde, die mir so nah standen, war ich offenbar mit meinen Nerven am Ende; vielleicht lag es auch daran, dass ich mich jetzt endlich gehen lassen konnte. Zudem beherrschte mich das Gefühl, mich von den Menschen trennen zu müssen, die mit mir durchgehalten hatten und die die einzigen auf der Welt waren, die mich verstehen konnten. Es ist wohl keine menschliche Bindung stärker als die, die sich aus dem gemeinsam durchlittenen Schicksal entwickelt; sie wächst im Lauf weniger Monate zwischen vorher Unbekannten und kann dann stärker empfunden werden als Blutsbande oder solche, die sich aus einem gemeinsam in Liebe und Frieden gelebten Leben ergeben. Das Unglück ist eine mächtige Kraft, die die Seele der Menschen offenbart. Deshalb versteht man dann zuweilen einen Fremden besser als die eigenen Eltern, das eigene Kind, den Ehepartner, den Bruder oder die Schwester.

Alex hatte für mich in Anacapri zum Abschied ein wunderschönes Gedicht geschrieben:

Der Mond, der leuchtend überm Berg der Sonne steht  
Blinkt in die trunknen Gärten, träuft in meine Qual:  
Der Abschied reisst ins Leben in der Freude Mahl,

Verleugnet bitterlich ... der Wind der Wüste weht.

Nun lebt nur eines noch das mich Schwanken hegt und trägt,  
Der Hoffnung leises Schimmern in der Nacht der Pein –  
Ich sauge dürstend sie mit allen Poren ein –  
Und tief in meiner Brust Dein Herz, das pochend schlägt.

Denn Du bist mein: ich ruf es in der Winde Prall,  
Den Blitzstrahl, dem die Erde sich entgegenbäumt  
Und in das Meer, das in den Farbengrotten leuchtend  
schäumt;  
Und aus der Sterne Licht vernimmst Du meinen Hall.

Vor der Abfahrt nach Rom führte mich Detalmo in Neapel in eines dieser reizenden Restaurants am Meer. Aber so rasch schaffte ich den Übergang in ein normales Alltagsleben nicht: Den Geiger, der die zartesten und schönsten neapolitanischen Lieder spielte, hasste ich auf eine wilde Weise, noch mehr hasste ich den Sänger, der seine Lieder für die Touristen in schmachtdem Ton und mit falschen Tränen in den Augen vortrug. Was wussten diese Menschen von wirklichen Gefühlen und von echtem Leid? Dieses Mittagessen war für mich grauenhaft, trotz des herrlichen tiefblauen Meeres, der grossen, warmen, strahlenden Sonne und jenes unendlich scheinenden mediterranen Friedens. Der einzige, dem ich mich zugetan fühlte, war Detalmo, er war mein Rettungsanker, und er tat mir leid, weil er nicht verstehen konnte, was in mir vorging, schliesslich war er nicht mit im KZ und hinter Stacheldraht gewesen.

Der liebe jugoslawische Freund Pipsy Mayer Samassa, der in Rom bei Detalmo zu Gast war, weil er sein Land hatte verlassen müssen und dort alles verloren hatte, gehörte zu den wenigen Glücklichen, die noch im Besitz eines Autos waren. Er war es, der uns nach Rom fuhr.

### 13.

#### *Auf der Suche nach den Kindern*

Als wir in Rom in der Via Panama 52 ankamen, empfing uns mein Schwager Giacomo an der Haustür. Wir umarmten uns lange, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so sehr bewegte uns das Wiedersehen. Giacomo war gerade aus Brazzà zurückgekehrt. Während seiner Gefangenschaft bei den Alliierten in Algerien hatte er sich freiwillig als Hafendarbeiter gemeldet und sich heimlich in einen in Algier ankernden italienischen Zerstörer geschlichen, mit dem er nach Italien zurückfuhr. Da er auf der «richtigen Seite» kämpfen wollte, hatte Detalmo ihm zur amerikanischen OSS (Office of Strategie Services) Verbindung verschafft. Zusammen mit einem Funker sprang Giacomo jenseits der deutschen Linien in der Gegend von Verona mit dem Fallschirm ab. Er war sehr erfolgreich gewesen; so zerstörte auf seine Initiative hin ein amerikanischer Luftangriff eine in den Wäldern versteckte deutsche Panzereinheit. Nach dem Waffenstillstand war er sofort nach Brazzà gefahren, der erste aus unserer Familie, der wieder dort auftauchte. Nach dem Abzug der Deutschen hatten sich bereits Partisanen für einige Tage im Haus breitgemacht und Kleidung, Decken und Matratzen mitgenommen.

Das Leben in Rom hatte sich, verglichen mit der Vorkriegszeit, kaum verändert. Detalmo erzählte, dass innerhalb von 48 Stunden in den Cafés der Via Veneto die deutschen Offiziere durch amerikanische Offiziere abgelöst worden wären. Das sei wie selbstverständlich über die Bühne gegangen, ebenso wie man in einigen römischen Palazzi zuerst ein Abschiedsessen für den deutschen General Kesselring und ein paar Tage später ein Begrüßungsessen für den amerikanischen General Clark gegeben habe. Im Grunde hatte das Grauen, das die Welt in den vergangenen Jahren kennengelernt hatte, in Rom nur wenige Menschen

wirklich berührt; Namen wie Dünkirchen, Stalingrad, Narwick, Buchenwald oder Dachau hatten hier für kaum jemand eine Bedeutung. Vielleicht lag das an der Geschichte der Ewigen Stadt, ihrem unendlich langen, wechselvollen Schicksal, das den Römern die Sorglosigkeit schenkte, dem Augenblick zu leben.

Detalmo hatte während seiner Zeit im Untergrund und im Widerstand gegen die deutsche Besatzung viele neue Freunde gefunden, die ich nun kennenlernen sollte. Er hoffte, es würde mir guttun, unter Menschen zu kommen, ich könnte so die Schrecken der Vergangenheit vergessen und nicht ständig voll Angst über das Schicksal unserer Kinder nachgrübeln. Sicher meinte er es gut mit mir, und ich nahm es gerne an, aber in meinem Innersten widerstrebte mir das alles. Nur widerwillig und fast ängstlich begegnete ich diesen mir unbekanntem Menschen. Ich fühlte mich so unsicher wie nie zuvor in meinem Leben.

Endlich konnten wir uns beide auf die Suche nach unseren Kindern machen. Wir wollten deshalb so rasch wie möglich nach Deutschland fahren, aber nirgends tat sich auch nur der Schimmer einer Möglichkeit auf. Überall erhielten wir die gleiche Antwort: «Könnt ihr euch vorstellen, was los wäre, wenn sich in ganz Europa die Leute selbst auf den Weg machten, um ihre Angehörigen zu suchen?» Die Alliierten gaben keine Reiseerlaubnisse «for compassionate reasons». Wir versuchten, mit meiner Mutter Verbindung aufzunehmen. Vielleicht hatte sie etwas unternehmen können? Aber auch das gelang nicht.

Die völlige Machtlosigkeit gegenüber diesen Verhältnissen liess mich langsam verzweifeln. Um wenigstens etwas zu tun, stellten wir Suchschreiben mit Photographien der Kinder her und vervielfältigten sie. Detalmo besorgte sich Unmengen von Anschriften. Wir schickten die Schreiben mit den wichtigsten Daten der Kinder an alle deutschen und österreichischen Bischöfe und Erzbischöfe, an das Italienische, das Internationale und das Deutsche Rote Kreuz, an den amerikanischen, den englischen und den französischen Geheimdienst, an den italienischen Botschafter in War-

schau, an Radio Vatikan und an unendlich viele andere Stellen. Die Texte waren in deutsch, englisch, französisch, italienisch und russisch verfasst. Aber wie konnten wir Hoffnung schöpfen und auf diese Mittel vertrauen angesichts der Millionen Verschollener in ganz Europa?

Detalmo hörte von einem amerikanischen Offizier, der nach München fliegen sollte. Er nutzte die Gelegenheit, ihm einen Brief an meine Mutter mitzugeben – er hatte seit meiner Verhaftung keinen Kontakt mehr zu ihr gehabt – und selbstverständlich schrieb auch ich und bat sie dringend, vielleicht doch irgend etwas über die Kinder herauszubekommen. Beide Briefe waren länger als vier Monate unterwegs.

*28. Mai 1945*

«Liebe Mutti,

Ich bin sicher, dass Du meine Gedanken und Gefühle genau erraten kannst, die mich im September 44 (als er durch das Radio vom Todesurteil meines Vaters in Rom hörte) bewegten; seit diesem traurigen Ereignis ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht an Dich gedacht habe ... Dann erfuhr ich im Februar 45 von Feys Verschleppung, was mich völlig fertig machte... Vater bleibt für uns alle ein leuchtendes Beispiel von Loyalität und Opfergeist...

Drei Gefühle bewegen mich zutiefst in diesem Augenblick: Glückseligkeit, Fey wiedergefunden zu haben, tiefe Trauer, die durch die Zeit kaum gelindert werden kann, und der heisse Wunsch, Dich wiederzusehen ...»

Detalmo und ich versuchten, uns trotz allem an die Hoffnung zu klammern, dass wir die Kinder wiederfinden würden, erst recht weigerten wir uns zu glauben, sie seien nicht mehr am Leben. Aber eine Woche nach der anderen verging, nichts geschah. Immer schwerer wurde es uns, die Zuversicht aufrecht zu erhalten.

Brazzà war von der Desert Air Force für Österreich und Italien besetzt worden. Der Kommandant gehörte der englischen Luftwaffe an. Wir wollten sehen, ob man uns in unserem Haus wenigstens einige Zimmer zugestehen würde.

Detalmo fand heraus, dass einer seiner Vorkriegsfreunde, vor dem Krieg Attaché der Luftwaffe an der englischen Botschaft in Rom, Charles Medhurst, zum Oberbefehlshaber der englischen Luftwaffe im Mittelmeerraum ernannt worden war. Zufällig hielt er sich gerade in Rom auf. Detalmo rief ihn an, woraufhin er uns sofort auf einen Whisky einlud. Bei diesem sehr freundschaftlichen Wiedersehen berichteten wir ihm dann auch von der Hinrichtung meines Vaters und unseren verschollenen Kindern. Schliesslich kamen wir auch auf Brazzà zu sprechen und trugen ihm unser Anliegen vor. Mit britischer Gelassenheit und einem für uns erlösenden Pragmatismus antwortete er: «Das haben wir gleich! Den Kommandanten kenne ich sehr gut, es ist Marschall Foster. Ich setze mich gleich mit ihm in Verbindung.»

Über sein Diensttelefon hatte er auf der Stelle Verbindung mit Foster. Er flüsterte uns zu: «Ich spreche schon mit Pussy.» (Sie trugen alle Spitznamen.) Dann fuhr er fort: «Hör mal Pussy, ich bin gerade im Hotel und nehme einen Drink mit dem Besitzer des Hauses, in dem ihr einquartiert seid. Ich kenne ihn seit Jahren. Er würde gern in sein Haus zurückkehren, um die Leitung seines Gutes wieder in die Hand nehmen zu können. Wärest du so lieb, ihn und seine Frau mit einer Militärmaschine von Rom nach Treviso fliegen zu lassen und sie dann mit einem Auto vom Flughafen abzuholen?» Wir konnten natürlich nicht hören, was auf der anderen Seite gesprochen wurde, aber Medhurst teilte uns mit: «Alles erledigt! Übermorgen fliegt ihr ab. Bereitet euch für die Abreise vor – und dann viel Glück! Ich bin überzeugt, dass ihr die Kinder wiederfindet!»

So erreichten wir Brazzà innerhalb weniger Stunden und richteten uns in einem kleinen Zimmer in Noninos Wohnung ein, die oberhalb der Stallgebäude lag und in der er mit seiner Familie seit über einem Vierteljahrhundert lebte. Am gleichen Abend noch lud uns Marschall Foster in «unserem Haus» zu einem Whisky ein. Diese Geste wurde bald zur täglichen Gewohnheit. Mit den etwa 20 recht sympathischen Offizieren freundeten wir uns bald an, ganz besonders mit dem stellvertretenden Kommandeur, dem Air Commodore

Falconer mit dem Spitznamen «Sweety», der uns nach einigen Tagen einlud, mit ihm auszureiten. Unser langgestreckter Stall, in dem ausser den Kühen nur die Vollblutstute Ispido und das kleine Wagenpferd Mirko gestanden hatten, war inzwischen zu einem richtigen Rennstall geworden. An die 20 Pferde waren nun dort untergebracht, die die Engländer von den Österreichern beschlagnahmt hatten. Wir ritten praktisch täglich aus. Die Engländer veranstalteten «paper hunts» – Schnitzeljagden – und «point to points» – kilometerlange Ritte, die von köstlichen Picknicks unterbrochen wurden.

Ich traute meinen Augen kaum, als mir eines Morgens der Postbote einen Brief meiner Mutter brachte, der einen langen Weg über die Schweiz geschickt worden war. Es war seit langem das erste Lebenszeichen, das ich von meiner Familie erhielt. Unter anderem schrieb sie:

«... endlich haben wir Nachrichten von Dir über die Familie Stauffenberg erhalten. Auch der Prälat Neuhäusler, der zuletzt mit Dir in Haft war, meldete sich. Du kannst Dir meine Erleichterung vorstellen, als ich hörte, dass Du am Leben bist und dass auch Detalmo bei Dir ist. Das Military Government leistet uns jede nur mögliche Hilfe, um die Kinder zu suchen. Morgen werde ich wegen bestimmter Informationen Verbindung mit einem Russen aufnehmen ...

Dein Vater muss sich vor dem Volksgerichtshof hervorragend gehalten haben. Es waren an die 200 Personen anwesend. Einige haben Wolf-Ulli Details über den Prozess mitgeteilt. Unter anderem berichtete man ihm: ‚Ihr Vater hat so überzeugend gesprochen, dass man zum Schluss nicht wusste, wer die Ankläger und wer die Angeklagten waren. Viele der Anwesenden wären am liebsten aufgestanden, um ihm die Hand zu schütteln, so beeindruckt waren sie.‘ Die geistige Haltung Deines Vaters war klar, integer und mutig, vielleicht haben solche Eigenschaften in der gegenwärtigen Welt keinen Platz. Dein Vater hat mir vor der Hinrichtung noch einen letzten Brief geschrieben. Es scheint, dass Freis-

ler bei der Verkündung des Todesurteils schweissgebadet, seiner Stimme kaum noch mächtig war. Diese Verbrecher haben mir erst im Dezember den Brief weitergeleitet.

Ich bin so dankbar für das wunderbare Leben, das ich an der Seite dieses Ritters ohne Fehl und Tadel leben durfte. An seinen einzigartigen Eigenschaften konnte ich mich Tag für Tag aufs Neue begeistern. Er hat mich niemals enttäuscht. Sein klarer Charakter, sein überragender Geist, seine glühende Beherztheit und sein immer einsatzbereiter Mut beglückten mich jeden Tag. Ich bete zu Gott, dass sein Opfer, sein Leben hinzugeben, der Welt beweisen wird, dass es ein besseres Deutschland gab, ein Deutschland, das verzweifelt war über jene kriminellen Verbrecher, die uns unterdrückten. Und ich hoffe, dass die Welt begreift, dass es Männer gab, die bereit waren, uns unter Aufopferung ihres Lebens von diesem Übel zu befreien ... Ich bin überzeugt, dass die lautere Haltung Deines Vaters über seinen Tod hinaus weiterleben wird. Möge sich das verwirklichen, woran die Antike glaubte: dass die Seelen von aufrechten, starken und edelgesinnten Menschen, die den Opfertod sterben, der menschlichen Gemeinschaft wie ein starker Strom, der für ihr Wohl und Gedeihen wirkt, wiedergeschickt werden...»

Detalmo und ich bewunderten die Abgeklärtheit, in der meine Mutter über ihr Schicksal sprechen konnte und die ihren starken Charakter und die grosse Liebe zeigte, die sie für meinen Vater empfunden hatte. Ausserdem beruhigte es uns etwas zu hören, dass sie sich intensiv darum bemühte, die Kinder zu finden. Das war ein grosser Trost, denn für uns führte ja kein Weg nach Deutschland, um uns selbst auf die Suche zu machen.

Einige Wochen später musste Detalmo wegen politischer Angelegenheiten wieder nach Rom zurück. Vielleicht konnte er dort etwas erreichen, etwa über seine guten Verbindungen zum Vatikan. Ich blieb in Brazzà, denn nach dem Durcheinander der letzten Kriegstage war immer noch eine Menge in Ordnung zu bringen.



Wir schrieben den 11. September: Vor einem Jahr war ich verhaftet worden. Ich unterhielt mich gerade im Rosengärtchen neben der Kapelle mit unserem Gärtner Tami, als Nonino mir ein Telegramm brachte. In der letzten Zeit hatte ich öfter Telegramme von Detalmo erhalten, immer mit enttäuschenden Nachrichten, deshalb schenkte ich auch diesem weiter keine Aufmerksamkeit. Während ich mich weiter mit dem Gärtner unterhielt, öffnete ich so nebenbei das Telegramm. Ich begriff dessen Inhalt zunächst überhaupt nicht, las den Text immer wieder, konnte nicht glauben, was da wahrhaftig stand:

DIE KINDER SIND GEFUNDEN WORDEN. SIE SIND BEI DEINER MUTTER. STOP.

Unwillkürlich begann ich zu weinen. Ich zitterte am ganzen Körper und brachte kein Wort heraus. Ich konnte nur stammeln: «Die Kinder! Die Kinder!», dann rannte ich wie eine Verrückte die Allee entlang zu Noninos Wohnung, schrie allen, denen ich begegnete, zu: «Die Kinder! Die Kinder!» Bei Nonino angelangt, traf ich auf seine Frau Pina und den Verwalter Bovolenta. Noch immer konnte ich nicht richtig sprechen. Unter Tränen wiederholte ich immer nur: «Die Kinder! Die Kinder!» Ich umarmte sie, und auch sie brachen in Tränen aus. Immer wieder umarmten wir einander. Die englischen Soldaten um uns herum verstanden überhaupt nichts, sie hatten keine Ahnung von meinem Kummer gehabt, die Offiziere jedoch hatten davon gewusst und luden mich, als sie von den wunderbaren Neuigkeiten erfuhren, gleich zum Abendessen ein, um das Ereignis zu feiern.

Am gleichen Abend überraschten sie mich mit dem Angebot, uns den gesamten Parterre-Teil des rechten Flügels der Villa zur Verfügung zu stellen. Nun hatten wir mehr Platz, als wir brauchten: ein kleines Wohnzimmer, eine Eingangsdiele, ein grosses Schlafzimmer, ein Badezimmer, eine winzige Küche, noch ein Zimmer und einen Wintergarten. Jetzt gab es nur noch ein Problem: Wie konnten wir die Kinder in Deutschland abholen, wo doch die Amerikaner italienischen Zivilisten immer noch keine Reisegenehmigung für

Deutschland ausstellen? Aber Detalmo arbeitete mittlerweile als einer der Sekretäre des Ministerpräsidenten Parri, der ersten italienischen Regierung nach dem Waffenstillstand. Als Parri ihn wenig später bat, in seinem Amtssitz, damals noch dem Viminal, einen Empfang für General Mark Clark, den obersten Befehlshaber der III. amerikanischen Armee, vorzubereiten, nützte Detalmo die Chance. Sobald sich die Gelegenheit bot, sprach er ihn an: «Meine Kinder waren ein Jahr in Deutschland verschollen. Jetzt sind sie in der Obhut meiner Schwiegermutter, der Witwe des Botschafters von Hassell, der nach dem 20. Juli zum Tode verurteilt wurde. Ich bekomme keine Erlaubnis, sie abzuholen.» Clark winkte einen seiner Offiziere heran: «Stellen Sie sofort Herrn Pirzio-Biroli einen Jeep zur Verfügung und geben Sie ihm ein Begleitschreiben von unserer Dienststelle, das ihn berechtigt, sich in Italien und in Deutschland frei zu bewegen.» Am nächsten Tag erhielt Detalmo von der CIC (amerikanische Abwehr) eine Reise genehmigung «for operational reasons» und einen Jeep, den er an sämtlichen Army-Tankstellen kostenlos auftanken konnte.

Detalmo fuhr auf der Stelle los. Er trug eine amerikanische Uniform und auf dem Kopf das Schiffchen eines italienischen Kavallerieoberleutnants – damals kleidete man sich recht vielfältig. Er fuhr die ganze Nacht bis Brazzà durch. Vor unserer Abreise nach Deutschland liess er den Pfarrer von Santa Margherita, unserer Gemeindepfarrei, kommen und bat ihn, alles für einen Dankgottesdienst in der Kapelle vorzubereiten. Erst legte er das Datum auf den 4. November fest, verschob es aber dann, um ganz sicher zu gehen, dass wir auch wirklich aus Deutschland zurückgekehrt wären, noch einmal auf den 6. November. Diese Verschiebung sollte sich später als äusserst bedeutungsvoll erweisen. Gleichzeitig wies er Bovolenta an, alles Notwendige vorzubereiten, damit wir unsere Bauern, Pächter und Halbpächter nach der Messe empfangen konnten. Es sollte Wein, Wurst, Käse und Brot angeboten werden, und jemand sollte mit der Ziehharmonika zum Tanz aufspielen. Detalmo

wollte bei dieser Gelegenheit alle unsere Bauern erstmals nach dem Krieg wieder zusammenbringen, um gemeinsam den Beginn eines neuen, ruhigeren Lebens zu feiern. Endlich traten wir unsere aufregende Reise an.

Wir luden den Jeep mit Köstlichkeiten voll, denn wir wussten, dass es in Deutschland an allem mangelte. Wir nahmen einen Sack Mehl, einen ganzen Schinken, einen riesigen Laib Käse, Unmengen von Eiern, Tee und ein Dutzend Seifenstücke mit. Über die Alpen ging es durch Österreich und weiter nach Bayern. An den Kontrollstellen hatten wir keinen Aufenthalt, da ein Blick auf unser Begleitschreiben genügte, uns sofort weiterfahren zu lassen. Je näher wir Ebenhausen kamen, um so unruhiger wurden wir. Und schon waren wir durch das offene Gartentor die kleine Anhöhe hinaufgefahren. Mutti und Wolf-Ulli erwarteten uns in der Haustüre. Die Kinder waren mit Almuth spazieren gegangen. Aufrecht und erhobenen Hauptes stand Mutti vor mir, sehr abgemagert, in Trauerkleidung. Wir umarmten einander, und mir gelang es nur, «Arme Mutti!» zu sagen. Eine einzige Träne blitzte bei diesen Worten in ihren Augen, das war aber auch alles. Dann gingen wir hinein, Grossmutti und Tante Mani zu begrüßen. Grossmutti schien mir durch die Trauer um meinen Vater sehr gealtert. Am Ende des Lebens ist all das Schreckliche wohl noch viel schwerer zu ertragen. Wie sie lächelnd in ihrem Sessel sass, bemerkte ich aber, dass sie dennoch ihre liebenswürdige und menschliche Ausstrahlung behalten hatte.

Detalmo und ich konnten uns gar nicht recht auf das Gespräch konzentrieren, wir waren viel zu ungeduldig, wir wollten zuallererst unsere Kinder wiedersehen. Endlich öffnete sich die Tür, und Almuth erschien mit den beiden Kleinen. Sie blieben auf der Schwelle stehen. Einen Augenblick lang herrschte Totenstille, ich schaffte es kaum, meine Tränen zurückzuhalten. Corradino sah mich, schaute mich immer wieder an und errötete tief. Almuth fragte ihn: «Kennst du diese Dame?» Er antwortete: «Das ist Mama!» Almuth fragte weiter: «Kennst du diesen Herrn?» Er antwortete: «Das ist Papa, der vom Photo.» Die beiden kamen

näher, um uns zu begrüßen. Unsere Aufregung lähmte uns geradezu, kaum brachten wir ein Wort heraus. Wir schauten uns nur unendlich erleichtert an, noch ganz verworren über das Glück, einen solch grossen Schatz wiedergefunden zu haben. Plötzlich ging Corradino auf Detalmo zu und stellte seine kleinen Füsschen auf die um so viel grösseren seines Vaters. In seiner Erinnerung war etwas wach geworden: Vor gut anderthalb Jahren hatte er mit Detalmo dieses Spielchen erfunden, mit ihm so herumzulaufen. Robertino hingegen setzte sich auf meinen Schoss und blieb dort, ohne ein Wort zu sagen.

Später brachte Almuth sie ins Bett, und ich ging zu ihnen, um nach mehr als einem Jahr wieder mit ihnen zu beten. Ich konnte noch nicht wirklich an das glauben, was ich da so scheinbar selbstverständlich tat. Als ich das Zimmer verlassen wollte, begann Corradino zu weinen und rief «Mama! Mama!» Es gelang mir, ihn zu beruhigen, aber kaum wollte ich aufs Neue das Zimmer verlassen, fing er wieder an. Schliesslich schlief er ein. Mutti erzählte mir, dass Corradino, seitdem sie aus dem Kinderheim zurück waren, sich tagsüber an allem möglichen freuen konnte, aber nachts weinte er und rief nach mir. Er war enttäuscht, mich nicht gleich vorgefunden zu haben, aber auch darüber, dass er nach Ebenhausen und nicht nach Brazzà gebracht worden war. Bevor er wirklich ruhiger wurde, sollte noch mancher Abend vergehen.

Mutti begann noch am gleichen Abend zu berichten, was alles passiert war und wie sie auf die Spur der Kinder gekommen war. Ich werde diesen Abend nie vergessen, an dem wir voll Dankbarkeit unser unglaubliches Glück noch kaum zu fassen vermochten, und ich sehe uns noch heute Mutti gegenüber sitzen und sie in ihrer lebhaften, überzeugenden Art von der abenteuerlichen Suche nach den Kindern erzählen:

«Ich hatte über das italienische Konsulat von der Verschleppung deiner Kinder erfahren. Alles, was ich von dir zuletzt hörte, war, dass du die letzte Nacht vor deiner Verhaftung in einem Hotel in Innsbruck warst und die Kinder bei dir

hattest. Von Stauffenbergs hörte ich, dass du später in Italien warst, aber nicht wusstest, wo die Kinder waren, und dass du keine Genehmigung bekommen würdest, sie zu suchen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als mich selbst auf die Suche zu begeben. Ich war der einzige Mensch, der dir helfen konnte.

Sofort nach dem Einmarsch der Alliierten suchte ich in Ebenhausen einen gewissen Oberst Wilmore auf und erzählte ihm die traurige Geschichte. Ich bat ihn um Hilfe, und er unterschrieb tatsächlich einen Brief, den ich vorher selbst aufgesetzt hatte, in dem er sämtliche amerikanische Behörden bat, mir beizustehen. Die nächste Frage war, wie ich mich auf die Suche machen könnte, ich konnte ja nun wirklich nicht durch ganz Deutschland zu Fuss gehen! Genau im rechten Moment kam unser Metzger mit der glücklichen Nachricht, man habe unser von der Gestapo beschlagnahmtes Auto wiedergefunden. Dass es unser Eigentum war, ergab sich aus den Autopapieren, die sich noch in einer Seitentasche befanden, und aus einer an uns gerichteten Visitenkarte der Principessa di Piemonte, die uns für irgendein Glückwunschtelegramm dankte. Also, ein Auto hatten wir jetzt. Was uns noch fehlte, waren Zulassungsschein, Pässe und Benzin. All dies bekam man nur über das Military Government in München, und dort stand auch unser Auto abholbereit. Aber wie sollte ich nach München gelangen? Züge fuhren keine, ich hätte die 25 Kilometer zu Fuss gehen müssen. Da geschah erneut ein Wunder. Der Stab der deutschen Südararmee, der sich auf dem Rückzug von der italienischen Front befand, hielt sich für einige Zeit in Ebenhausen auf. Zufällig entdeckte ich unter den Offizieren einen alten Bekannten, der sich sofort erbot, mich nach München zu fahren. Natürlich trug ich immer meinen langen, schwarzen Witwenschleier, der mir die Türen leichter öffnete. In München liess ich mich beim Military Governor Colonel Keegan persönlich anmelden. Er hörte mir voll Interesse zu, und niemals kann ich ihm dankbar genug für seine Hilfe sein. Nach zwei Stunden verliess ich sein Büro mit allem, was ich brauchte. Ich war nun im Besitz der verschiedensten Pas-

sierscheine, ich hatte Pässe und Benzingutscheine. Am Tag darauf fuhren wir, Almuth, unser Beschützer Wendland und ich, zu sämtlichen Kinderheimen in Oberbayern, in denen von der Gestapo verschleppte Kinder untergebracht worden waren. Aber nirgends fanden wir eine Spur deiner Kinder. In Rottach lernten wir eine Heimleiterin kennen, die schon viele Kinder zu ihren Eltern zurückgeführt hatte, sie konnte uns auch nicht helfen. Trotz all der Enttäuschungen ging ich sicherheitshalber noch zum Military Government von Bad Tölz und erzählte auch dort meine traurige Geschichte. Ich liess ausserdem Photos von den Kindern zurück, aber die Männer gaben mir den Rat: ‚You must begin as a detective from the very beginning of the story: in Innsbruck‘.

Ich fuhr mit Almuth und unserem treuen Begleiter, dem Fahrer Wendland, zurück nach Ebenhausen. Dort wartete die Nachricht von Prälat Neuhäusler auf mich, ich solle sofort nach Bad Sachsa fahren, man habe dort die Stauffenberg-Kinder gefunden. Wieder fuhr ich nach München zum Military Governor, um eine Sondergenehmigung für Bad Sachsa zu bekommen. Leider konnte er mir keine regelrechte Genehmigung geben, weil diese Zone im Begriff stand, von den Russen besetzt zu werden. Er konnte mir lediglich einen Brief mitgeben, in dem er bat, man möge mir weiterhelfen. Ausserdem meinte er, ich sollte auf der Stelle abfahren; und tatsächlich hörten wir tags darauf zu unserem Schrecken, mit welchem Tempo die Russen ihre neue Position einnahmen. Dennoch beschlossen wir, sofort abzureisen, nachdem unser guter alter Mechaniker das Auto überholt hatte. Zwei Priester baten uns, mitfahren zu dürfen, und wir sagten selbstverständlich zu. Auf der Fahrt begegneten wir unendlich langen Flüchtlingskolonnen, ausserdem amerikanischem Militär, das Kriegsmaterial nach Westen transportierte. Von den beiden Priestern hörten wir, dass sie erst vor kurzem aus der russischen Zone geflohen seien. Jetzt gerieten sie in Panik, noch einmal den Russen in die Hände zu fallen. Wendland fuhr aber tapfer weiter. Als wir uns Göttingen näherten, bekamen es die beiden Priester dermassen mit der Angst zu tun, dass sie ausstiegen. Die

Nacht verbrachte ich im Auto. Almuth und Wendland hingegen fanden zusammen mit acht Soldaten Platz in einer Scheune.

Am nächsten Morgen teilte uns das Military Government in Göttingen mit, dass die Russen bereits in Bad Sachsa angekommen seien. Wir fuhren dennoch weiter, aber nun tasteten wir uns ganz langsam von einem Dorf zum anderen voran. Kurz vor Bad Sachsa erzählten uns Flüchtlinge, dass die Russen nun nicht weiter vorrücken würden, und dass es bereits eine Kontrollstelle an der Grenze zur Sowjetzone gäbe. Langsam näherten wir uns dem Schlagbaum, drei Kilometer von Bad Sachsa entfernt. Ich versuchte, den englischen Wachposten zu überreden, uns einen seiner Männer als Schutzgeleit mitzugeben. Das war aber leider streng verboten. Der Posten riet mir, alle Papiere im Auto zurückzulassen und fügte hinzu: ‚Die Russen respektieren keinerlei Dokumente, weder englische noch amerikanische. Ausserdem sollten sowohl Ihre Tochter als auch Ihr Begleiter im Auto Zurückbleiben. Sie sollten alleine und in Ihrem langen Trauerschleier hinübergehen, und nur die Photos von den Kindern mitnehmen.‘ Ich machte mich auf den Weg und prägte mir dabei die Gegend genau ein, um mögliche Fluchtwege zu kennen. Falls mir Russen begegnen würden, würde ich versuchen, mich über die grüne Grenze zur englischen Zone und zu Almuth durchzuschlagen. Als ich Bad Sachsa erreichte, war keine Menschenseele zu sehen. Auf der Gemeinde sass einsam und verlassen der Bürgermeister. Kaum hatte er von meinem Vorhaben gehört, bot er mir an, mich mit seinem Auto ins Kinderheim zu fahren. Bis dorthin waren es noch zwei Kilometer, und wenn wir ungesehen bleiben wollten, mussten wir sofort losfahren, weil die Russen gerade jetzt Wachwechsel hätten. Unterwegs erzählte er mir, dass sämtliche von der Gestapo in das Heim verschleppte Kinder bereits von ihren Eltern abgeholt worden seien. Deshalb hielt er es für ganz unwahrscheinlich, dass ich eure beiden Kinder dort noch finden könnte. Mit Tränen in den Augen fuhr er fort: ‚Der Brüning war doch ganz gut. Es ging alles

vorwärts. War denn dieses Nazitheater noch nötig, das uns nun in diesen trostlosen Abgrund gebracht hat?’

Das Kinderheim lag zauberhaft auf einer bewaldeten Anhöhe. Die freundliche Heimleiterin hörte meiner Erzählung verständnisvoll zu. Ihr zu Füssen sass ein kleiner Enkelsohn Goerdelers, der so mit einer Portion köstlicher Erdbeeren beschäftigt war, dass weder wir noch die Russen, noch irgend jemand sonst ihn interessieren konnte. Die Heimleiterin schaute sich die Photos von den Kindern genau an und versicherte mir, sie noch nie gesehen zu haben. Ich war sehr betrübt. Meinen Vorschlag, den kleinen Goerdeler mitzunehmen, musste sie aufgrund einer Order ablehnen, der zufolge die Kinder ausschliesslich von ihren Eltern abgeholt werden durften. Der Bürgermeister fuhr mich bis zur Grenze zurück. Beim Abschied weinten wir beide, ich wegen der unauffindbaren Kinder und er wegen der verzweifelten politischen Lage. Almuth und Wendland hatten sich schon Sorgen um mich gemacht. In ihrer Phantasie sahen sie mich von den Russen verschleppt und vergewaltigt, ich aber war gesund und wohlauf zurückgekehrt.

Zurück in Ebenhausen zerbrachen wir uns den Kopf, wie es nun weitergehen sollte. Uns blieb nichts anderes übrig, als den vom Governor in Bad Tölz vorgeschlagenen Weg zu beschreiten. Mit anderen Worten, wir mussten noch einmal ganz von vorne beginnen, dort, wo alles begonnen hatte, in Innsbruck. Zu meiner grossen Enttäuschung konnte mir Military Governor Keegan keinen Passierschein für Innsbruck ausstellen, weil die Stadt bereits zur französischen Zone gehörte. Er meinte, es sei wichtig, die ehemaligen Wohnsitze der SS-Leute in Innsbruck zu erkunden, und telefonierte deshalb gleich mit einem Offizier der CIC, dessen Antwort nicht gerade ermutigend klang: Er habe nicht die geringste Ahnung, und er meinte weiter: ‚Die Dame begibt sich auf eine vergebliche, hoffnungslose Suche. Sie wird kreuz und quer durchs Land fahren ohne die geringste Chance, die Kinder wiederzufinden. Sicher wird es bald Sonderkommissionen geben, die systematisch suchens Ich verabschiedete mich von dem freundlichen, hilfsbereiten



Governor und überlegte, wie ich es anstellen könnte, einen Passierschein für Innsbruck zu bekommen. Ich versuchte mein Glück im Büro für die ‚Displaced persons‘, wo ich einen der Angestellten um einen Passierschein für Innsbruck bitten wollte, in der Hoffnung, er habe noch nicht erfahren, dass die Franzosen bereits dort waren. Ich sprach mit einem jungen Unteroffizier – und hielt den Atem an, als mir dieser Mann ohne das geringste Zögern das gewünschte Papier aushändigte. Die Genehmigung war nur für die Dauer eines Tages gültig, aber das war immer noch besser als nichts. Ich konnte gar nicht schnell genug Almuth die gute Nachricht mitteilen, deshalb rief ich ihr schon von weitem zu: ‚Morgen früh! Abfahrt fünf Uhr!‘

An der Grenze standen bereits marokkanische Soldaten der französischen Armee, aber die Papiere wurden noch von den Amerikanern kontrolliert. Zuerst begaben Almuth, Wendland und ich uns in die Residenz des Bischofs, aber dort lagen die ‚ehrwürdigen Herren‘ noch in den Federn. Darauf fuhren wir zum Polizeipräsidium, um dort für den Fall, dass unsere Suche wieder einmal vergebens gewesen sein sollte, Photos von den Kindern zurückzulassen. Bei dieser Gelegenheit fragte ich die Beamten, wo sich eigentlich die ehemaligen SS-Führer aufhielten. Sie behaupteten tatsächlich, sie hätten keine Ahnung! Sie vermuteten, dass diese Leute unter falschem Namen und mit gefälschten Papieren irgendwo im Land herumgeisterten. Ich war über diese Auskunft, die der Keegans entsprach, mehr als entsetzt.

Der Passierschein galt nur für einen Tag, von dem die Hälfte bereits verstrichen war, ohne dass wir auch nur einen Schritt weitergekommen wären. Im Gefängnis, in dem du sechs Wochen festgehalten wurdest, bekamen wir endlich den ersten Hinweis. Der Direktor konnte sich sehr genau an dich erinnern, du hättest so furchtbar geweint, weil dir die beiden Kleinen von zwei NS-Fürsorgerinnen fortgenommen worden waren. Er riet uns, zum Jugendamt zu gehen, vielleicht könnten wir dort eine Spur von diesen zwei Frauen auftun. Es war schon spät geworden, und deshalb beschlos-

sen wir, uns zu trennen, um Zeit zu gewinnen. Almuth wollte das Hotel suchen, in dem du die eine Nacht mit den Kindern verbracht hattest, für mich blieb das Jugendamt. Glücklicherweise erinnerte sich Almuth an den Namen des Hotels, den Arlberger Hof, und machte sich eilig auf den Weg. Aber von dem Hotel war nach einem Bombenangriff nur noch ein Trümmerhaufen übriggeblieben. Während sie verzweifelt dastand, sah sie einen Mann nach irgend etwas Brauchbarem in den Trümmern herumstochern, eine heute ja ganz alltägliche Szene. Sie sprach ihn kurzerhand an, und es stellte sich heraus, dass er jahrelang als Fahrer und Mechaniker für das Hotel gearbeitet hatte. Sie erzählte ihm die Geschichte der Kinder, und zu ihrem grössten Erstaunen sagte er: ‚Ich kann mich sehr genau an die hübsche junge Frau erinnern. Sie wohnte auf Zimmer 112. Ich habe gesehen, wie die beiden NS-Frauen die Kinder die Treppe hinunterzertrten. Das eine wehrte sich verzweifelt und schrie und weinte. Ich kann mich auch erinnern, dass eine der beiden Frauen sagte: «Versuchen wir, sie hier in der Nähe unterzubringen, und wenn hier kein Platz ist, schicken wir sie ins Walsertal oder ins Allgäu.»

Ich hatte unterdessen das Jugendamt ausfindig gemacht und musste zu meinem Schrecken feststellen, dass sich das für mich zuständige Büro in diesem riesigen Komplex in Zimmer 440 befand. Es war bereits zwei Uhr, als ich das Zimmer erreichte, nur um dort zu erfahren, dass es ganz woanders ein Sonderbüro für die Suche nach verschollenen Kindern gäbe. Ich erklärte dem Beamten, dass ich keine Zeit mehr hätte, andere Büros aufzusuchen, da meine Aufenthaltsgenehmigung in wenigen Stunden abliefe. Ich muss so verzweifelt ausgesehen haben, dass er Mitleid mit mir bekam und etliche Telefonate für mich führte. Nach vielen, sehr diplomatisch gestellten Fragen – natürlich wollte in dieser Zeit niemand jemals etwas mit der SS zu tun gehabt haben! – gelang es ihm, den Namen einer jungen Frau herauszubekommen, die mehrmals Kindertransporte unter Aufsicht der SS organisiert hatte. Als er sie dann endlich am Telefon hatte, wusste sie natürlich nichts über deine Kinder oder vielmehr, sie

wollte sich an nichts erinnern. Erst nach weiteren geschickten Fragen des Beamten war sie bereit, die Namen von vier Heimen und Kindergärten in der Nähe von Innsbruck zu nennen, in welche die Kinder möglicherweise gebracht worden waren.

Unten warteten Almuth und Wendland auf mich. Auf der Stelle fuhren wir ins nächstgelegene Heim, in dem Kinder zwischen dem dritten und dem fünften Lebensjahr untergebracht sein sollten. Es lag ausserhalb des Städtchens Hall und hiess Wiesenhof. Irgendwie wirkte es vielversprechend, und Wendland meinte, dieser Ort flösse ihm Vertrauen ein. Kaum angekommen, zeigte ich der Heimleiterin die Photos von den Kindern. Sie lächelte und meinte: ‚Ja, sicher, das sind doch die Brüder Conrad und Robert Vorhof!‘ Almuth stiess einen Freudenschrei aus, Wendland bekam Magenkrämpfe, und die Heimleiterin und ich brachen gleichzeitig in Tränen aus. Als wir uns etwas beruhigt hatten, führte uns die Frau in einen grossen Saal, in dem an die 30 Kinder in kleinen Bettchen Mittagsschlaf hielten. Mir klopfte das Herz, als ich die beiden blonden Köpfchen von Corradino und Robertino entdeckte. Dann schlichen wir uns wieder hinaus, wir konnten es kaum erwarten, dass die beiden aufwachten. Währenddessen erzählten wir Frau Buri, der Heimleiterin, was mit den Kindern geschehen war. Die arme Frau war entsetzt, sie hatte sich oft gefragt, wer denn die beiden sein könnten. Corradino muss wohl immer still und zurückhaltend gewesen sein. Nachts habe er oft geweint. Der Kleinere habe erst vor kurzem begonnen, mit anderen Kindern zu spielen. Im Einlieferungsbuch stand: ‚Geschwister Vorhof, Mutter verhaftet. Die Kinder hätten oft von ‚Pferden‘ erzählt und von ‚einem grossen Haus‘ und sie hätten erwähnt, dass sie ‚einmal‘ in der Küche gegessen hätten. Beide hatten nicht den Eindruck erweckt, Kinder einer Verbrecherin zu sein. Sie hatte sich auch gewundert, dass die Kinder ihren Namen nicht kannten.\*

\* Wie schon erwähnt, erleichterte sich die Gestapo die Sache mit der Namensänderung, indem sie die neuen Namen an die ursprünglichen anlehnte: So hiessen die Kinder von Schuschnigg «Auster» (von Austria) und unsere «Vorhof» (von Hassell).

Frau Buri erzählte uns auch, dass der ältere Bub sehr sensibel und zart sei und dass die beiden sich niemals, nicht einmal für Augenblicke, getrennt hätten. Inzwischen waren die Kinder aufgewacht und angezogen. Frau Buri schob sie sanft herein und schloss hinter ihnen die Tür, damit wir mit ihnen allein sein konnten. Der Ältere hatte eine derartige Ähnlichkeit mit der Hassell-Familie, dass kein Zweifel bestehen konnte.

Ich beugte mich zu ihnen hinunter und fragte sie: ‚Erinnert ihr euch an die Grossmama?‘ Als Antwort legte mir Corradino sein kleines Ärmchen um den Hals und fragte mich voll Zutrauen: ‚Gehen wir jetzt endlich heim?‘ Uns schien, dass er auch Almuth wiedererkannt hatte, denn er war rasch vertraut mit ihr. Man konnte spüren, wieviel leichter es ihm ums Herz war durch die Sicherheit, nicht mehr allein und verlassen zu sein. Es war wirklich rührend, seine Erleichterung und Freude zu spüren. Mittlerweile war er fast fünf Jahre alt.

Den Kleineren hätte ich nicht wiedererkannt. Als ich ihn das letzte Mal sah, hatte er noch nicht einmal alle seine Zähnen. Wie konnte ich sicher sein, dass er es wirklich war? Um einen unumstösslichen Beweis zu haben, versuchte ich, irgend etwas auf italienisch zu sagen. Aber sie hatten alles vergessen und sprachen nun einen beinahe unverständlichen österreichischen Dialekt. Ich zeigte ihnen einige Photos. Der Grosse rief gleich: ‚Das ist Brazzàh, ‚Das ist Mama!‘; aber der Kleine plapperte einfach alles nach, und wir konnten immer noch nicht ganz sicher sein. Da deutete er plötzlich mit seinen Fingerchen auf einen kleinen weissen Fleck auf einem der Photos, der mir gar nicht aufgefallen war, und sagte: ‚Das ist Mirko.‘ (Das war das weisse Pferdchen, das in Brazzà die Kutsche zog.) Und so konnten wir sicher sein, dass es wirklich Robertino war.

Die beiden sahen in ihren weissen Hemdchen und blauen Hosen gesund und niedlich aus. Als Frau Buri im März 1945 Heimleiterin geworden war, hatte sie gleich eine Menge Kleidung für die Kinder gekauft, da sie ihrer Meinung nach

wie kleine Sträflinge herumliefen. Sie gab uns einen Sack voll Wintersocken und anderer Wollsachen mit und meinte: ‚Wir haben diesen Kindern soviel Unrecht getan. Ich möchte ihnen wenigstens jetzt etwas helfens Ich war ihr für ihre Güte sehr dankbar. Auch wir konnten ihr etwas helfen, indem wir einen Koffer für sie nach Deutschland mitnahmen. Sie hatte auf dem Polizeipräsidium gehört, dass alle ehemaligen Einrichtungen der Nazis innerhalb der nächsten Tage geschlossen würden, und dass die Frauen deutscher Nationalität wie sie nicht mehr als 15 Kilo Gepäck mitnehmen durften.

Wir kamen uns vor wie der Reiter über den Bodensee, als wir mit unserem kostbaren Schatz nach Hause zurückkehrten. Der kleine Corradino sass auf Almuths Schoss und strahlte. Ich hielt Robertino, der völlig verstummt war. Wenn ich nur daran dachte, dass zehn Tage später die Kinder endgültig verschollen gewesen wären ... Bei der Auflösung der Heime hätte man diejenigen Kinder, deren Eltern man nicht ausfindig machen konnte, Bauernfamilien zur Adoption angeboten.

Als wir in Ebenhausen ankamen, empfing uns die ganze Familie mit grossem Jubel und vielen Freudentränen. Immer wieder waren wir von unseren Expeditionen mit leerem Auto zurückgekehrt, so dass wir schon jede Hoffnung aufgegeben hatten, die Kleinen in dem unendlichen Chaos in Deutschland wiederzufinden. Deshalb war unsere Freude nun doppelt gross. Die Kinder fühlten sich gleich zu Hause. Am nächsten Tag hörte ich, wie Corradino zu Robertino sagte: ‚Wir sind schon zu Hause, aber die anderen Kinder sind noch im Heim.‘ Glücklicherweise waren sie in Wiesenhof nicht schlecht behandelt worden. Sie waren beide wirklich gesund, nicht nervös, höchstens etwas mager. Aber dennoch deutete alles darauf hin, dass sie grosse Sehnsucht nach ihrem Zuhause und nach dir hatten. Corradino hat oft abends geweint: Mama, wo ist Mama, wann kommt Mama?‘ Sie waren unzertrennlich, und Corradino beschützte den Kleineren, tröstete ihn und half ihm, wo er nur konnte. Ich hatte in Wiesenhof, kurz bevor wir abfuhrten,

gehört, wie Corradino versuchte, den Kleineren davon zu überzeugen, was ihnen Wunderbares bevorstand: ‚Ja, verstehst du denn nicht? Wir gehen jetzt nach Hause!‘ Wir versuchten, von ihnen einige Details über das Leben im Kinderheim zu erfahren, aber es war schwierig, sie zum Sprechen zu bringen. Das einzige, was wir herausbekamen, war, dass sie anfangs in einem kleineren Heim gewohnt hatten und dass man ihnen die Haare kurzgeschnitten hatte.\*

Und das, meine Lieben, ist alles, was ich euch zu erzählen habe. Wir können niemals dankbar genug sein, sie nach den zehn Monaten, in denen sie verschollen waren, wiedergefunden zu haben. Und du Arme hast über ein Jahr nichts von ihnen gewusst.»

Diese Geschichte, die Mutti uns da erzählt hatte, war uns sehr ans Herz gegangen. Wir empfanden tiefe Dankbarkeit für alles, was sie für uns getan hatte. Als sie mit ihrem Bericht fertig war, holte sie eine Flasche Champagner aus dem Keller, und wir stiessen in diesem für uns wirklich historischen Augenblick miteinander an.

Nach wenigen Tagen machten wir uns ans Packen und beluden das Auto mit einigen schönen Stücken, die Mutti uns für Brazzà schenken wollte. Zuletzt stiegen unsere beiden Bübchen ein, und die Heimreise konnte beginnen. Unsere Herzen waren leicht wie Federn. Wir waren so unendlich glücklich über all das, was uns am Ende unseres Leidenswegs wiedergeschenkt worden war. Unsere Familie war

\* Jahrelang verdrängten Corradino und Robertino die Erinnerung an diese Zeit, und wir hielten es für richtig, sie nicht weiter mit Fragen zu bedrängen. Erst als sie 19 und 20 Jahre alt waren, kehrte die Erinnerung in ihr Bewusstsein zurück. Sie unterhielten sich: «Was hast du eigentlich damals an dem Fenster oben auf der Treppe gemacht?» «Ja, wie, erinnerst du dich denn nicht! Ich hab' es dir doch auch gezeigt: Da lag doch im Brunnen dieser tote Mann. Weisst du nicht mehr, wie der nackte, weisse Arm aus dem Brunnen herausschaute?» Sie erinnerten sich dann auch noch an viele andere Kleinigkeiten, an die ewigen Marmeladebrote, an die ständigen Bombenangriffe, an das Ostereiersuchen ...

wieder vereint, und wir hofften, dass unser Glück die Wunden der vergangenen Erlebnisse heilen würde.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Jubelrufen wir in Brazzà empfangen wurden. Wir feierten den Dankgottesdienst in der Kapelle und dann das grosse Fest mit unseren Bauern. Zwei Dinge möchte ich am Ende erwähnen, die uns zutiefst rührten: Der Pfarrer hatte sich aus Neugierde nach Udine begeben, um einiges über die Kapelle von Brazzà herauszufinden. Sie ist dem heiligen Leonhard geweiht, dem Beschützer aller Gefangenen! Auf der Altartafel wird der Heilige mit einer gesprengten Kette in den Händen dargestellt. Ein weiteres überraschendes Zusammentreffen war der Umstand, dass die ursprünglich auf den 4. November, dann von Detalmo aus praktischen Erwägungen auf den 6. November verlegte Messe damit genau auf den Tag fiel, der der Jahrestag des Heiligen ist. Aber das ist noch nicht alles. Während der Messe fiel Detalmos Blick auf die kleine, holzgeschnitzte Madonna an der rechten Kapellenwand, und da erinnerte er sich an deren Geschichte. Anfang der dreissiger Jahre hielt sich seine Mutter zur Erholung in Wolkenstein im Grödnertal auf. Eines Tages wunderte sie sich, in ihrem Zimmer im Hotel Osvaldo eine kleine, mit Blumen geschmückte Madonna vorzufinden. Da erschien das Zimmermädchen Maria Declara aus St. Ulrich und bat sie: «Mein Mann ist Holzschnitzer. Wir wissen, dass Sie eine alte Kapelle besitzen. In den Wirren des Rückzugs der österreichischen Truppen 1918 verschwand plötzlich unser zweijähriger Sohn. Bitte, stellen Sie diese Madonna in Ihrer Kapelle auf, dann werden wir ihn wiederfinden.» Der Sohn wurde im Alter von 18 Jahren tatsächlich wiedergefunden.

Diese unerwartete Übereinstimmung, dass in beiden Fällen durch den Krieg verschollene Kinder wiedergefunden wurden, dann der zufällig für unser Fest in der Kapelle fixierte Termin, der auf das gleiche Datum wie das Patronatsfest des Heiligen fiel, dem das Kirchlein geweiht war, die Rückkehr des Jungen aus St. Ulrich, drei Jahre nachdem die kleine Madonna in unserer Kapelle aufgestellt worden

war, dies alles schienen mir göttliche Zeichen. Und wir können zu Recht sagen, dass Gottes Wege keine Grenzen kennen.



## *Epilog*

Nach der Rückkehr aus Ebenhausen in dem vollgepackten Jeep und mit den glücklich wiedergefundenen Kindern liessen wir uns in Brazzà nieder. Viel gab es zu tun: Detalmo musste sich mit der Verwaltung des Besitzes beschäftigen, der lange vernachlässigt geblieben war, und ich mit den Kindern, dem grossen Haus und dem Garten. Nach einem Jahr ging Detalmo nach Rom, um sich nach einer Stellung umzutun. Unser kleines Landgut warf zu wenig ab, als dass er damit seine Familie hätte erhalten können.

Der Verwalter Bovolenta verliess uns. Er wurde von einem weit grösseren Besitz angefordert, für ihn eine interessantere und viel besser bezahlte Arbeit.

Meine beiden Haushilfen von früher, Ernesta und Cilla, sah und sehe ich oft, wir unterhalten uns über alte Zeiten. Nonino hingegen ging nach dem Tode seiner Frau Pina, im Jahre 1948, nach Argentinien, wo seine Kinder sich vor vielen Jahren niedergelassen hatten.

Unsere Freunde in Friaul sind immer noch dieselben: die Familien Tacoli, Stringher, Giacomuzzi, Nigris, unsere Verwandten Alvisè und Anna di Brazzà. Abgesehen von einigen Veränderungen, besonders nach dem Erdbeben in Friaul im Jahre 1976, hat sich in Haus und Park seit dem Sommerabend 1940, als ich als jung verheiratete Frau dort zum ersten Mal ankam, nichts Wesentliches verändert.

Im Mai 1948 wurde zu unserer Freude eine Tochter geboren. Wir taufte sie in unserer kleinen Kapelle und gaben ihr den Namen Vivian.

Als Detalmo Korrespondent für den Europarat wurde, siedelten wir im Jahre 1951 nach Rom über, besonders auch, weil wir den Kindern eine bessere Schulbildung geben wollten, als dies auf dem Lande möglich gewesen wäre. Für die Sommerferien, die in Italien vier Monate dauerten, fuhren

wir jedes Jahr mit Kind und Kegel nach Brazzà, genossen das Landleben und freuten uns täglich an der wunderschönen Umgebung. 1966 ging Detalmo zur EWG, wurde Vertreter in verschiedenen afrikanischen Ländern, so im Senegal und in Mali. Nach der Pensionierung ist er heute noch mit seinen 73 Jahren als Experte für Trockenheitsprobleme tätig und wird häufig auf Missionen nach Afrika geschickt.

Ich war in Rom geblieben, als er 1966 nach Afrika ging, weil ich in einem medizinischen Verlag arbeitete und meine Kinder noch alle schulpflichtig waren. Es gelang mir aber, ihn einige Male zu besuchen und diesen faszinierenden Erdteil kennenzulernen.

Corrado folgte dann später der Laufbahn seines Vaters und ist heute der zweite Mann in der Delegation der EG in Washington. Roberto wurde Architekt und hat sein Büro und seinen Wohnort in Brazzà. Beide Söhne sind verheiratet und haben Kinder. Meine Tochter, Vivian, lebt in Rom, ist mit einem Amerikaner verheiratet, der ein hoher Beamter in der FAO in Rom ist (Food and Agricultural Organization of the United Nations). Im Sommer trifft sich wie je die ganze Familie in Brazzà. Wir haben immer viele Hausgäste, und es ist ein buntes Treiben.

Detalmos Bruder Giacomo ging 1946 nach Amerika, beendete dort sein Medizinstudium, heiratete eine Amerikanerin und ist Arzt in einem der grossen Krankenhäuser in Seattle im Staate Washington.

Detalmos Schwester Marina hat einige Jahre in Florenz mit ihrem Mann Puccio Pucci und ihren beiden Kindern im Palazzo Pucci gelebt, liess sich aber dann scheiden und lebt mit ihrem zweiten Mann in der Schweiz.

Santa Hercolani, die ich so oft genannt habe, ist nun schon 93 Jahre alt. Sie wohnt meistens in ihrem wunderbaren Palazzo Borghese in Rom, und ich sehe sie oft; sie ist eine meiner besten und treuesten Freundinnen.

Meine Mutter hat bei beneidenswerter Gesundheit bis zum würdigen Alter von über 96 Jahren in Ebenhausen gelebt. Gleich nach dem Kriege holte sie die vergrabenen Tagebü-

eher meines Vaters aus ihrem Versteck und brachte sie in die Schweiz zu ihrem Vetter Fritz Rieter, wo schon andere Tagebuchhefte aufbewahrt waren. Sie veröffentlichte das Material beim Atlantis Verlag in Zürich unter dem Titel «Vom andern Deutschland» (im November 1988 ist bei Siedler in Berlin unter dem Titel «Die Hassell-Tagebücher 1938-1944» eine erweiterte Neuauflage erschienen – wie hätte sich meine Mutter darüber gefreut!). Jeden Sommer kam sie für einen Monat nach Brazzà, verehrt und bewundert von allen; alle hörten mit grösstem Interesse dieser vorzüglichen Erzählerin zu. Bis zum Ende ihrer Tage blieb sie eine aussergewöhnlich aktive Frau.

Meine Schwester Almuth hat viele Jahre am italienischen Kulturinstitut in München gearbeitet und lebt jetzt zurückgezogen in einer kleinen Wohnung in Ebenhausen.

Mein Bruder Hans-Dietrich wurde Leiter der Abteilung «Soziale Sicherheit» bei Siemens, hat geheiratet und hat vier erwachsene Töchter. Er ist vor kurzem in den Ruhestand getreten, wird aber immer wieder für interessante Aufträge herangezogen, lebt mit seiner Frau auf dem Grund des alten Besitzes in Ebenhausen, wo er sich vor Jahren ein Haus baute.

Mein älterer Bruder Wolf-Ulrich ging nach dem Kriege ins Auswärtige Amt, erreichte die Altersgrenze, während er in New York an der UNO tätig war, und liess sich mit Frau und seinen drei nun erwachsenen Kindern in New York nieder.

Anni und Lotti Fette sind beide über 90, leben in Nienstedten-Hamburg in ihrem sehr schönen, alten, mit Stroh bedeckten Bauernhaus, umgeben von einem grossen Garten voll der schönsten Blumen, die Lotti selber pflegt. Sie kommen schon seit 38 Jahren jeden Sommer für einen Monat nach Brazzà. Man kann sich Brazzà ohne ihre Gegenwart im Sommer gar nicht vorstellen.

Der einzige Offizier aus der deutschen Besatzungszeit in Brazzà, mit dem ich zu Weihnachten regelmässig Briefe austauschte, war Major Eisermann. Er besuchte mich 1974

in Brazzà, war völlig unverändert und machte wie damals, mit den Händen auf dem Rücken, seinen Morgenspaziergang. Ich freute mich, ihn wiederzusehen.

Mit vielen meiner Gefängniskameraden unterhielt ich eine eifrige Korrespondenz, so besonders mit Alex, «Onkel Moppel» und Payne-Best. Wir schrieben nicht etwa über unsere gemeinsam verbrachte Haftzeit, sondern wir erzählten uns gegenseitig von unserem täglichen Leben. «Onkel Moppel» war von der Familie Stauffenberg derjenige, der mir am fleissigsten schrieb und mich über all seine Angehörigen auf dem laufenden hielt. Er lebte in alter Frische bis ins hohe Alter hinein.

Alex – hatte er doch alles verloren – zog zu Freunden an den Bodensee. Nach einigen Jahren heiratete er eine Witwe und entschloss sich, an der Münchner Universität wie früher Alte Geschichte zu lehren. Bei Gelegenheit meiner Besuche bei meiner Mutter in Ebenhausen sah ich ihn verschiedene Male. Das letzte Mal trafen wir uns in Rom auf seinem Rückweg von Sizilien, wohin er mit seinen Studenten eine Studienreise gemacht hatte. Er schien unverändert, hatte seinen alten Frohsinn und Charme. Um so erschütterter war ich, als «Onkel Moppel» mir schrieb, Alex sei zur Weihnachtszeit desselben Jahres an Lungenkrebs gestorben.

Ilselotte von Hofacker hatte nach dem Krieg mit der Erziehung ihrer fünf Kinder alle Hände voll zu tun, als alleinstehende Frau keine leichte Aufgabe, die sie aber glänzend erfüllte, immer energisch, fröhlich und warmherzig. Zum Kummer von allen starb sie ganz plötzlich und viel zu jung.

Maria von Hammerstein lebte in Berlin, war sehr tätig und allgemein verehrt und geliebt. Auch sie weilt nicht mehr unter uns.

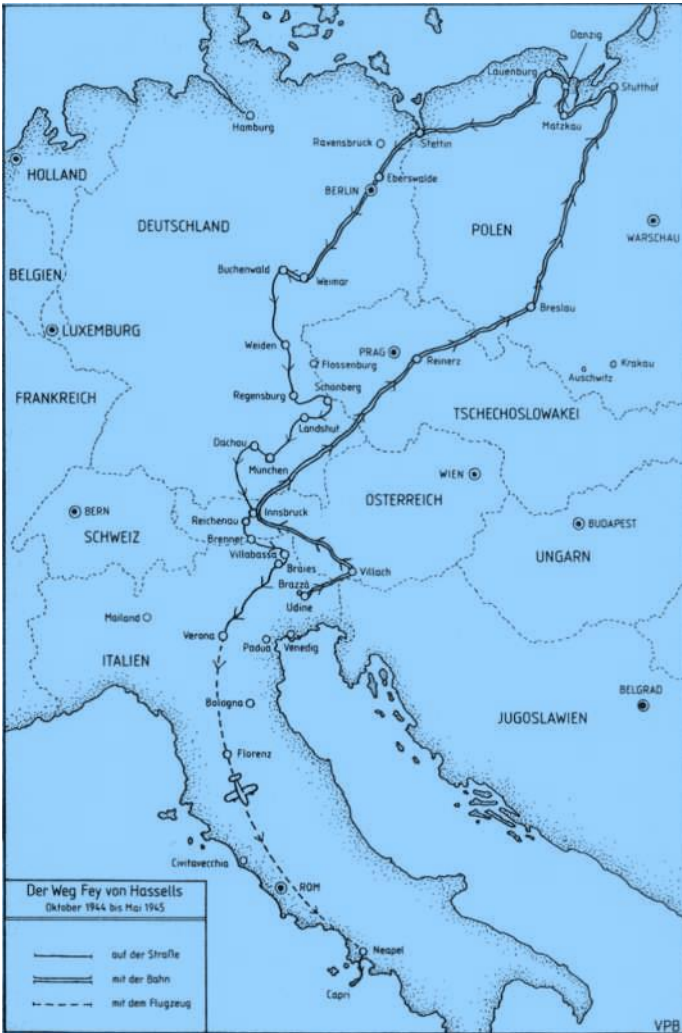
Clemens Stauffenberg starb vor vielen Jahren an seinem alten Herzleiden. Seine Frau Elisabeth folgte ihm unerwartet bald darauf. Sie hatten auf ihrem Besitz, Schloss Jettigen in Schwaben, gelebt, der jetzt von ihrem Sohn Markwart verwaltet wird. Otto Philipp verwaltet einen anderen Besitz

in Oberfranken. Beide Brüder sind verheiratet und haben etliche, nun schon zum Teil erwachsene Kinder. Ihre Schwester Gaggi führte Jahre hindurch einem Onkel das Haus und lebt heute bei Markwart in Jettingen.

Mir hatte nie daran gelegen, die verschiedenen Orte unserer Haftzeit wiederzusehen. Doch im Sommer 1976 kamen Detalmo und ich zufällig durch Niederndorf. Ich fand und erkannte sofort das Hotel Bachmann, wo wir damals zum ersten Mal uns frei fühlten. Da Detalmo und ich nun schon so weit vorgedrungen waren, entschlossen wir uns, auch das Hotel am Pragser Wildsee zu besuchen. Keiner besann sich auf unsere Häftlingsgruppe, zu viel Zeit war verstrichen, das Personal hatte ausserdem natürlich längst gewechselt. Der See aber lag vor uns in seiner unvergänglichen Schönheit, umgeben von den Dolomiten, die sich im kristallklaren Bergsee widerspiegelten. Ein paar Schritte vom Ufer entfernt, stand wie je und eh die kleine Kapelle: Der Dankesgottesdienst von Bischof Neuhäusler stand wieder deutlich vor mir, so auch die Kirchenchoräle, die Alex zwei Tage danach auf der Orgel spielte; die beinah verwunschene Atmosphäre hatte mich damals tief bewegt.

Am Ende dieser Beschreibung darf das treue Pferd Mirko nicht vergessen werden. Schliesslich war meine Mutter beim Auffinden der Kinder von der Identität Robertinos erst in dem Moment überzeugt, als er beim Zeigen der verschiedenen Bilder plötzlich die Initiative ergriff und auf einen kleinen, kaum sichtbaren Punkt zeigte und ein einziges Wort aussprach: «Mirko.» Der Schimmel lebte noch einige Jahre neben dem Reitpferd meines Schwagers Giacomo und graste wie je auf der Wiese vor der Burg. Sonst gab es für Mirko nichts mehr zu tun. Wir hatten von der englischen Besatzung in unserem Hause einen Jeep und einen Kombiwagen geschenkt bekommen, brauchten also keine Kutsche mehr. Wir waren sehr traurig, als Mirko wegen Altersschwäche erschossen werden musste.

Die Kutsche steht vergessen, von Spinnweben bedeckt, in einer Ecke des Getreidespeichers.



Der Weg Fey von Hassells, Oktober 1944 bis Mai 1945

# Wir suchen diese Kinder!



## Personalien der Kinder

### 1. Corrado Pirzio-Bioli

4½ Jahre alt  
geb. 25. November 1940  
in Udine, Italien

Haare: blond  
Augen: blau  
Gesichtsfarbe: blaß  
Sprache: Deutsch, einige  
italienische Worte  
Rufnamen: Corradino,  
Corradinchen  
Kleidungsstücke: Marine-  
blauer Mantel mit Kapuze,  
gemacht aus einem alten  
Militärmantel

### 2. Roberto Pirzio-Bioli

3½ Jahre alt  
geb. 25. Januar 1942  
in Udine, Italien

Haare: blond  
Augen: blau  
Gesichtsfarbe: lebhaft  
Farben  
Sprache: Deutsch  
Rufnamen: Robertino,  
Robertinchen  
Kleidungsstücke: Marine-  
blauer Mantel mit Kapuze,  
gemacht aus einem alten  
Militärmantel

**Die betreffenden Kinder wurden ihrer Mutter, Frau Fey Pirzio-Bioli, geb. v. Hassell, am 29. oder 30. September 1944 von zwei Frauen der N. S. V.-Organisation, aus einem Hotel in Innsbruck heraus, weggenommen.**

Es ist anzunehmen, daß die Kinder in ein N. S. V.-Kinderheim gebracht wurden. Einzelnachrichten haben ergeben, daß dafür auch solche Kinderheime im hiesigen Gebiet in Frage kommen könnten. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß besagte Kinder einen anderen Namen (deutschen) erhielten.

Personal solcher Kinderheime oder Personen, welche die oben abgebildeten Kinder in solchen Heimen gesehen haben oder irgendwelche näheren Angaben machen können, werden gebeten, Auskunft zu erteilen an das



**Italienische Rote Kreuz**

Sede di Bad Harzburg

Bad Harzburg, Rudolf-Huch-Straße 17

Die Suchanzeige des Roten Kreuzes für die Kinder

HEADQUARTERS  
REGIONAL MILITARY GOVERNMENT  
BAVARIA

WML/leo

OFFICE OF ADMINISTRATIVE MANAGER

DETACHMENT E 1 F 3  
APO 658

28 June 1945

TO : American and Allied Military Government Personnel.

The bearer of this statement,

Frau Ilse von Hassell

Hidden by  
the Gestapo

is on a mission approved by Military Government Bavaria to find her children believed to be in Bad Sachsa (Harz). Military Government personnel and road-blocks are ordered to give Frau von Hassell the aide necessary to expedite her journey and Allied Military Personnel is requested to facilitate her movements so far as possible. She is accompanied by her daughter Almuth von Hassell, her driver Mr. Bernd Wendland and by two Roman-Catholic clergymen, Dr. Bonus and Schincke.

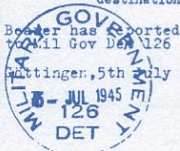
The Party with the exception of the two Catholic fathers will return with the children to Bavaria.

It is further requested that Military Government Personnel authorize German Civilian authorities to give Frau von Hassell gasoline as she may need in the interest of this mission.

HQ MIL GOV, DET HIDE, Co D, 2d MCA Regt,  
Fulda, Germany, 4 July 45.

*Charles E. Keegan*  
CHARLES E. KEEGAN  
Colonel PA  
RMGO

Approved for travel from Fulda to  
destination Bad Sachsa (Harz).



ALLIED EXPEDITIONARY FORCE  
MILITARY GOVERNMENT  
OFFICE

Signature *Charles E. Keegan*  
Date *30 July 45*  
Detachment No. *126*

Der Pass für Fey von Hassells Mutter, damit sie nach ihren Enkeln suchen konnte



CONFIDENTIAL

14 OCTOBER 1945

TO ALL ALLIED MILITARY AUTHORITIES:

Military Police - British and American  
Carabinieri  
Agenti di P.S.

1. This is in certification of the fact that the bearer,  
MRS. FEY FIRZIO- BIROLI, whose signature and photograph appear  
below, is properly authorized to travel in military vehicles.  
She is a confidential employee of the undersigned and is not to be  
detained nor interrogated without having contact with the under-  
signed.

2. She is under orders to proceed from ROME, Italy to S. LESBURG,  
Austria, having received VOCCO, Headquarters, CG., American Zone of  
Occupation. Upon accomplishment of her particular mission, she is to  
report to the undersigned at this headquarters.



Mario E. BRGD  
Major - CMP  
CI - SECTION AFHQ



CONFIDENTIAL

Der Pass, zugleich auch Reiseerlaubnis, für Fey von Hassell

C O N F I D E N T I A L

1 OCTOBER 1945

TO ALL ALLIED MILITARY AUTHORITIES:

MILITARY POLICE British and American  
CARABINIERI  
ARMIA DI PS.

1. THIS IS IN CERTIFICATION OF THE FACT THAT THE BEARER,  
WHOSE PHOTOGRAPH AND SIGNATURE APPEAR BELOW, IS A CONFIDENTIAL  
EMPLOYEE OF THE UNDERSIGNED ON SPECIAL MISSION.
2. THIS IS IN CERTIFICATION OF THE FACT THAT BEARER IS LAWFULLY  
IN POSSESSION OF THE MILITARY VEHICLE  $\frac{1}{2}$  TON (JEEP) NUMBERED  
20110768, ASSIGNED TO HIM FOR PURPOSES OF A CONFIDENTIAL  
NATURE.



*Marlo E. Brod*  
Marlo E. BROD  
Major - CMP  
CI - SECTION AFHQ



*M. Brod*  
*Marlo E. Brod*  
C O N F I D E N T I A L

Reiseerlaubnis und Pass für Feys Ehemann Detalmo

**TELEGRAMMA**

N. 31 di recapito - Rimesso al fattorino alle ore \_\_\_\_\_

Nulla è dovuto al fattorino nel recapito. Il latore rimette non riceve a stampa quando è incaricato di una ricezione.

MODULARIO - Teleg. - 63 Mod. 30 (1941-XX)

INDICAZIONI DI URGENZA La data e l'ora vede il distico

Riferito il 11-9 1945 ore 17 Le ore si contano sul meridiano di Greenwich e sono quelle dell'Europa Centrale e per telegrammi inviati per via aerea, si riferisce al tempo da cui si parte.

Per circuito N. 1522 Nei telegrammi impressi a caratteri rotondi, il tempo dopo il nome del luogo di origine rappresenta quello del telegramma, il servizio quello delle parole, gli altri la data, l'ora e il minuto della presentazione.

QUALIFICA	DESTINAZIONE	PROVENIENZA	NUM.	PAROLE	DATA della PRESENTAZIONE	VIA E INDICAZIONI EVENTUALI D'UFFICIO
<u>D</u>	<u>PONTIFICIA</u>	<u>Roma</u>	<u>23317552</u>	<u>51</u>	<u>10</u>	<u>17</u>

Int. 557 del 21-4-1933 - A. Anelli - Verona - 3.3.40.85

Bambini sono stati ritrovati: trovano presso tua madre stop Orto conferma teleponando Colomello Wille Luigi stop Wille ricevuto lettera da tua nonna con notizia stop Stanno ottima salute stop Provato telefonanti: invano causa tempo cattivo spero avere permesso Germania per giorni  
Loor Detalmo Pirzio

Nr. \_\_\_\_\_  
Bei Antwort mitzugeben.

Das  
Ordinariat des Erzbistums  
München und Freising

München 2, Rodusstr. 7, den 5.9.45.

Frau  
Fey Pirzio Birolli  
Roma  
Via Panama 52.

---

Sehr geehrte Frau Pirzio!

Gern übersende ich Ihnen beifolgend einen Brief Ihrer Frau Mutter und hoffe, dass Sie ihn bald erhalten. Ob Sie wohl die früher gesandten Briefe erhalten haben, die Ihnen die freudige Nachricht bringen wollten, dass Ihre Kinder wohlbehalten in einem Kinderheim von Innsbruck gefunden wurden und erst recht wohl behalten bei Ihrer Grossmutter sind. Von ganzem Herzen meine Glückwünsche!

Leider hat Ihre Frau Mutter noch gar keinen Brief von Ihnen erhalten. Reden Sie einmal mit P. Leiber S. J. Professore della Pontificia Università Gregoriana Piazza Pilota auf welche Weise und wann Sie dort einen Brief an Ihre Frau Mutter eventuell über meine Adresse gelangen lassen könnten.

Empfangen Sie viele Grüsse, auch für Ihren Herrn Gemahl, von

*Neuhäusler*

N. Exp. 2302

Die Kinder sind gefunden! Das Telegramm Detalmo (oben) und die Benachrichtigung durch Prälat Neuhäusler (unten)

## Namensverzeichnis

- Alvensleben, Wichard von,  
Major 191, 193
- Alverà, Pierluigi, italienischer  
Vizekonsul in München  
1939-1942 60
- Anfuso, Filippo, italienischer Bot-  
schafter in Berlin in den  
Kriegsjahren 108
- Antonelli, Paola, Tochter des  
Obersten Conte Giacomo 25,  
33,52
- Bader, Ernst, SS-Obersturmfüh-  
rer 175,176,178,182,185,188,  
189,190
- Badoglio, Mario, Sohn des Mar-  
schalls Pietro 188
- Badoglio, Pietro, italienischer  
Marschall 7,37,43,72, 77
- Berenson, Bernard. amerikani-  
scher Kunsthistoriker und  
-kritiker 47
- Bergen, Diego von, Botschafter  
am Vatikan 1920-1943 30
- Best, s. Payne-Best
- Bismarck, Otto Fürst von, Reichs-  
kanzler 42
- Blomberg, Werner von, General-  
feldmarschall, Reichskriegs-  
minister 1935-1938 45,51
- Blum, Léon, französischer Mini-  
sterpräsident 1936-1938 168,  
176,177,179,180,194,196
- Bonhoeffer, Dietrich, Pastor der  
Bekennenden Kirche, in Flos-  
senbürg am 9. April 1945  
gehängt 179
- Bonin, Bogislav von, Oberst 189,  
190, 196
- Bovolenta, Venerino, Verwalter  
des Besitzes in Brazzà 79,83,  
85,89,103,109,110, 111,206,  
207,222
- Brazzà di: s. Savorgnan di Brazzà
- Breitscheid, Rudolf, sozialdemo-  
kratischer Minister, im KZ  
Buchenwald umgekommen  
1944 168
- Bruhns, Gerda, Tochter des  
Direktors der Herziana in Rom  
29, 46
- Brüning, Heinrich, Reichskanzler  
1930-1932 13,212
- Bryans, J. Lonsdale, englischer  
Mittelsmann zwischen U. von  
Hassell und der englischen  
Regierung 61,62,66
- Cadogan, Sir Alexander, Unter-  
staatssekretär im englischen  
AA 62
- Canaris, Wilhelm, Admiral, in  
Flossenbürg am 9. April 1945  
gehängt 176,180
- Caporiacco, Contessa Andreina  
di 113
- Cassis, Marchese Eduardo e  
Gwen, Gutsbesitzer 32
- Cavazza, Conte Alessandro,  
Freund von Feys Eltern 23,41
- Chamberlain, Arthur Neville, bri-  
tischer Premierminister  
1937-1940 54,56
- Churchill, Winston Spencer, briti-  
scher Premierminister  
1940-1945,1952-1955 191
- Ciano, Conte Galeazzo, italieni-  
scher Aussenminister

- 1936-1943, Schwiegersohn Mussolinis, nach dem Prozess von Verona 1944 erschossen 36,37,40,42,50,51
- Clark, Mark W., General, amerikanischer Befehlshaber in Italien nach Ende des Krieges 200,207
- Curtius, Ludwig, Direktor des deutschen archäologischen Instituts in Rom bis September 1937 47
- Daladier, Edouard, französischer Ministerpräsident 1938-1940 54
- Dannenberg, H., Oberst 97,102, 103, 106, 108, 109,111,113, 121,122,123
- D'Inzeo, Costante, Unteroffizier 21,23,25,35,42,52
- Döhner, Kurt, Direktor der deutschen Schule in Rom 21, 29
- Dollfuss, Engelbert, österreichischer Bundeskanzler 1932-1934 27,28,48
- Dollmann, Eugen, SS-Vertreter von Himmler in Rom 43
- Eden, Anthony, britischer Außenminister 1935-38,1940-45 52
- Eisermann, Ottokar, Major 87, 88.91.95.97.102.122.224
- Falconer, Colin, Air Vice-Marshal («Sweetie») 204
- Falkenhausen, Alexander von, General, verhaftet, im KZ bis Ende des Krieges 185,196
- Faulhaber, Michael von, Kardinal, Erzbischof von München und Freising 60
- Fette, Lotti 9,14,15,16,18,19, 21,22,25,32,33,36,38,41,53, 111.133.151.224
- Fischer, Annemarie, Tochter des deutschen Militärattachés in Rom 29,30,31,36,38,39
- Flügge, Wilhelm von, Assessor, verhaftet, KZ bis Ende des Krieges 189,190
- Foster, Robert («Pussy»), Air-Marshal der englischen Besatzung in Brazzà 203
- Franco y Bahamonde, Francisco, spanischer «Caudillo» seit 1936 36,40,45
- Frank, Dr. Hans, Generalgouverneur in Polen 58
- Freisler, Dr. Roland, Präsident des Volksgerichtshofes 152.170,204
- Fromm, Friedrich, Generaloberst 99
- Gehre, Ludwig, Hauptmann, in Flossenbürg am 9. April 1945 hingerichtet 176
- George, Stefan, deutscher Dichter (1886-1933) 135
- Gerow, Leonard T., amerikanischer General 193,195
- Giacomuzzi, Luciano, Direktor der friaulanischen Elektrizitätswerke, Freund von Fey 84,113
- Gies, Annelise, ausgebildete Wochenschwester und Baby-pflegerin von Corradino und Robertino 67,68
- Giovene, dei Duchi di Girasole, Andrea, Schriftsteller 8,96
- Gisevius, Annelise, Schwester von Hans Bernd 131,139,147
- Gisevius, Hans Bernd, Regierungsrat 139,177
- Goebbels, Dr. Joseph, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda 193
- Goerdeler, Anneliese, Frau von Carl Friedrich 139,150,169
- Goerdeler, Benigna, Tochter von

- Anneliese und Carl Friedrich  
139
- Goerdeler, Bogislav, Arzt, Bruder  
von Carl Friedrich 139,143,  
149,150,151,152,166
- Goerdeler, Carl Friedrich, Ober-  
bürgermeister von Leipzig  
1930-1937, am 2. Februar  
1945 hingerichtet 36,139
- Goerdeler, Irma, Frau von Ulrich  
und Schwiegertochter von  
Anneliese und Carl Friedrich  
139, 169
- Goerdeler, Jutta, Kusine von  
Benigna 139,150
- Goerdeler, Dr. Marianne, Tochter  
von Anneliese und Carl  
Friedrich 139
- Goerdeler, Reinhard, Sohn von  
Anneliese und Carl Friedrich  
169,184
- Goerdeler, Ulrich, Sohn von  
Anneliese und Carl Friedrich  
139,169
- Göring, Hermann, Oberbefehlshaber  
der Luftwaffe, Reichsmarschall  
39,42,193
- Grilli, Mario, italienischer Verbin-  
dungsoffizier bei den Alliierten  
195
- Gropplero, Conte Gianandrea, im  
italienischen Widerstand aktiv,  
Familienfreund 92
- Haeften, Werner von, Oberleut-  
nant, erschossen am 20. Juli  
1944 in der Bendierstrasse 99
- Halifax, Lord Edward, englischer  
Aussenminister 1938-1940 51,  
61,62
- Hammerstein-Equord, Franz  
Freiherr von, Sohn von Maria  
und Kurt 169, 184
- Hammerstein-Equord, Hildrun  
Freiin von, Tochter von Maria  
und Kurt 169
- Hammerstein-Equord, Kurt Frei-  
herr von, Generaloberst 169
- Hammerstein-Equord, Maria  
Freiin von, Frau von Kurt 169,  
175, 225
- Hassell, Almuth von, verhaftet, im  
August freigelassen, Schwester  
von Fey 14,15,19,20,21,23,  
26, 28, 30, 32, 33,41,42,47,49,  
52,61,67,68,98,110,121, 131,  
132,133,181,208,209, 211,212,  
213.214.215.216.217.218.224
- Hassell, Carl Otto, Hauptmann d.  
Res., 1942 gefallen, Vetter von  
Fey 71
- Hassell, Ilse von, Frau von Ulrich  
9,13,14,15,16,19,20,23,  
24-27,31,38,39,42,46,49, 56,  
59,64,66, 67,68, 70, 72, 85, 97,  
98,100,107,110,121,123,131,  
132,170,172,181,195, 201,  
202,204.205,207,208,209,219
- Hassell, Johann Dietrich von,  
Major im Generalstab, Fes-  
tungshaft, befreit 1945, Bru-  
der von Fey 14,15,20,58,61,  
69,70,95, 133, 172,224
- Hassell, Ulrich von, Botschafter,  
am 8. September 1944 hinge-  
richtet, Vater von Fey  
8,13,17,18, 19, 20,22,  
25,26,27,28. 29, 32,  
35,36,37, 39, 40,42,43. 44.46,  
48,49,50,54,55,56,57,58,59,  
60, 62, 65. 67,69, 70, 72, 98,  
99. 100,107,  
108,132,133,169,170,  
191.204.207.224
- Hassell, Ulrike von, Kusine von  
Fey 38
- Hassell, Wolf Ulrich von. Diplo-  
mat, Bruder von Fey 14.15,54,  
70,107,121,123,131,132,170,  
204, 208, 224
- Hatz, Otto, ungarischer Oberst im  
Generalstab 159
- Heberlein, Erich, deutscher Dip-  
lomat 178

- Heberlein, Margot 178
- Henderson, Sir Nevile, englischer Botschafter in Berlin 1936-1939 58
- Hercolani, Principessa Santa, Freundin von Feys Eltern 24, 33,46,47, 70, 100,107, 223
- Hessen, Prinzessin Mafalda von, Frau von Philipp von Hessen, Tochter des italienischen Königs Viktor Emanuel III., verhaftet, in Buchenwald umgekommen 168,169,187
- Hessen, Prinz Philipp von, verhaftet 1943, KZ-Haft bis Ende des Krieges 169,187, 196
- Himmler, Heinrich, Reichsführer SS 39,40,42,59,149,153,158, 166,192,193
- Hindenburg, Paul von, Reichspräsident 1925-1934 17, 28
- Hitler, Adolf, ‚Führer‘ und Reichskanzler 17,19, 20,21, 22,25,26,33,34,35,40,44,47, 51,53,54,56,58,62,64, 71,72, 87,99,108,116,125,129,131, 134,135,144,158,170,187,191, 193,194
- Hoepner, Erich, Generaloberst, am 8. August 1944 hingerichtet 170
- Hofacker, Anna Luise (Annelie) von, Tochter von Cäsar und Ilse-Lotte 132,147,148,150
- Hofacker, Dr. Cäsar von, Oberstleutnant d. Res., am 20. Dezember 1944 hingerichtet 131,152
- Hofacker, Eberhard von, Sohn von Cäsar und Ilse-Lotte 132, 133,148
- Hofacker, Usc-Lotte von, Frau von Cäsar 131,132,139,142,147, 150,152,154,225
- Horthy, Miklós von, Admiral, ungarischer Reichsverweser 40,41,159,187
- Hunger, Kurt, Führer der Hitlerjugend in Rom 29,30,31,34
- Kállay, Miklós von, Ministerpräsident unter Horthy 1942-1944, von den Deutschen verhaftet, KZ bis Ende des Krieges 187, 194
- Kamekc, Karl Otto von 23,174
- Keegan, Charles E., Oberst, Military Governor in München 210,213,214
- Kleist-Schmenzin, Anning (Aga) von, Frau von Ewald 23,24
- Kleist-Schmenzin, Ewald von, Gutsbesitzer, konservativer Politiker, verhaftet, am 9. April 1945 hingerichtet 24
- Kokorin, Wassily, Neffe von Aussenminister Molotow 178, 179,185
- Körte, Dr. phil., Kunsthistoriker, Lehrer an der deutschen Schule in Rom 29
- Kretschmann, Hans, Oberleutnant und Adjutant von Major Eisermann während der deutschen Besatzung von Brazzà 86, 87, 88,97,102,106,108,123
- Kuhn, Arthur, Prokurist 131, 134,137
- Kuhn, Hildegard Maria, Frau von Arthur 131,134,137
- Kupfer, SS-Wache 163,165,166, 167
- Lákatos, Geisa, ungarischer Ministerpräsident, 30. August bis 15. Oktober 1944 159
- La Malfa, Ugo, Partisanenführer und italienischer Politiker 71
- Lerchenfeld, Anni, Baronin, Schwiegermutter von Claus von Stauffenberg 138,139,140, 147,153,158,166

- Ley, Dr. Robert. Führer der Deutschen Arbeitsfront 37
- Liedig, Franz Maria, Fregattenkapitän, verhaftet, KZ bis Ende des Krieges 176
- Lutz, Walter, Stabsarzt 110
- Marchetti, Guido, Oberaufseher des Besitzes in Brazzà 67,78, 79
- Medhurst, Sir Charles, Befehlshaber der englischen Luftwaffe im Mittelmeerraum 203
- Mertz von Quirnheim, Albrecht, Ritter von, Oberst, am Abend des 20. Juli 1944 in der Bendlerstrasse erschossen 99
- Momm, Harald, Oberst 18
- Morozzo della Rocca, Marchese Antonino, italienischer Diplomat 33
- Müller, Dr. Josef, Rechtsanwalt, Verbindungsmann zum Vatikan (Abwehr), verhaftet, KZ bis Ende des Krieges 176,179
- Mussolini, Benito, italienischer Regierungschef («Duce»), 1945 erschossen und gehängt 14, 19,21,22,25,26,28,32, 34,36,37, 40, 41,42,43,45,48,49,50, 52, 53,54,56,61,65,72,93,108
- Nenni. Pietro, Antifaschist, Parlamentarier, Senator bis zum Tod 1981 46
- Neuhäusler, Johann, Prälat 193, 204,211,226
- Neurath, Konstantin, Freiherr von, Reichsaussenminister 1932-1938 21,35,44,45,51,55
- Niemöller, Martin, Pfarrer der Bekennenden Kirche, seit 1937 KZ bis Ende des Krieges 43, 171,185,194
- Nigris, Maria, friaulanische Freundin von Fey 113
- Nonino, Giuseppe, Diener und Chauffeur im Hause Brazzà 8, 63,64, 65,66, 69,79,80, 84,86, 89,94,102,106,111, 203, 206, 222
- Olbricht, Friedrich, General der Infanterie, am Abend des 20. Juli 1944 in der Bendlerstrasse erschossen 99
- Oster, Hans, Generalmajor, verhaftet, am 9. April 1945 in Flossenbürg umgebracht 180
- Papafava, Conte Novello, Gutsbesitzer, Antifaschist, Vetter von Idanna di Brazzà 79
- Papke. Fräulein, SS-Wache 161, 163,164,165,166,167
- Parri. Ferruccio, Antifaschist, im Widerstand Deckname Maurizio, Ministerpräsident nach dem Krieg, Senator seit 1948 207
- Payne-Best, Sigismund, englischer Geheimdienst-Hauptmann, im KZ bis Ende des Krieges 177, 179,185,188,192,193,194,195, 196,225
- Petchek-Caro, Annelise, Freundin von Fey 29,34,46
- Petersdorff, Horst von, Oberstleutnant 177
- Pirzio-Biroli, Alessandro. Generaloberst, Onkel von Detalmo 37,82
- Pirzio-Biroli, Carlo, Hauptmann, am 8. September 1943 von den Deutschen erschossen, Sohn von Alessandro 82
- Pirzio-Biroli. Corrado, erster Sohn von Fey und Detalmo 66,67,68, 69, 70,83,86, 106,107,116,117,132,149,163, 165,183,186,192,208,209,216, 217,218,219,223
- Pirzio-Biroli. Detalmo, Dr. jur.,



- Reserveleutnant, verheiratet mit Fey 7,33,35,36,37,38,39,41. 47, 50, 54, 55, 56, 59,60,61, 62, 63, 64,65. 66, 68, 69, 70,71,72, 77. 78, 79. 82. 83, 84,85,89, 92, 93.94,95,104, 109,112,113, 123,196, 197, 198,199, 200, 201, 202, 203, 204,205,206, 207, 208, 209. 220, 222,223, 226
- Pirzio-Biroli, Giacomo, italienischer Leutnant, später in Mission für die amerikanische OSS 60.61,66,70,72,85,96,200, 223.226
- Pirzio-Biroli, Giuseppe, General, Vater von Detalmo 60, 72,83
- Pirzio-Biroli, Marina, s. Pucci di Barsento
- Pirzio-Biroli, Roberto, zweiter Sohn von Fey und Detalmo 70, 79,83, 86,107, 117,132,149, 163,165,183,186, 192,209, 216,217.218.219.223.226
- Pirzio-Biroli, Vivian, Tochter von Fey und Detalmo, geboren 1948 222,223
- Pius XL, (Ratti, Achille) Papst 1922-1939 44
- Probst, Christoph, «Weisse Rose», am 22. Februar 1943 hingerichtet 71
- Pucci di Barsento, Marchesa Marina, Detalmos Schwester 60,61,64,65,66,69, 70,72,77, 78,79,195,223
- Pucci di Barsento, Marchese Puccio, Detalmos Schwager 72, 223
- Reisinger, Irmtraut, Tochter des Botschaftskanzlers in Rom 29
- Ribbentrop, Joachim von, Reichsaussenminister seit 1938 34. 38, 49,50,51,58
- Rieter, Berta, Schweizer Kusine von Marie von Tirpitz 20
- Röhm, Ernst, Stabschef der SA, am 30. Juni 1934 ermordet 26
- Rommel, Erwin, Generalfeldmarschall, wurde am 14. Oktober 1944 zum Selbstmord gezwungen 67
- Rosmini, Augusto, Freund von Idanna di Brazzà 77
- Rosselli, Carlo und Nello, Antifaschisten, in Paris 1937 umgebracht 45
- Saragat, Giuseppe, Antifaschist, Präsident der italienischen Republik 1964-1971 46
- Savorgnan di Brazzà, Conte Alvisè, Leutnant d. Res., Partisan, Vetter von Detalmo 8, 86.88.97.110.123.222
- Savorgnan di Brazzà, Contessa Anna, Frau von Alvisè 8,106, 111.112.222
- Savorgnan di Brazzà, Contessa Idanna, Frau von Giuseppe Pirzio-Biroli, Mutter von Detalmo 60,61,63,64,77
- Schacht, Dr. Hjalmar, Reichsbankpräsident 55,187
- Schatz, Dietrich, Major, Vetter von Hans Bernd Gisevius 177, 184,196
- Schcttini, Mario, Schriftsteller 8
- Schleicher, Kurt von, Generalmajor, Reichskanzler, ermordet am 30. Juni 1934 26
- Scholl, Hans und Sophie, «Weisse Rose», am 22. Februar 1943 hingerichtet 71
- Schröder, Ingeborg, Frau eines Pastors der Bekennenden Kirche 171
- Schuh, Dr. phil., Geschichtslehrer an der deutschen Schule in Rom 29
- Schuschnigg, Kurt von, österreichischer Bundeskanzler

- 1934-1938, verhaftet, KZ bis Ende des Krieges 52,185,186, 193,194,196,217
- Schuschnigg, Maria Dolores (Sissy), Tochter von Kurt und Vera 185
- Schuschnigg, Vera von. Frau von Kurt 185
- Seydlitz-Kurzbach, Walther von, General, bei Stalingrad russische Gefangenschaft 154
- Stauffenberg, Alexander (Alex) Graf Schenk von, Professor der Alten Geschichte, Bruder von Claus 134,135,136,138,144, 148,152,153,154,158,164,171, 172,173,181,195,198, 225,226
- Stauffenberg, Alexandra Gräfin Schenk von, Tochter von Markwart sen. («Onkel Moppel») 169
- Stauffenberg, Berthold Graf Schenk von, Marineoberrichter, Bruder von Claus, am 10. August 1944 hingerichtet 135,138
- Stauffenberg, Claus Graf Schenk von, Oberst im Generalstab, am Abend des 20. Juli 1944 in der Bendlerstrasse erschossen 99, 134,135, 138
- Stauffenberg, Clemens sen. Graf Schenk von, Gutsbesitzer, Vetter von Claus 137,138,143, 148,155,163,164,165, 166,174, 225
- Stauffenberg, Clemens jr. Graf Schenk von, Sohn von Markwart sen. («Onkel Moppel») 169
- Stauffenberg, Elisabeth Gräfin Schenk von, Frau von Clemens sen. 137,143,150,159,166, 174,181,225
- Stauffenberg, Inez Gräfin Schenk von, Tochter von Markwart sen. («Onkel Moppel») 169
- Stauffenberg, Maria (Mika) Gräfin Schenk von, Frau von Berthold 138,139,140,147, 150,151,153, 164
- Stauffenberg, Maria Gabriele (Gaggi) Gräfin Schenk von, Tochter von Clemens sen. 137, 138, 147,149,150,155,226
- Stauffenberg, Markwart sen. («Onkel Moppel») Graf Schenk von, Oberst und Gutsbesitzer 138,143,144, 148,154,155,158, 161,164, 169,225
- Stauffenberg, Markwart jr. Graf Schenk von, Sohn von Clemens sen. 138,139,148,171,184, 186,225,226
- Stauffenberg, Melita (Lita) Gräfin Schenk von, Frau von Alexander 136,159,172,181
- Stauffenberg, Otto Philipp Graf Schenk von, Sohn von Clemens sen. 138,141,148,149,151, 164,171,198,225
- Stiller, Edgar, SS-Untersturmführer 175,176,178,181,185,188, 189,190
- Strasser, Gregor 26
- Stringher, Giulia und Magda, friaulanische Freundinnen von Fey 111,112
- Tacoli, Marchese Federico, Partisan 109
- Tacoli, Marchese Ferdinando, als Partisanenführer umgebracht 97,109
- Tacoli, Marchese Paolo, General, Nachbar in Brazzà und Freund 89,90,91,97
- Tacoli, Marchesa Pia, Partisanin 109,110
- Thyssen, Amelie, Frau von Fritz 170
- Thyssen, Fritz, Industrieller, 1940-1945 im KZ mit Amelie 170

- Tirpitz, Alfred von, Grossadmiral, Vater von Ilse von Hassell 13,22,96
- Tirpitz, Egbert von, Enkel von Alfred. Vetter von Fey 43,44
- Tirpitz, Margot von (Tante Mani), Tochter von Alfred, Tante von Fey 14,208
- Tirpitz, Marie von, Frau von Alfred, Grossmutter von Fey 13,14,32,38,49,53,110,132, 208
- Vermehren, Isa, Sozialfürsorgerin 171,188
- Vietinghoff, Heinrich von, Generaloberst, Oberbefehlshaber Südwest 189, 190
- Viktor Emanuel III., König von Italien 14,48,53,68,80
- Viti di Caraffa, Contessa Isabella e Maly, Freundinnen von Fey 52,55,60
- Weizsäcker, Ernst Freiherr von, Staatssekretär im AA 1936-1943, Botschafter am Vatikan 1943-1945 54
- Wendland, Georg, Freund von Almuth von Hassell 211,212, 213,214,216
- Wilhelm II., deutscher Kaiser (1888-1918) 24,28
- Wille, Franz Uly, Enkel von Berta Rictcr, Vetter von Fey 20,28

### *Bildnachweis:*

Sämtliche Abbildungen entstammen dem Privatbesitz der Familie von Hassell.